
3 1761 07137775 8

Reise in Afghanistan und Buchara.

„Amicus Plato, sed magis amica veritas“.





SCHIR-ALI-CHAN.

Reise der Russischen Gesandtschaft
in
Afghanistan und Buchara
in den Jahren 1878—79.

Von

Dr. J. L. Jaworskij.

Autorisirte Ausgabe.

Aus dem
Russischen übersetzt und mit einem Vorwort und Anmerkungen versehen
von

Dr. Ed. Petri,
Docent für Geographie und Anthropologie an der Universität Bern.

Erster Band.
Mit zwei Vollbildern und einer Karte.

Jena,
Hermann Costenoble.
1885.


LIBRARY
JAN
26
1977
UNIVERSITY
OF TORONTO

Vorwort.

Es bedarf wohl keiner näheren Begründung, daß ein Werk über Central-Asien und speziell über Afghanistan etwas durchaus Zeitgemäßes sei.

Seit Jahrzehnten ist bereits das politische Interesse für Central-Asien erwacht. Drohender aber als je sammeln sich gegenwärtig hier die Wolken. Unaufhaltsam rücken die beiden europäischen Großmächte, Rußland und England, in Central-Asien vor; unabwendbar erscheint ihr Zusammenstoß; unabwendbar der Untergang der kleinen central-asiatischen Staaten. Einst aber wird Central-Asien, wie die Verhältnisse daselbst in nächster Zukunft sich auch gestalten mögen, doch aufhören, der ewige Kampf- und Ringplatz der Menschheit zu sein. Daß die central-asiatischen Gebiete unter glücklicheren Umständen zu einer großen Rolle in kultureller Hinsicht berufen sein werden, das steht wohl für jeden weitblickenden Geographen außer Zweifel.

Der Verfasser des vorliegenden Werkes, ein mit vielseitigem Wissen und tüchtiger Beobachtungsgabe ausgestatteter junger Arzt, hat den beiden von uns angedeuteten Gesichtspunkten seine besondere Aufmerksamkeit zugewendet. Er bietet uns eine wertvolle und genaue, für den Geographen, nicht minder aber auch für den

kriegs-topographischen Abteilung des russischen Generalstabs herausgegebene neue russische Karte: „Russisch-Asien und die angrenzenden Gebiete“ 1883—84 benutzten.

Die dem Original beigegebene kleine Uebersichtskarte haben wir als gänzlich untauglich durch eine Karte aus der Anstalt von Justus Perthes ersetzt. Die geographischen Namen auf der dem zweiten Band beigegebenen Routenkarte, die im Original eine vom Text abweichende Orthographie besitzen, haben wir im Interesse der Einheitlichkeit mit den Bezeichnungen im Text in Uebereinstimmung gebracht.

Der Uebersetzer.

Inhalt des ersten Bandes.

1. Kapitel.
Taschkent. Ssamarkand.

Seite

Taschkent im Mai 1878. — Vorbereitungen zum Feldzug nach Indien. — Die Ausrüstung einer russischen Gesandtschaft nach Kabul. — Die Umstände, unter welchen die Ausrüstung getroffen wurde. — Mitglieder der Gesandtschaft. — Vorbereitungen zur Abreise von Taschkent. — Die Reise von Taschkent nach Ssamarkand. — Rüstungen der Gesandtschaft in Ssamarkand 1

2. Kapitel.
Ssamarkand. Karschi.

Von Ssamarkand bis Dscham. — Allgemeine Beschreibung der Gegend. — Von Dscham bis Tschirattschi. — Bucharische Gastfreundschaft. — Ankunft in Karschi. — Das Leben der Gesandtschaft in Karschi. — Die Bäder. — Audienz der Gesandtschaft beim Emir von Buchara Sseid-Mosafar-Ed-Din-Chan. — Bucharische Belustigungen. — Der Franzose Philipp 28

3. Kapitel.
Karschi. Amu-Darja.

Von Karschi bis Gjusar. — Charakter der Steppe. — Eine Episode mit dem Beg von Gjusar. — Der Jude in Gjusar. — Gebirgsreise von Gjusar bis Schirabad. — Das „Eiserne Thor“. — Die Tagesrast in Ser-Ab. — Dschemadar-Tjurja. — Die Stadt Schirabad. — Meine ärztliche Praxis. — Ankunft eines afghanischen Boten mit einem Brief. — Von Schirabad bis Tschuschka-Gjusar. — Wie die Gesandtschaft über den Amu-Darja hinübersetzte 70

Seite

4. Kapitel.

Im afghanischen Turkestan.

Jenseits des Amu-Darja. — Der Empfang der Gesandtschaft von Seiten der Afghanen. — Ankunft der afghanischen Eskorte. — Die erste Nacht in Afghanistan. — Durch die turkmenische Wüste bis Masari-Scherif. — Aufnahme in Masari-Scherif. — Aufenthalt der Gesandtschaft in Masari-Scherif. — Die Krankheit und der Tod des Lojnabs des Tschaar-Vilajets. — Das lokale Malaria-Fieber. — Der Emir Schir-Ali-Chan ladet die Gesandtschaft nach Kabul ein. — Wir verlassen Masari-Scherif. 118

5. Kapitel.

Im afghanischen Turkestan.

Wir rücken aus. — Die afghanische Artillerie. — Huri-Mar. — Der Paß Ab-Dug. — Naib-Abad. — Unser Reisetag. — Der Germ-Sir. — Das alte Chulum. — Tasch-Kurgan. — Das Thor des Hindukusch. — Afghanische Disziplin. — Die Lage der Gesandtschaft. — Zündhölzchen der Firma Woronzow & Co. — Kurze historisch-geographische Beschreibung des Amuthales. — Die europäischen Reisenden in diesem Thal 170

6. Kapitel.

Von Tasch-Kurgan bis Bamjan.

Längs dem Chulumfluß. — Ssajad. — Der nächtliche Ritt. — Badeßjab. — Der Heibeker Kessel. — Die Schlucht Dere-i-Sendan. — Eine Hyperbel von Burnes. — Ssar-Bag. — Hurem. — Der erste Gebirgspaß auf dem Wege nach Bamjan, Tschembarack. — Das Thal Rui. — Der Oberlauf des Flusses Chulum und das Gebirgsthal von Duab. — Die zweite von Burnes vorgebrachte Hyperbel. — Die Pässe Kisil und Kara-Kotel. — Das Thal Mader. — Ein paar Zeilen aus der gegenwärtigen afghanischen Geschichte. — Die Schlucht Badschgach. — Der Gouverneur von Bamjan. — Das Thal von Kagmard. — Eine Unkorrektheit von Burslem. — Der Aufstieg Dendan-Schiken. — Das Thal Ssaigan. — Assa foetida. — Die Schlucht Ssuchte-Tschinar — Der Ort Rigi-Ro'n. — Der Paß Ak-Rabbat. — Die Aussicht auf die umliegenden Gebirge. — Der Niedergang von dem Paß in das Thal von Bamjan 218

7. Kapitel.

Im Bamjaner Thal.

Drei Tage in Bamjan. — Die Denkmäler des Altertums: die Höhlen, die Ruinen. — Die Kolosse von Bamian. — Meine Wanderungen in den Höhlen. — Ich ersteige das Haupt eines der Kolosse. — Beschreibung der Kolosse. — Die lokalen Sagen über die Kolosse. —

Seite

Die Sochack-Burg. — Der kleine Irak-Paß. — Geographie des Thales von Bamjan; Flora und Fauna desselben. — Kurze Geschichte von Bamjan von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart. — Ein paar Worte über die Lage der alten Stadt Bamjan 280

8. Kapitel.

Von Bamjan bis Kabul.

Das Thal Irak. — Der Aufstieg zu dem großen Irak-Paß. — Der Bergknoten zwischen dem Hindu-Kusch und dem Kuch-i-Baba. — Das Dorf Charsar. — Das Kastell Gerden-Divar. — Der Paß Unai. — Der Niedergang zum Thal des Kabul-Flusses. — Sfer Tscheschme. — Koti-Aschru. — Die Ankunft des Sserdars Abdullah-Chan. — Der letzte Paß auf dem Wege nach Kabul, Ssefid-Chak. — Der Kulturzustand in den oberen Partieen des Kabul-Darja-Thales. — Ankunft des Wesirs Schah-Mohamed-Chan. — Ein Tag in Kalja-i-Kasy. — Die Elephanten. — Die letzte Post von Taschkent: der telegraphische Bericht über den Schluß des Berliner Kongresses. — Die feierliche Prozession der russischen Gesandtschaft auf Elephanten und der Einzug in Kabul. — Die Aufnahme der Gesandtschaft von Seiten der Kabuler Bevölkerung 320

9. Kapitel.

In Kabul.

Die Wohnung der Gesandtschaft in Bala-Hissar. — Die Audienz der Gesandtschaft beim Emir Schir-Ali-Chan. — Volksfestlichkeiten. — Die dem Emir vom Turkestaner General-Gouverneur zugesandten Geschenke. — Der Emir schenkt der Gesandtschaft 11000 Rupien. — Das Leben der Gesandtschaft in Kabul. — Englische Zeitungen beim Emir. — Wir erhalten eine Post aus Taschkent. — Krankheit und Tod des Kronprinzen Abdullah-Dschan. — Die Unterhandlungen des Generals Stolettow mit der afghanischen Regierung. — Die Nachricht von der Ausrüstung einer englischen Gesandtschaft nach Kabul. — Die Gesandtschaft wird von dem Emir abgewiesen. — Ein Bazar in unserer Wohnung 353

10. Kapitel.

Die Rückkehr des Generals Stolettow aus Kabul.

Eine seltsame Ueberraschung. — Der afghanische Kriegsminister. — Abreise von Kabul. — Grundriß der Geschichte der Stadt Kabul. — In zwanzig Tagen von Kabul nach Ssamarkand. — Wiederum am Ufer des Amu. — Ohne Schuld und doch schuldig. — In Schachrisjabs. — Die letzte Nacht auf der Reise. — Das Eintreffen der ersten

Seite

afghanischen Gesandtschaft in Ssamarkand. — Die Aufnahme, die ihr in Ssamarkand und Taschkent erwiesen wurde. — Die Abreise des Generals Stolettow nach Livadija. — Der zurückgebliebene Teil der Gesandtschaft erhält den Befehl, auf unbestimmte Zeit in Kabul zu verbleiben. — Kurze Uebersicht des Bamjaner Weges. — Zahlenangaben für die Marschroute 385

1. Kapitel.

Taschkent. Ssamarkand.

Taschkent im Mai 1878. — Vorbereitungen zum Feldzug nach Indien. — Die Ausrüstung einer russischen Gesandtschaft nach Kabul. — Die Umstände, unter welchen die Ausrüstung getroffen wurde. — Mitglieder der Gesandtschaft. — Vorbereitungen zur Abreise von Taschkent. — Die Reise von Taschkent nach Ssamarkand. — Rüstungen der Gesandtschaft in Ssamarkand.

Im Mai des Jahres 1878 herrschte unter den Russen in Taschkent eine so bedeutende Erregung, wie nie zuvor.

Man machte sich zu einem Feldzug nach Indien bereit. Auf einen Befehl hin an den Turkestaner Militärbezirk wurden drei Detachements formiert, die in kürzester Zeit an die Südgrenze des Gebietes ausrücken sollten.

Das Turkestaner Militär schien erwacht zu sein von einem langen Schlummer; es war in Bewegung und Aufregung geraten. Man hatte sich eilig an die Ausrüstung des Trains, der Feldlazarette und der Sanitätskompagnieen gemacht, an den Einkauf der Pferde, des Packgeräts und sonstiger für den Feldzug erforderlicher Gegenstände. Die mit der Verpflegung des Militärs betrauten Personen hatten sich in allen Windrichtungen in der Steppe verstreut, um Pferde anzukaufen und Arben (zweiräderige Gefährte der Eingebornen) zu mieten. Die Offiziere hatten ein merklich fröhliches Aussehen gewonnen, gerade als ob sie beschenkt wären. Allerorts ließen sich in ihren Kreisen Aeußerungen der größten Freude über den bevorstehenden Feldzug vernehmen.

„Furchtbar langweilig, immer auf ein und demselben Fleck zu sitzen .... Unerträglich! Wohin man auch guckt — alles

bekannt und zwar schon seit langer Zeit bekannt. Wie schön dagegen der Feldzug! Da wird man doch wenigstens von dem freien Steppenwinde umweht, da kann man genügend frische Luft einatmen! Habt Dank, Ihr Engländer! Ihr habt uns erlöst, denn wahrhaftig, wohin man auch sonst blicken wollte — allerorts „Stille und Ruh' und Gottes Segen dazu". Man hatte nirgends wohin zu gehen und brauchte auch keinen Schritt zu thun; wir wären auf diese Weise in Taschkent vermodert. Aber nein! Nach Indien gehen wir jetzt — um die Engländer von dort hinaus zu treiben. Zwar hat man auch von einem Feldzug gegen die Chinesen gemunkelt, aber wo sollen die sich mit uns schlagen: die laufen ja fort und werden nicht einmal einzuholen sein!"

In dergleichen Redensarten ergingen sich die Offiziere allerorts, wo sie zusammentrafen. Manche suchten zu erraten, wer mit den ersten Echelons gehen werde. Ein jeder wollte unter den Ersten sein. Der Erste hat das erste Treffen, die erste Auszeichnung! An Mißerfolge dachte selbstverständlich niemand: die Turkestaner Offiziere kennen keine Mißerfolge; sie haben keine mißlungenen Treffen gehabt! Allerdings zeigten sich auch unter ihnen skeptische Gemüter, die die Möglichkeit eines Mißerfolges zuließen; aber es waren ihrer nur sehr wenige. Die Mehrzahl frohlockte und rieb sich schon im voraus die Hände in Erwartung der Reisegelder, der „Podjemnije", der Diäten und vermehrten Rationen. Uebrigens war dies Händereiben in der Hoffnung auf all' die kommenden schönen Sachen recht unbegründet; man wollte wissen, daß die Angelegenheit mit den „Podjemnije" ins Stocken geraten sei. Von einigen Seiten wurde sogar mit Bestimmtheit versichert, daß die „Podjemnije" kaum zu erhalten sein werden, da der Chef des Bezirksstabs trotz mehrfacher telegraphischer Anfragen beim Kriegsminister noch immer nicht den Konsens für die Austeilung der „Podjemnije" erlangt habe; aber — dergleichen Sachen blieben durchweg unbeachtet. Späterhin, allerdings schon etwas spät, mußte ihnen Achtung geschenkt und die Erfahrung gemacht werden, daß die „Podjemnije" sehr stark beschnitten, die Diäten recht „pauvre" ausfielen und schließlich noch zurückverlangt wurden.

Auch die Soldaten schienen lustiger geworden zu sein; häufiger konnte man ein braves Lied vernehmen; ihr Gang selber

war bewußter geworden. Indessen wäre letztere Erscheinung auch auf rein physiologische Ursachen zurückzuführen sein. Seit einigen Tagen war nämlich für die zum Feldzug bestimmten Truppen eine Erhöhung der täglichen Rationen angeordnet worden. Die Truppen in Turkestan, namentlich die Schützen, werden schon für gewöhnlich sehr anständig genährt; jetzt aber wurden sie gemästet, geradezu wie zum „Schlachten". Uebrigens könnte man nach Belieben diesen Ausdruck auch im buchstäblichen Sinne auffassen.

Die verheirateten Soldaten zwar, namentlich diejenigen, die Kinder hatten, waren scheinbar etwas nachdenklich geworden. Aber auch sie wollten nicht zu den Schlechtesten gehören, sie hielten sich tapfer und versuchten sogar sich über die jüngeren Soldaten lustig zu machen, die allerdings noch stark den Bauernlümmeln ähnlich sahen. Aber auch die Verheirateten hatten nicht gar zu sehr zu sorgen. Die turkestanischen Feldzüge haben sich nie durch besondere Verluste in den Reihen des Militärs ausgezeichnet. Der Schaden durch das feindliche Feuer war zumeist sehr gering. Zu bemerken ist es übrigens, daß es auch unter den Soldaten nicht an Skeptizismus mangelte. Die Mehrzahl machte sich natürlich nur ganz nebelhafte Vorstellungen von dem bevorstehenden Feldzuge. Die einen sagten, „man geht um den Chinesen zu schlagen," weil er, „der Schiefäugige," es gewagt habe, der russischen Regierung eine Herausforderung zu senden[1].) Andere wiederum erzählten, daß „der Turkmene" wieder aufrührerisch geworden sei, da gehe man denn, um den Turkmenen zu bändigen. Es gab aber auch solche, die ein paar Brocken von der Unterhaltung der Offiziere aufgeschnappt hatten, und nun erzählten, daß es sich um einen ganz anderen Feldzug handle — einen weiten und schweren.

Im Taschkenter Publikum waren die Gespräche ganz anderer Natur. Man verhielt sich hier ablehnend zu Feldzügen jeglicher

[1]) Im Monat März d. J. war ein Brief Zsjan-Zsjuns, des Oberbefehlshabers des chinesischen Militärs in der Mongolei und Kaschgar, angelangt; ursprünglich falsch übersetzt schien dieser Brief Drohungen gegen Rußland auszusprechen für den Fall, daß dieses nicht gewillt sei, Kuldscha an China abzutreten. Späterhin stellte es sich heraus, daß der Brief keinerlei Drohungen enthalte.

Art, um so mehr aber zu einem weiten. Das Jahr 1875 stand noch in Aller Gedächtnis. Damals war die Stadt von Tag zu Tag eines Ueberfalls der Eingebornen, der Ssarten, auf die europäischen Quartiere von Taschkent gewärtig. In der Stadt befanden sich infolge der kriegerischen Aktionen im Chanat Kokan nur sehr wenige Truppen. Sämtliche friedfertige Einwohner waren darum mit Waffen versehen worden; der Belagerungszustand war proklamiert, spezifische Anordnungen hierfür getroffen, ja sogar ein Befehl erteilt, nach welchem sich sämtliche russische Einwohner der Stadt auf ein gegebenes Signal in der Citadelle einzufinden hatten. In der Stadt herrschte eine nahezu panische Furcht. Die Ssarten machten sich durch ungebührliches Betragen bemerkbar. Es waren einige Raubanfälle bekannt geworden.

Gegenwärtig nun bangte der russischen Einwohnerschaft vor der Rückkehr der wenn auch nicht gerade „alten", so doch keineswegs „guten Zeiten". Zwar blieben in Taschkent das Ortsbataillon und zwei neu formierte Reserverotten zurück, aber das Publikum meinte, daß diese Truppen für eventuellen Unglücksfall zur vollen Sicherheit der Stadt nicht genügen würden ... Viele Damen dachten an eine Reise nach Rußland, so nennt man hier das europäische Rußland. Andere wieder erklärten mit Mienen und Ton von Prophetinnen, wenngleich sie hiermit nur ihren persönlichen Wünschen Ausdruck gaben, daß es gar nicht zu einem Feldzug kommen werde, daß „das alles ja nur so sei ..." Wahrlich, sie haben sich späterhin als Prophetinnen erwiesen, wenigstens sind ihre Wünsche in Erfüllung gegangen, denn wenn der Feldzug auch zustande kam, so war „das alles wirklich doch nur so ..." Immerhin unterließen es unsere Prophetinnen nicht, „auf jeden Fall" für ihre Angehörigen Zwieback, Konserven und dergl. Feldnahrung vorzubereiten. Ich habe gesehen, wie manche von ihnen sogar spezielle Feldleibwäsche für ihre tapferen Ehegesponsten angefertigt haben.

Die Damen vom „Roten Kreuz" und solche, welche ihm nicht zugehörten, brachten in kürzester Zeit ganze Haufen von Hospital- und Verbandutensilien zusammen, bestimmt für die zukünftigen verwundeten Helden. In jedem ordentlichen Salon fast konnte man gewiß sein, ein oder mehrere Paar zarter Hände zu sehen, die flink mit Nadel und Scheere hantierten. Zwar

konnte man auch hie und da ein zweifelloses Gähnen auffangen oder eine Grimasse der lästigen Langeweile, erzeugt durch die Arbeit „zu wohltätigen Zwecken“, aber das verräterische Gähnen durfte ja mit Erfolg auch durch die infernalische Hitze gerechtfertigt werden, die hier nach dem regnerischen Frühjahr aufgetreten und nun nahezu seit drei Wochen ununterbrochen anhielt.

Das Hospital von Taschkent blieb nicht hinter der allgemeinen Bewegung zurück. Es handelte sich um die Ausrüstung eines Feldlazarettes für den Hauptteil der Truppen. Wie üblich wurde ein Oberarzt und die Ordinatoren bestimmt. Ich geriet unter die Zahl der letzteren. Aufrichtig gesagt kam mir gerade sowie der Mehrzahl der Offiziere ein Feldzug sehr erwünscht. Als nun der Feldzug bekannt wurde, so trug ich mich stets nur mit dem einen Gedanken herum: „Wenn Du nur nicht in Taschkent bleibst.“ Das wäre mir ärger als der Tod gewesen.

„Wie! Alle ziehen ins Feld, nur ich nicht? Sie ziehen... ja wohin ziehen sie... nach Indien! Und ich soll in dem langweiligen widerwärtigen Taschkent bleiben? Ich zog ja in das Turkestaner Gebiet unmittelbar vor dem türkischen Kriege lediglich nur darum, weil ich einen Feldzug nach Indien erwartete, denn schon damals ließ es sich bemerken, daß England uns allerorts schaden werde und daß es darum, warum nicht gar, auch zu einem Zusammenstoß kommen könnte. Jetzt aber „sitz' da an der Meeresküste, warte auf günstigen Wind“[1]) — besonders wenn das Meer ein Ozean — die Steppe ist.“

Bald genug, da ich mich unter der Zahl der Aerzte fand, die dem Feldlazarett beigegeben waren, hatte ich mich beruhigt. Immerhin muß ich gestehen, daß der Posten eines Hospitalordinators mir nicht ganz zusagte. Verlockender schien mir der Posten eines Bataillonsarztes zu sein — wegen der größeren Selbständigkeit der Stellung des Arztes, wegen der Praxis, schließlich aber auch wegen der größeren Beweglichkeit der Truppe; da konnte man denn auch in die Avantgarde geraten und dann... Natürlich sprach sich hierin eine jugendliche Hitze aus, das Bedürfnis nach freier Bewegung und starken Aufregungen. Sollte mir aber damals durch irgend welch' ein Wunder dasjenige

[1]) Russisches Sprichwort. Anm. des Uebers.

offenbart werden, was ich späterhin während meiner centralasiatischen Reisen durchzumachen gehabt habe, so wäre, das glaube ich, mein jugendliches Feuer momentan erkaltet und ich würde es vorgezogen haben, in dem mir plötzlich so widerwärtig gewordenen Taschkent zurück zu bleiben. Aber „die Zukunft ist uns stets verhüllt", vermutlich auch stets zu unserem eigenen Glück.

Ich hatte mich mit Eifer an meine Vorbereitungen zum Feldzug gemacht. Vor allem galt es, den Junggesellen-Haushalt zu liquidieren; das eine mußte verkauft, das andere gekauft werden. Ich hatte mich selber, ein Pferd und den Burschen (Denschtschik) in einen der Sache entsprechenden Zustand zu bringen. Ganz besonders interessierte mich die Frage, worauf der Bursche zu befördern wäre? Einige Offiziere hatten die Frage höchst einfach entschieden: „Er wird mit dem Train folgen, oder noch besser: man kauft ihm einen Esel und die Sache ist fertig." Das erste erschien mir unbequem, das zweite etwas komisch. Stellen Sie sich nur vor, was dabei herauskommen kann: es reiten einige Offiziere auf schönen feurigen Rossen und neben ihnen galoppieren auf ihren schlappöhrigen Rennern, den Eseln, ihre getreuen Sancho-Pansas. Die Esel schreien aus vollem Halse — es ist das ein Bild, wie es selbst ein heutiger Cervantes nicht verschmähen würde. — Auf dem Höhepunkte so zu sagen unserer Vorbereitungen wurde ich aber durch eine neue Anordnung überrascht.

Zu dieser Zeit nämlich ging bereits in der Stadt das dunkle Gerücht um, daß General Stolettow, der berühmte Verteidiger der Schipka, in unseren Militärbezirk berufen worden sei. Man erzählte sich, daß General Stolettow lange Zeit unter den Mohamedanern gelebt habe, mehrere Jahre im Kaukasus war, in Persien, daß er einige Zeit in Krasnowodsk sich aufgehalten und Nivellierungsarbeiten am Unterlaufe des Amu-Darja ausgeführt habe, daß er in den asiatischen Dialekten bewandert sei — und überhaupt eine Menge von Eigenschaften besitze, die für den bevorstehenden Feldzug schätzbar wären. Man meinte, er sei gerade des „Indischen Feldzuges" wegen nach Taschkent berufen worden. Davon aber, daß man eine Gesandtschaft nach Afghanistan zu entsenden beabsichtigte, hatte man keine Ahnung; niemand sprach darüber auch nur ein Wort.

An einem schönen Tage, es war das am 24. Mai 1878, erhalte ich ein Billet von dem Sekretär der Bezirk-Medizinalverwaltung. Es wurde mir mitgeteilt, „daß ich mich sofort bei Seiner Excellenz, dem Medizinal-Inspektor des Militärbezirks, einzufinden habe.“ Seitlich am Billet war die Aufschrift beigefügt: „Sehr pressant.“

Ich erscheine und vernehme, was niemand vorausgesehen hat — es sei eine Gesandtschaft nach Afghanistan bestimmt. Als Chef derselben wurde General Stolettow bezeichnet. Mir trug der Bezirksinspektor den Posten eines Arztes bei der Gesandtschaft an. Die Sache wurde sehr schleunig betrieben. Ich beeilte mich, bei meinem neuen und so unerwarteten Vorgesetzten vorzusprechen.

Indem ich das Hotel Iljin auf dem großen Prospekte passierte, fielen mir am Eingang desselben zwei Ordonnanzen auf, die stramm wie zwei Bildsäulen an beiden Seiten der Thüre standen. Ich näherte mich und fragte, ob hier der General Stolettow abgestiegen sei. „Ganz recht.“ Eine der Bildsäulen verschwindet hinter der Thüre, um mich anzumelden. Ich trete ein. Die Frische und Kühle, die in den Zimmern herrschten, bildeten einen angenehmen Gegensatz zu der glühenden Luft der Straßen.

Ich hatte den General Stolettow noch nie vorher gesehen. Nach den Vorstellungen, die ich mir über ihn aus den Zeitungsnachrichten gemacht hatte, glaubte ich, einem wackeren, abgehärteten Krieger, einer nahezu titanischen Gestalt zu begegnen. Ich war darum sehr überrascht, als ich einen kleinen Mann vor mir sah, von schwächlicher Konstitution, mit weichen Manieren und leiser Stimme. Namentlich die Stimme war es, die einen merkwürdigen Eindruck auf mich machte: die Intonation war mir schon gar zu sehr vertuscht.

Ich stellte mich vor. Der General wandte sich sofort der uns bevorstehenden Reise nach Afghanistan zu; er bemerkte, daß die größte Eile erforderlich sei, er habe sich infolge einer Erkrankung in Moskau gar zu lange aufhalten müssen; daraufhin erging er sich über seine kranke Hand, die noch Spuren einer Hautentzündung trug. Der General schloß seine Rede mit dem Rat, daß ich mich bereits am nächsten Tage von Taschkent aus

nach Ssamarkand, dem Sammelpunkt für alle Mitglieder der Gesandtschaft, begeben möge.

Den ganzen Tag über arbeitete ich so zu sagen wie im Fieber. Ich mußte meine persönlichen Angelegenheiten in Ordnung bringen, eine Feldapotheke arrangieren und schließlich Geld erlangen, wenngleich ich gegenwärtig der Meinung bin, daß ich gerade hiermit hätte beginnen sollen. Was alles ich aber auch leistete, es wurde mir doch unmöglich, am nächsten Tage auszurücken; zudem waren die für das Gehalt der Gesandtschaftsmitglieder assignierten Summen noch nicht von der Bezirks-Schatzkammer (der „Kasnatscheistwo") ausgeliefert worden.

Das betreffende Gehalt war übrigens nichts weniger als üppig ausgefallen: die fünf Oberoffiziere, die zur Gesandtschaft gehörten, erhielten je 200 Rubel „Podjemnije" und 3 Rubel Diäten täglich, für zwei Monate vorausbezahlt. Das war alles. Ein jeder wird mir zugeben müssen, daß das Gehalt ein ungenügendes war, wenn ich einige Posten der Ausgaben anführen werde.

Infolge der Mobilisation der Truppen waren die Preise für Feldgeräte stark gestiegen: so konnte man beispielsweise ein paar Packkoffer vor dem Feldzuge für 10 bis 12 Rubel kaufen, jetzt war ihr Preis auf 20 bis 25 Rubel gestiegen, ihre Qualität aber eine schlechtere geworden. Vor dem Feldzuge konnte man ein recht ordentliches Reitpferd für 40 bis 50 Rubel kaufen, jetzt aber mußten für relativ schlechte Pferde 80, 90 bis 100 Rubel gezahlt werden. Nun möge man annehmen, daß ich zwei Pferde kaufe, ein Reitpferd und ein Lastpferd, ein paar Packkoffer — da sind denn die „Podjemnije" alle. Für den Burschen aber, da hilft nichts anderes, wie sehr man die Sache auch hin und her kehrt, es muß ihm ein langöhriger Renner (ein Esel) gekauft werden. Nun aber — wo das Geld hernehmen, um die übrigen Reiseutensilien zu kaufen und die Vorräte an unentbehrlichen Nahrungsmitteln? Wir zogen ja in ein Land, von welchem wir nur so gut wie eine Phrase wußten, aus der Geographie von Obodowskij nämlich, die wir vor Jahren studiert hatten: „Afghanistan ist von einem räuberischen Stamme bevölkert. Hauptstädte: Kabul und Herat." Es ist mir bekannt, daß einige Mitglieder der Gesandtschaft infolge ihrer Unkenntnis des Landes

sich für die Reise mit einem Pud Zwieback und mehr oder weniger bedeutenden Vorräten an Zucker, Thee und anderen Nahrungsmitteln versorgt hatten. Das Schlimmste lag darin, daß keiner von uns auch nur eine Idee davon hatte, was mitzunehmen und was zu lassen sei. Oft kamen Curiosa zu Tage, wie zum Beispiel die Behauptung, daß in Kabul „zweifellos“ englische Magazine existieren, und daß wir dort nahezu einer ganzen Armee von „roten Röcken“ zu begegnen haben werden. Bei dieser Unkenntnis des Landes, in welches wir uns begaben, haben wir mancherlei unnütze Sachen einkaufen und mitschleppen müssen, andererseits aber einen Mangel an einigen wesentlich notwendigen Gegenständen zu erleiden gehabt.

Meine Ausrüstungen waren zwar dürftig getroffen, aber ich hatte in meiner Tasche, als ich Ssamarkand verließ und nach Kabul zog, doch nur einige Dutzend „Tengi“[1]) von den für zwei Monate vorausbezahlten Diätengeldern zurück behalten. Wovon ich meinen Unterhalt auf der Reise bestritten hätte, wenn nicht die Gastfreundschaft des Emirs von Buchara während unserer Reise im bucharischen Gebiete und des Emirs der Afghanen während der Reise in Afghanistan uns zur Hülfe gekommen wäre — das mochte Allah allein wissen.

Die Neuigkeit, daß eine Gesandtschaft nach Kabul abgesandt werde, verbreitete sich im Fluge durch ganz Taschkent. Die befreundeten Offiziere überschütteten mich mit Aus- und Anfragen, mit Scherzen, Witzen, Glückwünschen und verschiedentlichen Vermutungen in Bezug auf die bevorstehende Reise. Seltsamerweise war man allerorts davon überzeugt, daß die Gesandtschaft in Kabul auf eine ganze englische Armee stoßen werde. Viele sprachen die Vermutung aus, daß die Gesandtschaft Kabul gerade so wenig „wie die eigenen Ohren“ zu sehen bekommen werde, denn der Emir von Afghanistan stehe im besten Verhältnis zu den Engländern und werde die Gesandtschaft selbstverständlich nicht empfangen. Manche prophezeiten uns die erdenklichsten Uebel von dem räuberischen Volke der Afghanen, bemerkten aber dabei, daß die Gesandtschaft nur nicht den Mut verlieren solle:

---

[1]) „Tengi“ — bucharische Silbermünze, im nominellen Werte von 20 Kopeken.

es wird ihr ja auf den Fuß das tapfere Turkestaner Militär folgen. Wenn dann ihr etwas Schlimmes passieren sollte, so wird die Hülfe ja gleich bei der Hand sein ....

In dem Strudel der Vorbereitungen zur Abreise kehrte ich mich übrigens nicht an das Gerede. Mehr oder weniger wichtige Ratschläge und Winke habe ich von Oberst N. J. Koroljkow erlangt und, ich gestehe es, sie haben mir gut genützt. J. P. Ssuworow hat mir ebenfalls sehr wertvolle Mitteilungen gemacht.

Am 26. Mai wurden sämtliche Mitglieder der Gesandtschaft von dem General-Gouverneur von Turkestan empfangen. Die Gesandtschaft war folgendermaßen zusammengesetzt: Der Chef derselben — Generalmajor N. G. Stolettow; sein Adlatus Oberst (gegenwärtig Generalmajor) N. O. Rasgonow; der Topograph N. A. Benderskij; dann der Dolmetscher für persische Sprache — Secondelieutenant Nasirow; als Dolmetscher für Türksprachen — Samaan-Beg-Schichalibegow; der Beamte Malinowskij befand sich in der Gesandtschaft als Kenner der westeuropäischen Sprachen, speziell des Englischen. Ich, wie das dem Leser bekannt ist, figurierte als Arzt.

In Ssamarkand bereits wurden der Gesandtschaft 22 Kosaken aus den uralischen und orenburgischen Kosakenheeren zum „Convoi" — zum Geleit gegeben. Nur 22 Kosaken! Da sah es anders aus mit dem Geleit der englischen Gesandtschaft, die, dem Beispiel der russischen Gesandtschaft folgend, sich ebenfalls in Kabul einfinden zu müssen glaubte: da zählte man 2000 Mann in dem Gefolge und der Eskorte, ja in der Eskorte befand sich sogar Artillerie!

Am selbigen Tage, d. h. am 26. Mai, ging ich von Taschkent nach Ssamarkand, am anderen Tage erstieg ich bereits die Tschapan-atinischen Höhen[1]), die die Stadt und die angrenzenden Gebiete beherrschen.

Die Strecke von Taschkent bis Ssamarkand ist so vielfach und in so verschiedenen Farben beschrieben worden, daß ich wohl kaum etwas Neues dabei hinzuzufügen haben werde. Immerhin

---

[1]) Das „Tschapan-ata" der russischen Geographen, bei Vámbéry: „Tschobanata" — „Reisen in Mittelasien". Leipzig 1865. S. 164.

Anm. des Uebers.

möchte ich hierüber ein paar Worte vorbringen. Von Taschkent bis Tschinas, einem Städtchen, das zu jeglicher Jahreszeit schmutzig und vom „Burjan" (Steppengras)[1]) vollständig überwuchert ist, bietet der Weg nichts Besonderes.

Von Tschinas bis Dschisak — ebenfalls ein Städtchen, von der Geisel Central-Asiens, der „Rischta"[2]) ganz besonders auserlesen, — bietet der Steppenweg ebenfalls nichts Besonderes. Nichtsdestoweniger schaute ich unermüdet auf beide Seiten hin: ich machte ja diesen Weg zum ersten Mal. Uebrigens führt die unabsehbare, gleich einem Tischtuch ausgebreitete flache Steppe den Reisenden auf einige Gedanken: Der fette Boden wäre imstande, eine Menge verschiedenartiger, in dem Gebiete kultivierter Cerealien und Bäume zu ernähren. Eine vielzählige Bevölkerung könnte in glücklicher Weise hier auf diesem großartigen Territorium ihre Existenz finden (circa 10000 Quadrat-Werst). Man findet aber auf diesem Wege absolut keine Niederlassung, keinen „Kischlak"[3]). Hie und da sind bloß einige elende Kibitken der Nomaden zu bemerken, weit vom Wege verstreut. Ein Geringes fehlt, um dieses Territorium aufblühen zu machen wie einen Garten: das Wasser! Die Sache ist die, daß auf der ganzen Strecke von Tschinas bis Dschisak — über 100 Werst — sich nur vier bis fünf Brunnen befinden, aus denen mit Mühe ein Wasser, halb versetzt mit Schmutz und von widerlichem Geschmack, zu erlangen ist. Auf der ganzen Strecke giebt es nicht einen einzigen Bach, nicht einen einzigen Fluß, und eben darum wird dieses reiche schwarzerdige Territorium nur von Amphibien verschiedener Art bevölkert, von der Schildkröte an bis zur Phalange[4]); darum wird dieses Gebiet die „Hunger-Steppe" genannt. Indeß muß es doch eine Zeit gegeben haben, wo dies Gebiet ein Garten war, reich an Naturschätzen, reich an Bevölkerung? Auf eine

---

[1]) „Burjan" — ein undurchdringliches Gestrüpp, gewöhnlich aus Cirsium arvense mit vielen Compositen und hohen hartstieligen Kräutern gebildet. Anm. des Uebers.

[2]) „Rischta" (persisch = der Faden) — Fadenwurm, Guineawurm, Filaria medinensis, zu den Anneliden, Ordnung Filarides gehörend, gefährlicher Parasit, in heißen Gegenden im Unterhautbindegewebe des Menschen, verursacht durch das Austreten der Brut bedeutende Entzündungen. Anm. des Uebers.

[3]) „Kischlak" — Niederlassung des Eingebornen.

[4]) „Phalange" — Salpugo. Anm. des Uebers.

derartige Vermutung wird der Reisende durch die kaum bemerkbaren Spuren von Bewässerungskanälen geführt, die die Steppe in verschiedenen Richtungen durchkreuzen.

Zweifellos hat in diesen Kanälen Wasser geflossen — das Lebenselement der central-asiatischen Steppen. Unwillkürlich tritt da der Gedanke auf: wann war denn das? Seit wann steht der reiche Boden so wüst? Wohl kaum aber wird Jemand imstande sein, Antwort auf diese Frage zu geben. Schon die Historiker zu Alexanders des Großen Zeiten beschrieben dies Gebiet als eine wasserlose Wüste. Der chinesische Reisende Sian-Tsjan[1]) (im 7. Jahrh. n. Chr.) beschreibt diese Strecke ebenfalls als Wüste. Auch die arabischen Geographen und Reisenden sprechen hier von einer völlig wasserlosen Wüste. Das Gedächtnis des Volkes hat keinerlei Traditionen über die Blütezeit dieser Gegend aufbewahrt.

Heutzutage aber beginnt für dies Gebiet die Morgenröte eines neuen Lebens. Die turkestanische Administration hat es für möglich erachtet, den reichen Boden zu bewässern. Seit mehreren Jahren bereits wird von tausenden von Eingebornen an einem grandiösen Kanal gearbeitet, der das todte Gebiet zum Leben erwecken wird. Wenn nun dieser Plan verwirklicht, wenn die Steppe von Bewässerungskanälen durchschnitten sein wird, so wird sich auch das gesamte Gebiet rasch bevölkern und eine wahre Getreidekammer nicht nur für Russisch-Turkestan, sondern für das ganze Central-Asien werden. Bewässerung und Bevölkerung dieser Steppe, sowie eine Eisenbahn im Turkestaner Gebiet werden einen bedeutenden ökonomischen Umschwung in Central-Asien zustande bringen. Selbstverständlich aber wird dies Resultat nur dann zu erzielen sein, wenn, sei es auch nicht die ganze Steppe, so doch der größte Teil derselben mit Wasser versorgt sein wird. Der Ableitungskanal, den man vom Syr-Darja herzuleiten gedenkt, wird natürlich eine enorme Masse von Wasser zur Bewässerung eines so umfangreichen Territoriums erfordern. Aber der Syr-Darja vermag auch eine solche Menge von Wasser zu geben, wenngleich seine Schiffahrt durch die hierdurch möglicherweise noch gesteigerte Verflachung des Stromes geschädigt

[1]) Nach der Lesart von Richthofen's: „Hsüën-Tsang." Anm. des Uebers.

werden könnte. Aber man darf sich darüber eben keine großen Sorgen machen. Die Schiffahrt auf dem Syr-Darja, wie sie gegenwärtig ausgeübt wird, bringt nahezu keinen Nutzen dem Lande, wohl aber wird das Budget desselben belastet durch den Unterhalt der durchwegs untauglichen Dampfer und Schiffe der hiesigen Flotte. Es ist im höchsten Grade zu erwünschen, daß der Hauptbewässerungskanal möglichst bald vollständig ausgeführt werde, indem — ich wiederhole es — die Bewässerung der Hunger-Steppe von größter Bedeutung ist nicht nur für das Gebiet Turkestan, sondern für das ganze central-asiatische Rußland.

Aber auch in der Gegenwart liegt die Steppe nicht stets so trostlos nackt da, wie gerade zu Ende Mai, als ich sie passierte. Im Vorfrühling, im März-Monat, da ist diese Steppe eine unabsehbare prachtvolle Wiese, bedeckt von einem dichten grünen Teppich. Eine Menge verschiedentlicher Blumen verstreut in der Steppe flimmern vor den Augen. Die Luft ist erfüllt von dem wundervollen Wohlgeruche der aromatischen Steppengräser und Blumen — man vermag sich nicht satt zu atmen. Jetzt allerdings sind selbst die geringsten Ueberreste von Grün versengt worden von der brennenden Südsonne. Jetzt ist die ganze weite Steppe geradezu nichts anderes als ein mächtiger glühender Ofen. Die Einförmigkeit der gelbbraunen Oberfläche des Bodens wird nur selten unterbrochen durch die kleinen Schildkröten, die wir auf dem Wege finden; der Horizont belebt sich nur durch die wundersamen Bilder der Fata morgana der Steppe: Wälder und Ströme verlocken das von unerträglicher Hitze entzündete Auge; aber die launenhaften Gebilde verändern sich von Moment zu Moment und überzeugen den Reisenden hierdurch davon, daß sie lediglich nur Schein sind.

Langsam, im schlechten Trott und schwer atmend schleppen sich die Postpferde hin unter dem traurigen Gebimmel der dem Krummholz des Mittelpferdes untergehängten traditionellen Glocke. Die Hitze, das langsame Fahren, das ununterbrochene monotone Gebimmel der Glocke — alles das versetzt den Insassen des Gefährts in einen Zustand von Erstarrung. Wenn man ihn anschaut, so kann man allerdings nicht sagen, daß er schläft, aber man wird auch nicht behaupten wollen, daß er wache. — Da

beginnen die Pferde im Schritt zu gehen, langsam, immer langsamer ... jetzt bleiben sie vollends stehen. Mit Mühe suchen Sie sich von Ihrer Erstarrung zu befreien, Sie öffnen die Augen, Sie bemerken, daß der Kutscher, der „Jamschtschik" — gewöhnlich ein Kirgisenbube — das dampfende Seitenpferd, das alle Kräfte verloren hat, ausspannt. Er überläßt das Pferd, nachdem er es vom Geschirre befreit, seinem eigenen Geschick in der Steppe, ohne jegliche Aufsicht, ja sogar ohne ihm die Vorderfüße in die Schlinge zu thun — denn fortlaufen wird es ja nicht. Wo soll es fortlaufen: es vermag ja kaum seine Beine zu bewegen ... Ohne sich sonderlich zu beeilen, kriecht der „Jamschtschik" wieder auf seinen Sitz; jetzt schwingt er die eingetheerte Knute; den beiden übriggebliebenen Pferden gelingt es nach ein paar vergeblichen Versuchen den schwerfälligen Wagen, die „Traschpanka", in Bewegung zu bringen, sie trotten langsam weiter; Ihrer aber hat sich wiederum die frühere Erstarrung bemächtigt ...

Schließlich habe ich Dschisak hinter mir. Ein Gebirgsbach trägt mit Geräusch sein trübes, schwaches Gewässer vorüber. Vor mir habe ich den berühmten Engpaß, das Thor des „Tamerlans". Die grandiösen Thürpfosten dieses Thores werden von Felsen gebildet, die in einer Höhe von mehreren hundert Fuß senkrecht herabsteigen zum Bach. Auf dem senkrechten hohen Felsen rechter Hand vom Thor sind in einer Höhe von 5 Ssaschenj vom Boden folgende persische Inschriften eingehauen: „Die Wanderer in der Wüste und diejenigen, die die Ortschaften auf dem Lande und an den Gewässern besuchen, mögen es vernehmen, daß hier im Jahre 979 eine Schlacht stattgefunden habe zwischen dem Heere des Inhabers des Khalifats, des Schattens des Allerhöchsten, des großen Chakans Abdullah-Chan [1]), Sohn Iskender-Chans, das eine Stärke von 30000 Mann Krieger besaß, und dem Heere Derwisch-Chans, Baba-Chans und anderer Söhne. Ihrer waren aber: aus dem Geschlechte der Sultanen an 50000 Mann und der im Dienste stehenden an 400000 aus Turkestan,

---

[1]) Abdullah-Chan, eines der hervorragendsten Glieder der Dynastie der Scheibeniden, regierte in der Bucharei in der zweiten Hälfte des 16. Jahrh., geb. 1538, gest. 1597. Anm des Verf. (Als Geburtsjahr gilt gewöhnlich das Jahr 1533. Siehe Vámbéry „Geschichte Bocharas" rc. Stuttgart 1872. Bd. II. S. 76. Auch Ermans Archiv Bd. XXIII. S. 514. Anm. des Uebers.)

Taschkent, Ferghana und Deschta-Kiptschak. Das Heer des Besitzers der glücklichen Constellation der Sterne hat den Sieg davon getragen. Nachdem er aber die erwähnten Sultane besiegt, hat er aus ihrem Heere so vielen Männern den Tod geben lassen, daß von den in der Schlacht und in der Gefangenschaft Getöteten einen Monat lang auf dem Wasser des Flusses Dschisak (Dschelan-uta) das Blut geflossen ist. Das möge kund gethan sein!"

Ueber dieser Inschrift befindet sich eine andere, ebenfalls in persischer Sprache: „Mit der Hülfe des Herrn hat der große Sultan, der Besieger der Könige und der Völker, der Schatten des Gottes auf Erden, die Stütze der Verordnungen der Sunna und des göttlichen Gesetzes, der Herrscher, der den Glauben unterstützt, Ulug-Beg-Schahruch-Chan (es möge Gott ihm die Jahre seines Königtums und seiner Regierung mehren) einen Feldzug unternommen in das Land Dscheta und der Mongolen und ist von diesem Volke glücklich zurückgekehrt in diese Länder im 828. Mondjahre [1])."

Wenn Sie sich Ssamarkand nähern, so beginnen im Süd-Ost mit immer größerer und größerer Klarheit die Schneegipfel der Turkestaner und Serawschaner Bergketten hervorzutreten.

Die Riesen wachsen von Stunde zu Stunde. Das was sich im unklaren Nebel der Luftperspektive noch vor wenigen Stunden verloren hatte, das gewinnt jetzt ein sicheres Relief. Die scharfen Contouren des Bergrückens beginnen mit Bestimmtheit hervorzutreten.

Sie sind jetzt zwei Stationen entfernt von der Residenz des asiatischen Eroberers, des Tamerlans. Diese Station wird die Steinbrücke benannt. — Einige Werst von hier und es beginnt das kultivierte Thal des Serawschans, des „Goldspenders" von Centralasien [2]). — Sie sind überrascht durch das üppige Wachstum dieses grünenden endlosen Gartens, denn als ein solcher erscheint Ihnen das Thal aus der Ferne. Aber Sie nähern sich, Sie betreten das Thal — Sie befinden sich in einem

---

[1]) Die Uebersetzung der Inschriften ist dem Werke von Lerch entnommen: „Archäologische Reise in Turkestan." St. Petersburg 1870.

[2]) Persisch: Ser = Gold.

Sumpf: rundherum im bunten Wechsel Gärten und überschwemmte Felder; allerorts Wasser, ja selbst, wo das Wasser fehlt, ist's doch furchtbar schmutzig und feucht. Dafür aber haben Sie jetzt einen vorzüglich chaussierten Weg. Eine solche Chaussee finden Sie bis Ssamarkand, auf einer Strecke von 30 Werst. Nach und nach, je weiter Sie vorschreiten, macht sich ein Geräusch bemerkbar, gleich dem Rauschen eines Wasserfalles. Nach kurzer Zeit befinden Sie sich bereits am Ufer des „goldspendenden" Stromes, dessen Geräusch Sie völlig betäubt.

Nun aber steht Ihnen ein kleiner Spaziergang in Ihrem Wagen durch das Wasser bevor; dieses Wasser aber bewegt sich mit der Schnelligkeit eines vom Bogen abgeschossenen Pfeiles dahin; Brücken existieren auf diesem Strome nicht. Der Wasserspiegel steht so hoch, daß die Passage in einem gewöhnlichen Postwagen, wenn Sie nicht bereit sind, in demselben zu schwimmen, zur Unmöglichkeit wird. Sie müssen Ihr Gepäck aus dem Postwagen in eine „Arba"[1]) umladen. Der ungeheuere Durchmesser ihrer Räder kommt hier aufs beste zu statten. Sie vollziehen Ihre Uebersiedelung und versenken sich nun in die Wellen des Flusses, die wild unter der Arba hervorschäumen. Sie machen sich jeden Moment darauf bereit, daß die Arba unter dem Anprall der Wogen umgeworfen werden wird, dann — ist's um das Gepäck geschehen, vielleicht auch um Euch selber. Das Wasser ist hie und da so tief, daß die vor der Arba vorgespannten Pferde sich in dasselbe mit ganzem Körper hineinsenken. Aber der Fährmann, ein Eingeborner, hat ja sein lebelang bei dieser Arbeit verharrt, er ist seiner Sache so sicher, daß Sie ihm getrost das Ruder dieser originellen Fähre anvertrauen dürfen. Immerhin reitet ein Mann als Wegweiser vor uns. In dieser Weise hat man mehrere Arme des Flusses auf einer Strecke von 2 Werst zu passieren.

Auf dem entgegengesetzten Ufer des Flusses überraschen Sie die Ueberreste einer früheren Steinbrücke. Zwei noch erhaltene Bogen streben hoch empor, ein Zeichen der Dauerhaftigkeit des

---

[1]) Arba, das erwähnte Gefährt der Eingebornen, siehe Abbildungen bei A. Petzholdt „Umschau im Russ. Turkestan". Leipz. 1877. S. 40—41.
Anm. des Uebers.

Gemäuers und der Kunst der Menschen, die hier vor unbekannten Zeiten diese Brücke errichtet hatten. Das heutige Ssamarkand wird wohl kaum bald durch eine Brücke erfreut werden und die freiwilligen und unfreiwilligen Touristen und die Einheimischen werden sich wohl noch lange des bequemen Durchmessers der Arbaräder beim Uebersetzen über den Strom zu bedienen haben.

Jetzt gilt es, einen Berg zu besteigen. Es sind das die Höhen von Tschapan-ata, woselbst am 1. Mai 1868 der Emir von Buchara, Mosaphar-Chan, von den ihn bedrängenden Turkestaner Truppen aufs Haupt geschlagen wurde. Wir befinden uns auf dem Berge: vor uns eröffnet sich eine der schönsten Aussichten Central-Asiens. Mit Recht war dieser Ort ein beliebter Lagerplatz des großen Asiaten — Tamerlan. Ssamarkand mit seinen imposanten Denkmälern eines vergangenen Ruhmes liegt vor Ihnen, wie auf einem Teller. Die Stadt liegt in dem unabsehbaren prachtvoll grünendem Serawschaner Thal. Weiterhin wird die Fläche wie von einem Gürtel von den Bergen umspannt, die teilweise, namentlich im Osten, sich zu hohen und stolzen Schneegipfeln erheben. Ein anderer, wenn auch nicht so berühmter Herrscher wie Timur, aber vermutlich nicht minder als dieser ein Aesthetiker, der Sultan Baber, vergleicht Ssamarkand mit anderen Ortschaften der dazumal bekannten Welt und glaubt es allen anderen vorziehen zu dürfen. Kabul allein, diese ihm besonders teure Stadt, konnte in seinen Augen mit Erfolg einen Vergleich mit Ssamarkand bestehen.

Sie geraten nun in einen wahren Wald von Gärten, steigen dann Berge hinauf und hinab, wobei der Wagen zu bremsen ist und stehen schließlich, nachdem Sie das letzte Mal bergab gezogen sind, unmittelbar vor den berühmten Bauten der Timuriden: den Medresse und Moscheeen. Eine vielköpfige, vielgestaltige Menge lärmt zu Ihren Füßen. Sie befinden sich auf dem Centralbazar von Ssamarkand. Der Kirgise, Ihr „Jamschtschik“, treibt jetzt die Pferde besonders energisch an, indem er mit seiner Fertigkeit vor den Eingebornen brillieren möchte, — die Pferde gelangen in vollem Galopp bis zu den Mauern und

der Bastei der Citadelle. Jetzt wird die Glocke abgebunden, die Pferde gehen im Schritt. Sie ziehen in den russischen Stadtteil ein.

Bei der Einfahrt in die russische Stadt fällt Ihnen eine außerordentlich breite Straße auf, das sogenannte „Abramowsche" Boulevard. Die Breite dieser Straße mit dem mit Bäumen bepflanzten Boulevard in der Mitte beträgt 50 Ssaschenj. Das russische Ssamarkand überrascht durch die Regelmäßigkeit und Breite seiner Straßen, leider auch durch ihre Leere und durch den Ueberfluß an Staub, der in dichten Schichten auf den Straßen, den Trottoirs und Bäumen liegt. Die Straßen werden hier im Gegensatz zu denjenigen in Taschkent sehr selten begossen. Endlich sind Sie auch bei dem langersehnten kleinen Stationsgebäude angelangt. Treten wir ein:

Von einem Stationsgebäude in der Stadt wäre es dem Reisenden gestattet, ein wenig mehr Bequemlichkeiten zu erwarten, als von den in der weiten Steppe verlorenen Lehmhütten, den gewöhnlichen Stationen. — Vergebliches Hoffen: Sie werden sich auch hier ohne jegliche Bequemlichkeiten behelfen müssen. Aber was! Dergleichen Sachen verstehen wir zu entbehren. Der Reisende in Central-Asien wird während seiner Reisen gegen Entbehrungen erdenklichster Art in dem Maße abgehärtet, daß er späterhin mit ruhigem Mut das Ausbleiben von Bequemlichkeiten selbst dort hinnimmt, wo er sie zu erwarten vollkommen berechtigt war. Zwar mußte ich die Nacht auf den zusammengerückten Packkoffern schlafen, aber ich schlief vorzüglich, ohne mich auch nur einmal auf die andere Seite zu wenden, wenngleich das harte Lager sich meinem Körper zu spüren geben mußte.

Am folgenden Tage hatte ich meine endgültigen Ausrüstungen zu treffen. Auf der Station konnte ich allerdings nicht weiter bleiben. In der Stadt existierte nur ein Hotel; es war überfüllt. Ich mußte mich nach einem Privatlogis umsehen. Für 60 Kopeken täglich konnte ich ein ganzes Haus mieten, natürlich unmöbliert. Auch hier mußte ich auf den zusammengerückten Packkoffern schlafen. Gelegentlich möchte ich ein paar Worte über diese Packkoffer und das Gepäck überhaupt einschalten.

Die Packkoffer sind ein unvergleichliches Transportmittel für die Reisen in den gebirgigen Teilen Central-Asiens. In den hiesigen Bergen sind keine regelrecht angelegten Wege zu finden; es existieren nur Fußpfade. Natürlich läßt sich bei solchen Wegen auf Rädergefährten so gut wie gar nichts transportieren. Es gibt nur einen Transportmodus — durch Lasttiere. Pferd, Esel, Ochs, in den Bergen des Hindukusch das Kamel, werden mit besonderen Packsätteln gesattelt, den sogenannten „Palanen" der Eingebornen. Derartige „Palanen" bestehen aus einem hölzernen, durch Nägel und Riemen zusammengehaltenen „Sattelgestell", dem Skelett des Sattels; das Sattelgestell wird mehrfach durch einen dünnen Filz „Koschma" umwunden. Auf diese Weise bildet sich nun ein recht weiches und elastisches konkaves Kissen von 1½ bis 2 Fuß Länge. An dieses Kissen werden die gewöhnlichen Sattelgurten, Brust- und Schwanzriemen geheftet — das „Palan" ist damit fertig. Das ist der Packsattel der Eingebornen. Bei den Truppen des Turkestaner Bezirks ist ein Sattel anderer Art im Gebrauch, vermutlich ein solcher, wie er für unsere gesamte Armee eingeführt ist. Er besteht aus einem kurzen, circa 1 Fuß langen Sattelgestell, das nicht mit Filz umwunden, sondern einfach mit fertigen Filzdecken unterlagert wird. Meiner Meinung nach sollten derartige Sättel in gebirgiger Gegend vermieden werden, namentlich auf Wegen, wo es viele steile Hebungen und Senkungen giebt. Wenn es bergauf oder bergab geht, so neigt sich ein solcher Sattel, vermöge seiner kurzen Längsachse, stets nach vorn oder aber zurück. Nicht nur, daß die Bewegungen des Lasttieres erschwert werden durch die beständige Veränderung des Schwerpunktes der auf ihm ruhenden Last und die Last selber schwerer erscheint, sondern was die Hauptsache ist, der Rücken des Tieres wird hierdurch sehr bald aufgerieben und das Tier somit vollkommen unfähig zu jeder weiteren Arbeit gemacht. Auf glattem Wege mögen derartige Folgen der Benutzung dieses Sattels noch zu vermeiden sein. Für glatte Wege aber kann ja kaum je das Bedürfnis nach einem Lasttrain aufkommen; ein solcher wird ja fast ausschließlich nur für unzugängliche gebirgige Gegenden in Betracht gezogen.

Das Tier ist aufgesattelt; es muß bepackt werden. Jetzt

rücken die Packkoffer vor, die sogenannten „Jachtans". Ein „Jachtan" ist nichts anderes, als ein lederner Koffer. Er wird folgendermaßen konstruiert: ein Holzrahmen von kubischer Form wird mit dauerhaftem dicken Leder bezogen; dies Leder ist hie und da mit verschiedentlichen aus Leder oder Seide genähten Figuren geschmückt. Oft werden die „Jachtans" auch mit verschiedenen Farben bemalt und mit Eisen beschlagen, der Dauerhaftigkeit wegen. Die Afghanen brauchen mit Eisen beschlagene „Jachtans" [1]). Das Innere des Koffers wird mit billigem Baumwollenzeug ausgeschlagen. Der Deckel, der den Koffer von oben zudeckt, besitzt eine Oeffnung, durch welche eine Kette gezogen ist, die von dem unteren Teile des Koffers hergeleitet wird; auf diese Weise kann der Koffer vermittelst eines Schlosses geschlossen werden. Der Deckel bewegt sich auf Angeln. Auf der der Deckelöffnung entgegengesetzten Seite des Koffers, also der hinteren, werden zwei starke, aus mehreren Lederschichten zusammengenähte Riemen befestigt; an den Enden dieser Riemen befinden sich Schnallen, durch welche die Riemen desjenigen Packkoffers durchgezogen werden, der zum Kofferpaar gehört. Somit wird denn jedes Kofferpaar durch zwei Paar mit Schnallen zusammengezogener Riemen zusammengehalten. Jetzt brauchen wir nur die in angegebener Weise verbundenen Koffer auf den Sattel zu befördern, wobei der eine rechts, der andere links zu hängen kommen wird; daraufhin werden diese Koffer noch kreuzweise durch eine Schnur, die unter dem Bauche des Pferdes durchgeht, an den Sattel befestigt. Hierbei ist zu bemerken, daß die Schnur, gewöhnlich eine aus Haar geflochtene Wurfleine, der „Arkan", gerade unter dem Sattelgurt zu liegen kommt; im entgegengesetzten Fall könnte sich das Pferd den Bauch bereits nach einigen Werst beschädigt haben. Um das Pferd gegen die Beschädigung durch die Packschnur zu sichern, ist es ratsam, die Schnur mit „Koschma", dem dünnen Filz, zu umwickeln. Nach allem diesem ist das Pferd bepackt, oder wie man zu sagen pflegt, „das Gepäck ist parat."

Die Packkoffer können von verschiedener Größe sein, je nach dem Tiere, für welches sie bestimmt werden. Selbstverständlich

---

[1]) Bei den Afghanen wird der „Jachtan" — „Barchan" genannt.

werden die Koffer für ein Kamel viel größer sein als für ein Pferd oder einen Esel (Ischak). Zumeist werden sie jedoch für Pferde gemacht; ich gebe hier darum das Maß der Packkoffer für Pferde an: die Länge des Koffers beträgt 2 bis 2½ Fuß, die Breite 1½ bis 1¾ Fuß und die Höhe 1½ Fuß. Gut verfertigte Koffer können lange Zeit dienen. Oft zeichnen sie sich durch geschmackvolle Arbeit aus; hie und da sind sie mit reliefartigen, aus Leder genähten Figuren geschmückt, die Menschen, Tiere, verschiedene Gefäße rc. darstellen. In ein solches Kofferpaar vermag man 5 bis 6 Pud hineinzubringen, wenn man dabei ein Pferd mittlerer Kraft im Auge hat. Ein größeres Gepäck wäre unpraktisch. Nicht gerade daß die Pferde rascher ermüden, aber sie beschädigen sich durch den Packsattel den Rücken. Für ein stark gebirgiges Terrain wäre selbst ein solches Gepäck zu schwer.

Selbstverständlich kann man statt der Packkoffer auch Säcke verschiedener Art gebrauchen. Indessen sind die Säcke, abgesehen schon von ihrer geringen Haltbarkeit und der nachteiligen Porosität, auch aus anderen Gründen nicht so bequem: sie lassen sich schwerer ins Gleichgewicht bringen und am Sattel befestigen. Viel bequemer sind die sogenannten „Chorschums“. Es sind das Reiterquersäcke aus dickem Wollenzeug. Zwei solcher Quersäcke mit ihren oberen Enden fest aneinander genäht und ein jeder 3 bis 4 Maß fassend, werden an den Seiten des Sattels placiert und mit Schnüren befestigt. Ich habe sämtliche Arten der Bepackung erprobt und gebe natürlich der ersteren den Vorzug, d. h. der Bepackung durch „Jachtans“.

Aus „Jachtans“ bestand nun aber auch das Lager, auf welchem ich in meiner neuen umfangreichen — ich besaß fünf Zimmer — aber durchaus leeren Wohnung zu ruhen hatte.

Vor allem galt es, Pferde einzukaufen. Zum ersten Mal im Leben hatte ich mich zu einer derartigen Reise auszurüsten. Das Reiten hatte ich in Taschkent selber, etwa vor einem Jahre erst erlernt. Von Pferden verstand ich gerade so viel, wie von chinesischen Lettern. Eine Auswahl der Pferde war für mich darum eine recht schwierige Sache. Als Neuling gab ich selbstverständlich den Vorzug denjenigen äußeren Eigenschaften des Pferdes, die am meisten ins Auge fielen. Ich ließ mich durch

den Wuchs, die Farbe, die Lebhaftigkeit des Pferdes bestechen, hatte aber dabei keine Idee davon, was feste Beine bei einem Pferde zu bedeuten haben. Es fiel mir z. B. außerordentlich schwer, aus Rücksichten auf meine beschränkten Mittel von dem Einkauf eines hochgewachsenen, effektvollen und feurigen Rosses abstehen zu müssen, da der Verkäufer, ein Ssarte, für dasselbe 160 Rubel forderte.

Späterhin konnte ich damit zufrieden sein, daß ich ein solches Pferd nicht besaß: Für längere und schwierige Reisen, namentlich in gebirgigen Gegenden, sind die sogenannten Steppenpferde, die „Argamaken“, durchaus untauglich; ihre Beine sind nicht für dergleichen Routen geschaffen. Allzu viel Feuer schließlich von Seiten des Pferdes während der Reise kann den Reiter dazu bringen, daß er sein Roß auf die erste beste Schindmähre umzutauschen bereit sein wird. Und sollte der Reiter auch aus Eisen geschmiedet sein, so wird er sich doch höchst fatal fühlen, wenn er heute eine Strecke von 40 Werst zu Pferde abtanzt, morgen wieder tanzen muß und so Tag aus Tag ein. Oft hatten wir ja Strecken von 60 Werst am Tage zurückzulegen; Tagesrasten waren nicht üblich.

Lange durfte ich übrigens in meiner Wahl nicht schwanken. General Stolettow eilte sehr mit den Ausrüstungen. Uebrigens war auch wenig Anlaß zum vielen Wählen vorhanden. Vor der Ankunft der Gesandtschaft in Ssamarkand hatte hier bereits die Mobilisation der hiesigen Garnison stattgefunden, die aus einigen Bataillonen Fußvolk, einigen Kosakenregimentern und dazu gehöriger Artillerie bestand. Für alle diese Truppenteile war selbstverständlich der Kriegszeit gemäß eine Kompletierung an Train- und Reservepferden getroffen worden. Der Gesandtschaft stand darum nur der Ausschuß von der Mobilisation her zur Verfügung. Allerdings waren auch einige der von uns eingekauften Pferde derart, daß wir sie nach mehreren Tagereisen aufgeben mußten.

Ich hatte übrigens, ohne jegliches Zuthun von meiner Seite, lediglich durch Zufall, meine Pferde recht glücklich gekauft. Zwei von ihnen (ich hatte deren drei gekauft, so daß mein Bursche von dem Vergnügen, auf einem Esel zu reiten, dispensiert war), haben den ganzen Weg nach Kabul hin und zurück, so zu sagen

ohne jeglichen Anstoß gemacht. Eins der Pferde namentlich — es war ein kleiner Bergkirgise, ein Trabläufer — besaß Kapitaleigenschaften: Ausdauer, kräftige Beine und einen außerordentlich raschen Gang.

Ich stak mitten in all' den Sorgen um die Ausrüstung, den Sorgen, deren zeitraubende Kleinlichkeit sich der Europäer gar nicht einmal vergegenwärtigen vermag: es mußten ja die geringsten Sachen in Betracht genommen und eingekauft werden: von Socken, Zündhölzchen, Papier, Kohlblätterkonserven an bis zu Reservehufeisen, Nägeln, Zwirn, Pfriemen und dergleichen mehr. Immerhin suchte ich auch mit der Stadt bekannt zu werden. Mein erster Gang galt natürlich dem Gouverneur von Ssamarkand, der, gelegentlich bemerkt, den schönen Brauch pflegt, die Reisenden, die bei ihm mit einer Visite vorsprechen, zum Mittagstisch zu laden. Es besitzt dieser Brauch seine besonderen Vorzüge, namentlich für Ssamarkand, woselbst bloß ein Restaurant existiert, in dem übrigens nicht einmal täglich Speisen verabreicht werden. Dieser lobenswerte Brauch hat ferner einen doppelten Nutzen für den Wirt und für die Gäste: General Iwanow, der sich die Liebe der Ortsbevölkerung durch seine administrative Thätigkeit erworben hat, gewinnt auf diese Weise die Möglichkeit, mit einer Menge von Leuten in Berührung zu kommen, was ja zweifellos nicht nur von großer Bedeutung für seine Lebenskenntnisse überhaupt, sondern auch für das von ihm verwaltete Gebiet im speziellen ist. Für einen Reisenden aber steht der Wert eines nahrhaften und geschmackvollen Mahles nach der ermüdenden Reise in der Steppe außer jedem Zweifel.

Daraufhin stattete ich dem hiesigen Militärhospital einen Besuch ab. Ich hatte hier einen bekannten Ordinator, der vor kurzem von Taschkent aus nach Ssamarkand hinübergekommen war. Ich hatte ihn zu sprechen und interessierte mich ferner für einen Vergleich zwischen den Hospitälern von Ssamarkand und Taschkent. In diesem Fall regte sich bei mir natürlich das jedem jungen Arzte eigene Gefühl eines wissenschaftlich-praktischen Wetteifers.

Um das Hospital zu besuchen, hatte ich die Stadt zu verlassen, wohlverstanden nur das russische Ssamarkand, denn der russische Stadtteil ist von allen Seiten auf viele Werst hin von

der Stadt der Eingebornen umgeben. Circa 5 Werst von der russischen Stadt, auf dem Wege Katta-Kurgan oder, besser gesagt, auf dem Wege nach Buchara, befindet sich die Sommerabteilung des Ssamarkander Hospitals, in einem recht wüsten und nicht gerade schattigen Garten. Einige Baracken und Zelte liegen im Centrum des großen freien Platzes zusammengedrängt. Vor der Apotheke befindet sich ein kleiner Teich, umgeben von dem ewigen Schatten der ihn umrahmenden mächtigen „Karagatschen"[1]). Hie und da sind in dem Garten recht luftige Nebengebäude verstreut. In ihnen haben die Administration des Hospitals, einige Aerzte und die Hospitaldienerschaft Unterkunft gefunden. Die Kranken waren in großen Zelten placiert. Ich erfuhr, daß manche von den Aerzten hier nicht nur den doppelten Dienst zu tragen haben — denn das ist für Turkestan eine gewöhnliche Sache, sondern oft die dreifache und vierfache Pflicht von Lasten. So hatte hier z. B. ein Arzt dem Sanitätsdienst in einem Bataillon vorzustehen, gleichzeitig aber auch, trotzdem, daß er der einzige Arzt im Bataillon war, einige Krankensäle im Hospital zu besorgen und das Amt des einzigen Lehrers in der Feldscheerschule, sowie dasjenige des Sekretärs des Medizinalrates zu versehen. Ich füge noch hinzu, daß der Abstand zwischen dem Hospital und dem Standort des Bataillons ein recht bedeutender war. Der Mangel an Aerzten ist in Turkestan ein recht fühlbarer. Es ist ferner zu bemerken, namentlich für diejenigen, denen die Sorge für derartige Sachen obliegen sollte, daß die Aerzte, trotzdem daß sie den Dienst gewöhnlich für zwei bis drei Aemter versehen, dennoch aller der Vorteile entbehren, die für den Beamten sonst mit der Besorgung mehrerer Aemter verknüpft sind. In jedem anderen Ressort fällt den Personen, die mehrere Aemter versehen, das diesen Aemtern gebührende Gehalt entweder vollinhaltlich zu oder wenigstens zur Hälfte. Den Aerzten ist leider ein solches Privilegium nicht zugesprochen. Ein Arzt mag sich in Stücke zerreißen, indem er seinen direkten und den erdenklichsten indirekten Pflichten nachzukommen sucht, er wird stets bloß das seinem obligaten Posten zukommende Gehalt beziehen. Allerdings wurde

[1]) „Karagatsch" heißt Schwarzer Baum (Kara = schwarz, Agatsch = Baum; türkisch), Ulme, Rüster, Ulmus campestris. Anm. des Uebers.

in entsprechenden regierenden Kreisen die Notwendigkeit der Erhöhung der geradezu bettelhaften Besoldung der Aerzte mehrfach zur Sprache gebracht, die Frage aber ist bis auf den heutigen Tag noch immer ungelöst geblieben. Ueberhaupt kommen den Aerzten des Militärressorts, trotzdem daß ihnen für ihre Thätigkeit die größte Anerkennung von Seiten der Armee, des Publikums und der Obrigkeit gebührt, noch lange nicht diejenigen Rechte und diejenige Stellung zu, die sie ja wohl verdient haben[1]). Ich bin übrigens hierbei an eine Frage geraten, die einer speziellen umfangreichen Besprechung würdig wäre; ich schweige lieber, wenigstens vorläufig, bis auf eine passendere Gelegenheit.

Der Chefarzt des Hospitals, schon von früher mir bekannt, kam mir wie einem alten Freund entgegen und weihte mich zuvorkommend in die Sanitätsverhältnisse des Hospitals und der Stadt Ssamarkand überhaupt ein. Ich meinerseits durchkreuzte den ganzen Garten, guckte in die Apotheke und in die Küche hinein und interessierte mich sogar dafür, wie der Hospitalverwalter in einer Rohrbaracke, welche die Kanzlei des Hospitals repräsentierte, Gericht abhielt. Ja ich war neugierig genug darnach zu schauen, was sich hinter den hohen Lehmwänden des Gartens befinden mochte: es waren das übrigens wiederum nur Gärten — die Kopieen von denjenigen, die ich bereits inspiziert hatte, nur daß ihnen die Hospitalgebäude fehlten. Ueberhaupt eignet sich der Ort für ein Sommerhospital in vorzüglichster Weise. Der genannte Stadtteil, hoch über dem Serawschanerthal ragend, ist von Gärten besetzt. Die Luft ist außerordentlich rein und frisch, was für Sommerhospitäler eine Seltenheit ist. Sollte hier, d. h. im Garten des Hospitals, etwas mehr Schatten sein, so wäre das geradezu ein reizender Ort. Mit befriedigtem Gefühl verließ ich das Hospital.

Bei meiner Rückkehr fand ich zu Hause bereits den aus Taschkent eingetroffenen Feldscheer, der mir als Gehülfe beigegeben war. Er hatte die Apotheke, die die Gesandtschaft begleiten sollte, mitgebracht. Ich hatte mich nun wiederum an's Packen zu machen: es galt, die Medikamente in den Packkoffern unter-

---

[1]) Ich bitte diese Aeußerung nicht gerade als eine „oratio pro domo sua“ auffassen zu wollen.

zubringen. Es waren hierbei viel Umsicht und Vorsicht erforderlich: viele der Medikamente waren in flüssigem Zustande und in gewöhnlichen dünnen Glasbehältern verabfolgt; es waren starke Säuren vorhanden, ebenfalls in Glasgefäßen, schließlich ein Vorrat an Glaßgefäßen. Die geringste Nachlässigkeit bei der Verpackung konnte zu völligem oder jedenfalls bedeutendem Verlust an Medikamenten führen; diese aber hatten uns, wie wir das später sehen werden, einen recht wesentlichen Dienst zu leisten. Mit der Apotheke hatte ich zwei Tage zu schaffen gehabt.

Zu dieser Zeit wurde mir vom General Stolettow ein Quecksilberbarometer und ein Thermometer Celsius eingehändigt. Auch diese Instrumente waren ordentlich zu verpacken. Ich hatte die Instrumente zu mir genommen, um die Anstellung meteorologischer Beobachtungen zu erleichtern. Der Chef unserer Gesandtschaft zweifelte nämlich daran, daß es uns gelingen könne, während unserer Reise ungehindert die topographischen Aufnahmen und meteorologischen Beobachtungen zu besorgen. Uns allen stand der Fall des Herrn Prschewalskij und Kuropatkin im Gedächtnis, die während ihrer Reise im Gebiete von Kaschgar ihre Beobachtungen nur in geheimer Weise anstellen konnten, da sich die lokale Administration mit Entschiedenheit derartigen Beobachtungen widersetzte. Auf ähnlichen Widerstand glaubten auch wir bei der afghanischen Obrigkeit stoßen zu müssen und eben darum hatte ich dem General meine entsprechenden Dienste angetragen. Was hier in Central-Asien dem gewöhnlichen Europäer untersagt ist, das ist dem Arzt wohl erlaubt, da er den Eingebornen nahezu in dem Heiligenscheine einer Allmächtigkeit erscheint. Ich glaubte darum, ohne besonderen Anstoß zu erregen, eine Möglichkeit zu finden, unter dem Deckmantel der für meine Wissenschaft erforderlichen Hantierungen die Beobachtungen anstellen zu können. Die folgenden Ereignisse bestätigten meine Vermutungen bis zu einem gewissen Grade.

Währenddem nun alle diese Vorbereitungen vor sich gingen, waren auch nahezu sämtliche Mitglieder der Gesandtschaft in Ssamarkand eingetroffen. Es fehlte bloß der Oberst Rasgonow. Seit zwei Tagen war die Gesandtschaft bereits reisefertig, aber der Oberst fehlte noch immer. Er traf erst zum 1. Juni ein. — Während meines Aufenthaltes hier fand ich Gelegenheit, das

improvisierte hiesige Theater zu besuchen. Die Taschkenter dramatische Truppe war hierher vor kurzem auf die Sommerzeit übergesiedelt. Es wurde nichts Geringeres als die „Hochzeit von Kretschinskij“ gegeben. Die Darstellung war selbstverständlich schlecht. Immerhin aber, wie weit dringt doch schon die russische Kunst vor! Nichts Unmögliches, wenn man an einem schönen Abend in Buchara eine russische Oper zu hören bekommen wird.

Ssamarkand — der russische Teil der Stadt natürlich — existiert bloß zehn Jahre und ist doch im Grunde genommen eine europäische Stadt: Sie finden hier ein Casino, ein Progymnasium für Mädchen, ja sogar eine Apotheke der Stadtgemeinde mit unentgeltlicher Verabreichung von Medikamenten an unbemittelte Eingeborne. Nur wenige Kreisstädte im Europäischen Rußland haben sich derartiger Anstalten zu rühmen!

---

2. Kapitel.

Ssamarkand. Karschi.

Von Ssamarkand bis Dscham. — Allgemeine Beschreibung der Gegend. — Von Dscham bis Tschiraktschi. — Bucharische Gastfreundschaft. — Ankunft in Karschi. — Das Leben der Gesandtschaft in Karschi. — Die Bäder. — Audienz der Gesandtschaft beim Emir von Buchara Sseid-Mosaphar-Ed-Din-Chan. — Bucharische Belustigungen. — Der Franzose Philipp.

Am 2. Juni, gegen 12 Uhr Mittags, hatten sich sämtliche Mitglieder der Gesandtschaft im Hause des Generals Iwanow versammelt.

Der umfangreiche Hof vor dem Hause war von Last- und Reitpferden eingenommen. Das Gepäck, zum Aufladen bereit, lag haufenweise an verschiedenen Orten. Mehrere Eingeborne mühten sich, aus vollem Halse schreiend, mit einem trotzigen und scheuen Pferde ab, das sich nicht bepacken lassen wollte; es schlug mit den Hinterbeinen aus, es zitterte am ganzen Körper vor einem mächtigen Zelte, das ihm auf den Rücken geladen werden mußte. Schließlich als man ihm eine Pferdedecke über den Kopf geworfen hatte, ging die Sache von statten. Die Offiziersburschen waren um die „Herrschaftspferde“ und das Gepäck besorgt und ergingen sich in tiefsinnigen Spekulationen darüber, wessen Pferd am besten den Feldzug bestehen werde, welches jünger sei, schneller und dergleichen mehr. Selbstverständlich wollte ein jeder das seinige hervorheben und die armen Pferde hatten darum recht viel von den strengen Kritikern zu erleiden.

Am Thore standen zusammengedrängt die zwei Dutzend Kosaken mit ihren Gäulen. Ein Wachtmeister, mit sehr stark entwickeltem Haarwuchs im Gesicht, machte sich sehr bemerkbar durch seine rauhe abgehärtete Erscheinung. Auf seiner Brust baumelten eine ganze Reihe von „Georgien"[1]) und etliche Medaillen. Alle Kosaken waren wie auserlesen: hochgewachsen, wacker, in ihrem Aeußeren so abgehärtet, wie es eben nur Menschen sein können, die ein langjähriges Steppenleben, reich an jedwelchen Abenteuern, hinter sich haben.

Am meisten eiferte und lärmte beim Bepacken der Pferde der Karawanen-Baschi des Lasttrains, Radschab-Ali. Er stach unter den Eingebornen — Dschigiten und Lautschen[2]) — durch seine Figur stark hervor. Der hohe Wuchs, der dicke sehnige Hals, die stark entwickelte Muskulatur — ließen in ihm eine derartige Kraft und Energie vermuten, wie sie selten bei den eingebornen Tadschiken zu finden ist. Sein stark gebräuntes ausdrucksvolles Gesicht, die schwarzen glänzenden Augen und die Adlernase stellten auch seine Zugehörigkeit zu irgend einem der in Turkestan wohnenden Türkenstämme in Frage. Er ist wirklich ein Eingewanderter auf diesem Territorium — er ist ein Afghane. Späterhin, während der Reise der Gesandtschaft nach Kabul, hatten wir Gelegenheit, manche wertvolle Eigenschaften dieses Afghanen kennen zu lernen. Seine Anstellung bei der Gesandtschaft als Karawanen-Baschi des Lasttrains war sehr am Platze. Er hatte schon zu mehreren Malen nach verschiedenen Richtungen hin Central-Asien durchkreuzt. Einige mal war er sogar in Indien gewesen. Er besaß Verwandtschaft in Kabul, wohin er noch im vorigen Jahre, 1877, als Bote einen Brief von dem Turkestaner General-Gouverneur an den Emir Schir-Ali zu befördern hatte.

Jetzt stand er als Dschigit im Dienst des Chefs des Ssamar-

---

[1]) Das Ordenskreuz des heil. Georg, für Tapferkeit verliehen.
Anm. des Uebers.

[2]) Dschigit — ein Eingeborner, Reiter, der von der russischen Administration zu verschiedenen Aufträgen verwendet wird; Lautschi — Eingeborner, Lasttiertreiber eines Kamels, eines Pferdes 2c. Karawanen-Baschi — Eingeborner, der die Aufsicht über einen Lasttrain hat; er repräsentiert somit den unmittelbaren Chef der eingebornen Karawanendienerschaft.

kander Militärbezirks. Er konnte sich geläufig in drei Sprachen verständigen: im Afghanischen, Türkischen, Persischen. Es war zu bedauern, daß er nicht auch russisch sprechen und schreiben konnte.

Im Cabinet des Generals Iwanow hatten sich sämtliche Mitglieder der Gesandtschaft versammelt und plauderten über die bevorstehende Reise. Schließlich, nachdem General Iwanow einige liebe herzliche Geleitworte gesprochen hatte, begaben wir uns zu den Pferden. Einige Minuten später und die Reiter zogen sich bereits in langer Reihe durch die Straße hin, begleitet von einem großen Gefolge von Lasttieren. Der Hof blieb leer. Die Gesandtschaft wurde von einigen Vertretern der Lokal-Administration auf mehrere Werst hin begleitet.

Die brennend-heiße Mittagssonne und die staubige Luft der krummen engen Straßen des Stadtteiles der Eingebornen hüllt die Reisenden in eine glühende Atmosphäre. Es herrscht eine völlige Windstille. Die schlanken Wipfel der Pyramidalpappeln stehen unbeweglich und nur die zitternden Blätter rauschen leise und schimmern in der Sonne mit ihren glatten blanken Oberflächen. Ueber die Lehmzäune der engen Straße neigen sich hülflos Zweige der Aprikosenbäume hinüber, belastet von einem Goldregen der geschmackvollen Früchte. Hie und da blickt scheu und verstohlen zwischen den Zweigen das junge lächelnde Gesicht einer Ssartin mit klaren lebhaften Augen hervor. Bei den Eingangspförtchen sind häufig Gruppen von Ssarten zu treffen; sie erheben sich, indem die Gesandtschaft vorbeireitet, drücken ihre Hände an den Bauch und flüstern: „Aman, Aman![1]) Tjurja!" (Herrschaft).

Die Fahrt durch die krummen staubigen Straßen dauerte lange; wir mußten beständig links und rechts abbiegen. Allmählich aber wurden die Straßen leerer, die Bäume spärlicher — endlich waren wir außerhalb der Stadt. Die Stadt blieb hinter uns und auch die Gärten, von denen die Stadt umgeben war — es schaute uns die nackte Steppe entgegen in ihrem armseligen Gewande aus sonnverbrannter „Koljutschka"[2]).

---

[1]) Gruß der Eingebornen — „Sei gesund!"

[2]) „Koljutschka" — „stachliches Kraut." Volksname für Xanthium spi-

Zwar hatten wir keinen Staub mehr, es umfing uns aber dafür mit seiner Glut der Steppenwind und plagte uns den ganzen Tag über durch seinen feurigen Hauch.

Wir hatten den Weg nach Dscham genommen. Unsere Marschroute war folgende: Bis zur bucharischen Grenze hatten wir die Richtung nach Dscham einzuhalten, daraufhin mußten wir nach Karschi ziehen, von wo wir Gjusar und Schirabad passierend eine der Fähren am Amu-Darja zu erreichen hatten. Dieser Weg war viel länger als der anfänglich projektierte durch Schachrisebs. Wir mußten uns jedoch für diesen Umweg entscheiden, da der Emir von Buchara, mit dem wohl unser Chef zu verhandeln hatte, sich gegenwärtig in Karschi aufhielt.

Wir zogen somit nach Dscham. Die Reise ging anfänglich langsam von statten: wegen der Lasttiere gab es beständigen Aufenthalt: es erwies sich, daß sie kaum je unter Last gegangen waren; die Leute, die als Begleiter des Gepäcks gemietet waren, zeigten nur geringe Bekanntschaft mit dem Packen. Die Pferde waren schlecht bepackt; das Gepäck ging oft auseinander und fiel zu Boden. Die Sache mußte stets von neuem angefangen werden. Nachdem wir mehrmals in dieser Weise unfreiwillig Rast gehalten hatten, wurde das Gepäck vom General aufgegeben. Er ließ beim Gepäck einen Teil der Kosaken zurück und eilte mit den anderen und den Mitgliedern der Gesandtschaft voraus.

Der Weg führte durch die weite Steppe, die sich gegen Süden hin bis zu dem Fuße des steilansteigenden, scharfgezackten Ssamarkander Bergrückens erstreckt. Diese Berge sind eine Fortsetzung der massigen Serawschaner Bergkette, die mit dem Bergknoten Matscha beginnt. In der Ssamarkander Kette giebt es keinen Gipfel, der die Linie des ewigen Schneees erreicht. Sie bietet einen sehr reinen Typus einer Bergkette dar. Bei einer Länge der Hauptkette von 200 bis 300 Werst übertrifft sie in ihrer Breite nirgends 30 Werst. Ihr nördlicher Abhang ist nicht so steil, wie der südliche, welcher bald in scharfen Absätzen die höchste Kammlinie erreicht.

Die Höhe der Gipfel geht nirgends über 7 bis 8 tausend

---

nosum. Wird im Gouv. Chersson „Barinja" genannt = gnädige Frau; im Gouv. Ekaterinoslaw „Ljubka" = Geliebte. Anm. des Uebers.

Fuß hinaus. Infolge des Mangels an Schneegipfeln ist die Kette sehr wasserarm. Nur wenige Bäche entspringen an den nördlichen Abhängen. Der südliche Abhang liefert nur einige unbedeutende Nebenflüsse für den Kaschka-Darja-Strom. Die Berge wie die angrenzende Steppe sind recht öde. An Wald fehlt es fast gänzlich, wenn man von dem hie und da spärlich auftretenden anspruchslosen baumartigen Wachholder, „Artscha" genannt, absieht[1]). Nördlich und westlich von dieser Bergkette breitet sich in unendlicher Fläche die Steppe aus, auf welcher spärlich, sehr spärlich die „Jurten"[2]) der Nomaden-Kirgisen zerstreut sind.

Der Weg, den wir jetzt passierten, lief der Bergkette nahezu parallel; doch näherte er sich ihr allmählich. Erratische Blöcke kamen uns immer zahlreicher in den Weg; besonders viele sind ihrer in dem Bette der kleinen halbversiegten Flüsse.

Die Abenddämmerung hatte bereits die Berge in einen dichten Nebel gehüllt und verdunkelte die Steppe, als wir uns den vordersten Ausläufern der steinernen Giganten näherten. In einer Schlucht schmiegte sich an die Wand eines nahezu senkrechten Felsens ein Ssartischer Kischlak; vor ihm schäumte der Gebirgsbach.

Dieses Dörfchen wurde zum Nachtlager auserlesen. Es war hohe Zeit dazu. Die Nacht hatte bereits vollständig die Erde in ihr Dunkel gehüllt, als wir in den von einem grünen Grasteppich bedeckten Hof des örtlichen „Aksakals"[3]) einlenkten. Wir befürchteten, daß das Gepäck in der Dunkelheit den Weg verlieren oder die Pferde sich die Beine beim Passieren des steinigten Bettes des Baches beschädigen könnten. Es wurden darum ein paar Kosaken auf den Weg ausgesandt, um das Gepäck zu erwarten.

Der Tagesmarsch von 30 Werst machte sich fühlbar: ich empfand einen dumpfen Schmerz in meinen Knieen, auch der Rücken that weh. Zwar ist ein Marsch von 30 Werst noch

---

[1]) Juniperus sp. (arborea?) Anm. des Uebers.

[2]) Filzzelte der Eingebornen. Siehe: Beschreibung und Abbildung bei Petzholdt „Umschau im Russischen Turkestan". Leipz. 1877. S. 21—24. Anm. des Uebers.

[3]) „Aksakal" — in wörtlicher Uebersetzung „Weißer Bart". Diesen Namen tragen die örtlichen Dorfältesten.

nicht was Großes; ich war jedoch vor dieser Reise mit dem Reiten nur von kleinen Stadtexkursionen her bekannt gewesen; kein Wunder darum, daß dieser Marsch mich sehr ermüdet hatte. Unser Gepäck blieb noch immer aus; es war uns das sehr fatal, da wir großen Hunger und Durst hatten. Der Aksakal rannte in hellem Eifer hin und her, um etwas zur Bewirtung seines Besuches, der „Tjuri", aufzutreiben — es gelang ihm Thee und Milch herbeizuschaffen, was von uns auch sofort vertilgt wurde. Inzwischen langte auch das Gepäck an. Sofort wurde ein Feuer angemacht und schon nach wenigen Minuten schlugen die hellen Flammen an den rauchgeschwärzten Seiten des Kessels und der Pfannen empor, in welchen in aller Eile ein Abendessen zubereitet wurde. Aber nur wenige von den Reisenden vermochten das Abendessen zu erwarten: Einige von uns, darunter auch ich, streckten die müden Glieder auf den Filzdecken aus, die wir unmittelbar auf den Boden ausgebreitet hatten, und verfielen sofort in den festen Schlaf, wie ihn die Müdigkeit mit sich bringt. Als das Abendessen bereit war, versuchte man allerdings die Schlafenden zu wecken, das war jedoch vergebliche Mühe. Am folgenden Morgen, lange noch vor Sonnenaufgang, hatten wir uns schon wieder auf den Weg zu machen. Dscham, wo wir Rast halten wollten, war von hier etwas über 30 Werst entfernt — es gab also einen Ritt von mindestens 5 Stunden. Wir wollten die brennende Tageshitze vermeiden und den Rastpunkt noch vor Mittag erreichen; wir mußten darum uns womöglich früh von dem Nachtlager aufmachen.

Am nächsten Tage, gegen 5 Uhr, waren wir alle schon zu Pferde. Und nun hatten wir wieder die einförmige Fläche der Steppe vor unseren Augen mit der wilden „Koljutschka" und mit den erratischen Blöcken; es ziehen sich die gleichen nackten, von Wind und Sonne verwitterten Berge links vom Wege; es sind die gleichen staub- und rauchbedeckten armseligen dunklen Jurten der Nomaden, die man hie und da rechter Hand zu sehen bekommt. Die Einförmigkeit wird nur dann unterbrochen, wenn vor uns, unmittelbar unter den Hufen der Pferde, ein paar Feldhühner mit Geräusch auffliegen.

Da sind wir endlich in Dscham[1]). Auf unseren Karten

[1]) Absolute Höhe von Dscham 2050 Fuß, nach Larionow.

war Dscham als Festung bezeichnet. Ich war darauf gefaßt, drohende Wälle mit Schießscharten und dunklen Massen des aus ihnen hervorschauenden Geschützes zu sehen zu bekommen. Keine Spur davon! Dscham ist lediglich ein kleiner, von Usbegen bewohnter Kischlak. Es liegt fast in der Mitte eines kleinen Thalkessels, von niedrigen Hügeln umgeben. Ein seichter, trüber Fluß durchquert den Thalkessel in der Richtung von Ost nach West. Unweit vom Dorfe, im Süd-Ost, schimmerten die weißen Zelte der Soldaten. Hier hatte nämlich seit einigen Tagen das 9. Linienbataillon seinen Standort, als Avantgarde des Hauptkorps des Turkestaner Heeres. Noch mehr links den Bergen näher, auf dem Gipfel eines niedrigen Hügels, zeigten sich die Ruinen einer vormaligen kleinen bucharischen Festung. Diese kleine Festung war eben die frühere Feste Dscham. Diese Gegend war zum Sammelplatze des ganzen Hauptkorps bestimmt, das zu den Grenzen Indiens vorzurücken hatte. Wir gelangten zu der einzigen hier vorhandenen dünnen Gruppe von Bäumen, die einen kleinen schlammigen Teich umstanden. Hier waren für uns schon Zelte und Jurten von dem gastfreundlichen Kommandeur des 9. Bataillons, N. Plotnikow, vorbereitet worden. Mit Genuß streckten wir unsere müden Glieder im Schatten der Zelte aus; mit noch größerem Genuß nahmen wir von der herzlichen Bewirtung unseres Gastgebers Gebrauch. Ein Becher vom „Echten", vom „Russischen" und einige dampfende Cotelettes kamen uns wie erwünscht. Nach dem reichlichen Mahle und einer dem bekannten griechischen Gotte dargebrachten mäßigen Opferspende blieb von der Müdigkeit keine Spur mehr zurück.

Ich begann hier meine Temperaturmessungen und setzte sie während der ganzen Reise nach Möglichkeit sorgsam fort. Die Temperatur wurde gewöhnlich drei mal des Tages beobachtet: morgens, vor der Abreise von der Station zwischen 5 bis 7 Uhr, mittags zwischen 12 bis 2 Uhr und abends zwischen 7 bis 8 Uhr. Die barometrischen Beobachtungen verschob ich bis zu unserer Ankunft in Afghanistan. Auf der gesamten Route unserer Gesandschaft im bucharischen Gebiete waren barometrische Bestimmungen schon von den früheren Reisenden (Schwarz, Larionow) gemacht worden; das Barometer wurde darum noch nicht ausgepackt.

Der Chef der Gesandtschaft hatte die Anordnung getroffen, daß wir früh morgens am folgenden Tage nach Karschi aufbrechen sollten, von welchem uns eine völlig wüste Strecke von 90 Werst trennte. Ich sage eine völlig wüste Strecke, denn hier macht sich selbst ein Mangel an Wasser fühlbar. Dasjenige Wasser aber, das auf dieser Strecke zu finden ist, besitzt alle charakteristischen Eigenschaften der Salzsteppengewässer: es ist salzig und bitter. Hier ist die Steppe eine Wüste, ganz unbewohnt; sie ist einer der vielen Ausläufer der endlosen Turaner Wüste, so zu sagen eine der Untiefen des unabsehbaren Sandozeans, der sich von hier aus bis zum Kaspisee und zum Ural erstreckt.

Das Vergnügen der Reise in solch' anziehender Gegend wurde uns jedoch erspart. Am Abend desselbigen Tages langten die Gesandten des Begs der Stadt Tschiraktschi an. Dieser Beg war der jüngste Sohn des Emirs von Buchara[1]). Die Gesandten eröffneten unserem Chef, daß der Beg den lebhaften Wunsch hege, uns in seiner Stadt als Gäste zu begrüßen. Um der Bitte des jungen Begs zu gewähren, hatten wir jedoch einen Umweg von 30 bis 40 Werst zu machen, da wir hierbei von der vorgenommenen Richtung nach Karschi stark gen Süden abschwenken mußten. Dieser Umstand konnte einigermaßen als Hindernis für die Erfüllung des Wunsches des Begs gelten. Daraufhin aber hoben die Gesandten des Begs all' die Schwierigkeiten der Reise durch die wüste Gegend zwischen Dscham und Karschi eifrigst hervor. Ihren Worten nach war es unmöglich, auf diesem Wege Futter für Pferde aufzutreiben, auch wäre daselbst sehr wenig Wasser vorhanden. Sie ergingen sich ferner darüber, wie sehr der Beg durch den Besuch der russischen Gäste geschmeichelt und erfreut sein werde, und bemerkten, daß auf dem Wege nach Tschiraktschi schon alles Notwendige für die Gesandtschaft vorbereitet sei. Vor solchen gewichtigen Argumenten war es schwer Stand zu halten: die Einladung wurde angenommen.

Den folgenden Tag stand uns ein Marsch von 60 Werst bevor, von Dscham bis Tschiraktschi. Wir brachen darum noch

[1]) Namens Ssamat-Chan.

vor Sonnenaufgang auf. Das Gepäck war vorausgesandt worden, damit es nicht wiederum den ganzen Zug aufhalte.

Etwa 2 Werst von Dscham, südöstlich, befindet sich die Grenzmarke zwischen dem russischen und dem bucharischen Gebiete. Ein niedriger Steinpfahl auf einem kleinen Hügel am Wege aufgestellt, repräsentiert die Grenze. Auf der dem russischen Gebiete zugewandten Seite ist das russische Reichswappen abgebildet, auf der bucharischen Seite eine persische Aufschrift.

Ein seltsames Gefühl bemächtigte sich meiner, als ich hier das erste Mal die Grenze meines Vaterlandes überschritt. Mir wurde es so bange zu Mute, als hätte ich etwas verloren. Und wirklich verliert ja der Reisende sehr vieles, indem er hier in Central-Asien die Grenze überschreitet: den Schutz des Gesetzes, das Gefühl der persönlichen Sicherheit. Traurige Gedanken stiegen in mir auf: die Grenze ist überschritten, wann werde ich wieder die Heimat schauen, und werde ich je dazu kommen? Die Mehrzahl der europäischen Reisenden in Central-Asien ist in diesen unwirtlichen Gebieten zu Grunde gegangen. Geben wir selbst zu, daß wir keine gewöhnlichen Reisenden waren, sondern Vertreter eines fremden Reiches, deren Persönlichkeit für unantastbar gelten sollte, so hatten wir doch das Beispiel unserer Gesandtschaft von 1865 und 1866 vor uns, die einige Monate Gefangenschaft in Buchara erleiden mußte. Und das nur vor 10 Jahren! Im Jahre 1863 haben ja auch drei Italiener, die nach Buchara zum Einkauf von Seidenraupeneiern kamen, nahezu ihre Köpfe auf dem Richtplatze verloren und wurden nur durch die energische Fürsprache der russischen Regierung gerettet. Allerdings dürften die Russen im bucharischen Gebiete wohl kaum etwas anderem als der größten Zuvorkommenheit und Gastfreundschaft begegnen, aber wir zogen ja nach Afghanistan, in eine terra incognita für uns im vollen Sinne des Wortes. Meine Gefährten gaben sich vermutlich ähnlichen Gedanken hin, denn sie waren schweigsam und in sich gekehrt. Sogar Herr M., ein prinzipieller Feind des Schweigens und der Grübeleien, der bisher den ganzen Weg über unablässig geschwatzt, der eine spezielle Zeichensprache erfunden hatte, mit deren Hülfe er (wenigstens seiner Versicherung gemäß) sich sehr gut mit den Eingebornen verständigen konnte, ohne auch nur ein Wort von ihrer Sprache zu verstehen, — sogar er war

in ein Schweigen verfallen. Uebrigens schwieg er momentan möglicherweise auch lediglich aus dem Grunde, weil er sein Anteil Schlaf noch auf dem Rücken seines falben Rosses nachholte ....

Einige Zeit hielten wir uns noch auf der ziemlich ausgefahrenen Straße von Karschi. Die Gegend wurde immer hügeliger. Der Ssamarkander Bergrücken, den wir die ganze Zeit über linker Hand von uns hatten, machte jetzt eine scharfe Wendung gen Süden; er bricht schroff ab und entsendet gen Westen nur noch schwache hügelige Ausläufer, welche übrigens noch weiter nach Westen hin in einiger Entfernung sich wiederum recht kühn in zackigen Gipfeln emporheben. Auf diese Weise bildet sich in dem Zwischenraum, den wir jetzt passierten, sozusagen ein natürliches Thor, das aus dem Serawschaner Thal in die Oase von Karschi führt. Aus diesem Grunde existierte hier vor Zeiten die erwähnte kleine bucharische Festung, die gleichzeitig auch als Gefängnis für die eingebornen Verbrecher diente. Vielleicht läßt sich von diesem Umstand her der Name der Festung ableiten: „Dscham" heißt, wenn ich nicht irre, in der Sprache der Eingebornen — die Hölle.

Die Gegend gewann allmählich einen ausgesprochenen welligen Charakter. Bald lenkten wir in südöstlicher Richtung auf den Weg nach Tschiraktschi ab. Wir hatten ein paarmal auf thonschieferigem Boden recht hoch zu steigen. Hier gab es keinen Weg mehr, nur einen Berpfad, der die Abhänge der Hügel begleitet; auf letzteren waren stellenweise Kornfelder zu sehen. Uebrigens dürfte hier auch ein Transport auf Rädern nicht gerade auf bedeutende Hindernisse stoßen.

Plötzlich nähert sich ein bucharischer Reiter unserem Chef; sie besprechen etwas und pfeilschnell jagt er zurück, indem er sich links an dem steilen Rand einer tiefen Schlucht („Balka") hält. Unsere Cavalkade macht kehrt und folgt ihm nach. Der Topograph vermag sich zwar nicht Rechenschaft darüber zu geben, warum wir plötzlich umkehren, d. h. nach Nord-Ost ziehen, verzeichnet aber doch in seinem Schieferbüchlein mit einem Doppelzeichen die Veränderung der Richtung und daneben den Winkel der Ablenkung. Die Sache klärte sich jedoch bald auf: Die uns vom Beg beigegebenen Begleiter hatten nämlich die Idee gehabt, daß es nicht gerade übel wäre, sich an diesem Ort für den

bevorstehenden langen Tagesmarsch mit einem Frühstück zu stärken. Sie hatten darum schon im voraus in einer Entfernung von etwa 2 Werst von dort, wo wir den Weg veränderten, Zelte aufgeschlagen und ein Frühstück vorbereitet. Nach einigen 15 Minuten langten wir zu einem recht abschüssigen Niedergang zu einer Schlucht an. Auf der entgegengesetzten, weniger steilen Seite bemerkten wir bunte bucharische Zelte im Schatten eines Aprikosenhains aufgeschlagen. Wir sahen das Gepäck in Haufen liegen; die Kosaken spazierten in Gruppen zwischen ihren Gäulen hin und her. Die bucharische Dienerschaft befaßte sich mit den Theemaschinen, den „Ssamowaren" und mit der Zubereitung des Gastmahles. Das Laub und der Schatten des Aprikosenhaines versprachen uns eine angenehme Erholung und die dampfenden Schüsseln — ein reichliches Frühstück. Von nun an befand sich unsere Gesandtschaft in der Kost des Emirs von Buchara. Die Bucharen würden es als eine außerordentliche Beleidigung aufgefaßt haben, wenn wir ihre gastfreundschaftliche Bewirtung nicht angenommen und uns auf eigene Rechnung beköstigt hätten. Die Bewirtung war eine sehr reichliche, die Zubereitung der Speisen ließ jedoch noch manches zu wünschen übrig. Fette Speisen, wie z. B. der für Central-Asien unentbehrliche „Pilaw" sind für einen europäischen Magen nicht gerade gut geeignet. Uebrigens haben wir uns bald in die bucharische Küche hineingefunden.

Die Sonne stand bereits recht hoch und überflutete reichlich mit ihren heißen goldenen Strahlen die abgerundeten Hügel, als unsere Karawane von neuem ausrückte. Die Ortschaft veränderte sich wiederum bald. Die Hügel und Bodenerhebungen verschwanden allmählich. Die Steppe, die uns umgab, war flach, einförmig, man hätte geradezu sagen dürfen — leblos, wenn sich nicht abseits von dem Wege dann und wann Jurten gezeigt hätten, diese primitiven Wohnungen einer nicht minder primitiven Bevölkerung, der hier nomadisierenden Kirgisen; stellenweise stießen wir auch auf Getreidefelder: gleichsam kleine neue Flicke auf dem alten Gewande der Steppe. Mehrere Stunden eines Rittes in brennender Sonnenhitze und bei todter Windstille versetzen den Reiter in eine gewisse Erstarrung, er versenkt sich, man dürfte sich wohl so ausdrücken, in eine unbewußte Beobachtung des ermüdenden Prozesses der Weiterbewegung. Gegenwärtig

übrigens hielten wir uns noch ein wenig dank der Neuheit der Eindrücke, die die Reise uns darbot, wenngleich diese Eindrücke auch nicht gerade besonders sinnreicher Natur waren. Die bucharische Dienerschaft, die uns begleitete, bemühte sich die ganze Zeit über mit bewunderungswürdigem Eifer und mit Zuvorkommenheit, den schwierigen Pflichten der Gastfreundschaft nachzukommen. Auf viele Werst rund herum gab es keinen Tropfen Wasser; nun brauchte aber nur einer von den Reisenden irgendwie zu merken zu geben, daß er Durst verspüre, so wurde ihm die belebende Flüssigkeit sofort in Menge gespendet. Außer dem Wasser führten die Bucharen auch einen Vorrat von saurer Milch mit, in Form von „Ayran“ und „Katick“; mit einem Wort, sie waren zuvorkommend in glänzendster Weise. Etwa um 1 Uhr wurden wir wieder von dem gastfreundlichen Schatten der Zelte aufgenommen, die uns nach der glühenden vierziggrädigen Sonnenhitze erwünschte Ruhe gewährten. Wir machten hierbei die Bemerkung, daß wir uns genau in den gleichen Zelten und Jurten befanden, die uns schon bei der Morgenrast ihren Dienst geleistet hatten; man hatte sie nämlich, sobald sie nur von den Morgengästen frei wurden, sofort durch reitende Bucharen auf ihren gegenwärtigen Platz befördern lassen.

4 Uhr nachmittags! Bald haben wir auch diesen ermüdenden Tagesmarsch hinter uns. Am südlichen Horizonte tritt bereits eine Masse dunklen Laubes hervor; wir nähern uns: die Masse wächst immer mehr und mehr; es ist als ob sie die Steppe in ihre weit geöffneten Arme empfange. Die schlanken Gipfel von zwei bis drei Pyramidalpappeln ragen aus dieser Masse hoch empor. Da erglänzt auch der Strom — wie ein dunkelblaues Band windet er sich hin zwischen den Gärten, um dann, je weiter er sich in der Steppe verliert, gleichsam absterbend, immer mehr und mehr an Farbe abzunehmen.

Wir haben die Stadt Tschiraktschi[1]) vor uns. Bald ziehen sich rechts und links von uns die von der Sonne erhitzten Lehmmauern hin. Ein Haufen berittener Bucharen hat sich auf dem nächsten freien Platz in Erwartung der Gesandtschaft zusammengeschart. Es war das das Ehrengeleit, das der Beg

[1]) Nach Schwarz 1340 Fuß über dem Meeresspiegel.

uns von der Stadt aus entgegengesandt hatte. Es erfolgte ein Wechsel der üblichen Begrüßungen und Glückwünsche. Wir passierten darauf hin die Furt des Flusses Kaschka-Darja; eine Brücke gab es nicht, ja nicht einmal eine Fähre. Die Tiefe des Stromes beträgt an 5 Fuß, die Breite 20 bis 30 Ssaschenj. Die Passage ging glücklich von statten; das Gepäck indessen mußte von den Pferden abgeladen und in gleichen „Arbas" untergebracht werden, wie die, die am Serawschan, bei Ssamarkand von uns benutzt wurden, sonst würde das Gepäck durch das Wasser gelitten haben. Gegenwärtig, d. h. Anfangs Juni, war der Strom relativ wasserarm, denn das Schmelzen des Schneees in den Bergen war noch nicht recht im Gange. Die bedeutendsten Wassermassen führt der Strom im Juli und August, denn dann verlieren die Höhen des Hasret-Sultan, woselbst die Quellen des Stromes entspringen, ihre größten Schneemengen.

Auf dem jenseitigen steilen Ufer fiel mir zunächst ein Gebäude auf, welches einer von hohen gezackten Lehmmauern umgebenen viereckigen Citadelle nicht unähnlich sah. Es war das der Palast des Begs, momentan der Gesandtschaft zum Aufenthalt angewiesen. Das große Lehmquadrat erwies sich, als wir in dasselbe eintraten, als ein umfangreicher Hof, eingeteilt in mehrere kleine konzentrisch zu einander gelegene Höfe. In dem innersten der kleinen Höfe befinden sich einige Wohngemächer, die wir als Wohnung zu beziehen hatten. Der Eindruck, den das Aeußere des Beg-Palastes auf uns gemacht hatte, war gerade kein vorteilhafter. Die innere Ausstattung der Gemächer war eine noch schlimmere: Die nackten, nicht einmal übertünchten Wände der kleinen Wohnräume, die in die Mauern des Hofes so zu sagen eingezwängt waren, berührten das Auge unangenehm durch ihre Armseligkeit. Ein paar Holzpfähle eingeschlagen in den Wänden hatten den Dienst von Ständern für Kleider und sonstige Utensilien zu vertreten. An den Wänden standen der Reihe nach mehrere einheimische breite Betten mit Matratzen und wattierten Decken versehen. Inmitten eines Zimmers fanden wir einen roh zusammengefügten Tisch, um ihn herum ein paar grob gearbeiteter und mit rotem Baumwollenstoff („Kumatsch") überzogener Stühle. Das war denn aber auch die ganze Ausstattung der Residenz des Begs. Es wäre noch beizufügen, daß auf

keinem der Höfe des umfangreichen Gebäudes auch nur ein Fensterglas zu finden war; statt der Fenster existierten eigentlich nur Fensterläden; gleichzeitig dienten die Fensteröffnungen, wenn sie geöffnet waren, auch als Thüren. In einer Ecke des Hofes befand sich ein Zeltdach aus persischen Shawls; der Lehmboden war hier mit den billigen einheimischen Teppichen, von den Eingebornen „Pallassen" genannt, überdeckt.

Kaum daß wir auf den Hof angelangt waren, so wurden wir schon von den Höflingen des Begs mit dem „Mirachur" an der Spitze begrüßt: letzterer spielt die Rolle eines Haushofmeisters an den Höfen der Begs und des Emirs von Buchara selber.

Ein jeder der Begs in Buchara und es sind ihrer nahezu so viele, wie der Städte im bucharischen Reiche, — repräsentiert so zu sagen einen selbständigen Lehnsfürsten. Er verwaltet sein Gebiet nahezu unabhängig von dem Emir; in seinem Gebiete ist sein Wille — Gesetz. Ein jeder von ihnen besitzt seinen Hof, und wenn derselbe auch recht mikroskopisch ausfällt, so gehen ihm doch nicht die gleichen Würden und Aemter ab, wie sie am „hohen Hofe" des Emirs zu finden sind. Das Amt des Begs besteht darin, daß er das ihm anvertraute Gebiet verwaltet, ihre Verwaltung aber läßt sich darauf reduzieren, daß sie die Abgaben für den Schatz des Emirs und für ihre eigene Kasse eintreiben. Die Abgaben laufen gewöhnlich in natura ein und auch der Beg zahlt sie dem Emir in natura aus: so und so viel „Chalats"[1]), Pferde, „Batmanen" Getreide (Getreidesäcke von 8 bis 16 Pud im Gewicht) und dergl. mehr. Nur die Handelsleute entrichten ihre Abgaben in klingender Münze. Das Amt des Begs ist nicht erblich. Es steht in der Macht des Emirs, einen Beg in beliebigem Moment seiner Würde verlustig zu erklären und sie auf einen anderen zu übertragen; die mißtrauischen Regenten Bucharas verfahren auch nicht selten in dieser Weise. Nach dem Tode des Begs fällt sein gesamtes Gut dem Emir zu; die Erben des Begs erhalten nach seinem Tode so gut wie gar nichts. Indessen fällt ihnen der Verlust an dem väterlichen Erbe noch nicht so schwer, da es für sie obligatorisch ist,

---

[1]) „Chalat" — das weite schlafrockartige Oberkleid des Orientalen.
Anm. des Uebers.

in den Dienst des Emirs zu treten, woselbst sie nun rasch avancieren und selber oft zu Begs gemacht werden. Ein jeder, der im Dienste des Emirs steht und „sein großes Gehalt" bezieht, oder als Beg eines Gebietes fungiert, hat stets genügend Mittel, um nach bucharischen Begriffen recht anständig leben zu können. Der Staatsdienst ist in Buchara gewöhnlich von lebenslänglicher Dauer. Der Dienst ist nicht an ein gewisses Alter gebunden. Wenn nun dem Beg eine Stadt angewiesen wird, so bleibt er in derselben hocken, ohne sie je zu verlassen, indem er sich mit seinem Harem in den vier Wänden seines Lehmpalastes, der einer Redoute nicht unähnlich sieht, einzuschließen pflegt. Dies Hocken in der einen Stadt ist durch die Dauer der Zeit und das Beispiel der Vorgänger geradezu geheiligt und traditionell geworden. Ein oder zweimal im Jahre verläßt der Beg sein warmes Hecknestchen, um dem Befehle des Emirs folgend diesen seinen hohen Gebieter zu begrüßen; gleichzeitig liefert er auch der Schatzkammer des Emirs die Abgaben ein, die sich auf sein Gebiet bezogen. Aber bloß ein paar Tage sind es oder gerade so viel Zeit, wie das dem Emir beliebt, die der Beg in Buchara oder in einer anderen Stadt, in welcher sich der Emir momentan aufhält, zu verbringen pflegt. In üblicher Weise erhält der Beg, wenn er, die Rückreise antritt, verschiedene Geschenke, wie z. B. „Chalats" zum Zeichen der Zufriedenheit des Emirs mit seinen Diensten. Allerdings passiert es auch, daß ein Beg ohne weiteres Gericht in den unterirdischen Gefängnissen des „Arks", des Emirpalastes verschwindet oder aber, es wird schneller Prozeß gemacht und ihm wie einem Hammel der Hals abgeschnitten. Der Vater des gegenwärtigen Emirs, Nasrullah-Chan, hat häufig zu diesem Mittel gegriffen, um unter den Begs den Verrat zu ersticken, den seine krankhafte Einbildung überall witterte. Ungeachtet dieser Mittel aber gab es unter seiner Regierung mehrere Begs, deren Selbständigkeit so weit ging, daß sie den Emir lediglich nur nominell als ihr Oberhaupt anerkannten. Sie führten Kriege mit den Nachbarn, schlossen Frieden, prägten eigene Münzen und gaben ihrer Abhängigkeit von dem Emir nur insofern Ausdruck, als sie ihm von Zeit zu Zeit unbedeutende Geschenke zukommen ließen. Einer derartigen Unabhängigkeit erfreuten sich die Begs von: Schachrisebs (bis 1870), Hissar (bis 1875), Karategin und Kulab (bis 1877).

Schon aus dieser recht kurzen Beschreibung der bucharischen Machthaber ergeben sich einige Analogieen mit den russischen Bojaren aus der Epoche vor Peter I. Der Beg ist, eben so gut wie das der Fall beim russischen Bojaren war, vor seinem Emir ein schutzloser Sklave, in seinem eigenen Gebiete aber ein allmächtiger Halbgott; wir finden auch hier die gleiche Eingeschlossenheit, das gleiche Leben im Kreise der Hofdienerschaft; es ist das der gleiche Hochmut, die gleiche Faulheit, die sich in jedem Gesichtszug des Begs ausprägt; die gleiche Erhabenheit und Gemessenheit in der äußeren Erscheinung und die blinde Bevorzugung alles Einheimischen vor dem Fremden. Sehr natürlich ist darum die Frage, die die Bucharen an den quasi-Derwisch Vámbéry (1863) stellten: „Hadschi, Du hast doch schon viele Länder gesehen; sag einmal, giebt es noch eine Stadt in der Welt, wo es sich so angenehm leben läßt wie in Bochara?"[1] Selbst in der Gegenwart wäre es nicht ratsam vor einem Bewohner Bucharas sich in Vergleiche dieser Stadt mit europäischen Städten einzulassen, namentlich wenn solche Vergleiche nicht zu Gunsten der Residenz des Emirs ausfallen sollten; man dürfte leicht dafür in die schmutzigen und düsteren Gefängnisse geraten, ja die ganze Angelegenheit könnte mit einer abgeschnittenen Gurgel ihren Abschluß finden.

Die Aehnlichkeit zwischen dem russischen Bojaren und dem Beg ist selbst im Kostüm auffallend. Sehen wir von dem Turban ab[2], so dürfte man sicher mit den sämtlichen übrigen Bestandteilen des Kostüms einen russischen „Knjas" aus dem 16. Jahrhundert bekleiden. Die gelben Stiefel aus Saffianleder mit den heraufgebogenen Spitzen und die weiten „Opaschni" (Sommermäntel) und Pelze, der Form nach Stoff- oder Pelzchalats, die durch breite mit Goldplatten und Türkisen geschmückte Gürtel zusammengefaßt werden, sind dieselben, wie sie in Rußland getragen wurden. Bei den Kleidern kommen die gleichen Stoffe in Verwendung: Brocat, Shawls, Seidenzeug und anderes mehr. Hier überzeugt man sich augenscheinlich davon, daß das Rußland

---

[1] „Skizzen aus Mittel-Asien." H. Vámbéry. Leipz. 1868. S. 131.

[2] Der Turban ist übrigens bei dem in Buchara herrschenden Volksstamm, den Usbegen, keineswegs immer zu finden.

der Epoche vor Peter doch recht vieles von der tatarischen Lebensweise acceptiert hatte. Ich rede hier nicht einmal von der wichtigsten Entlehnung aus dem tatarischen Leben — der Einschließung der Frauen, die bei unseren Bojaren der Epoche vor Peter viel Anklang gefunden hatte[1]).

Ich habe bereits erwähnt, daß uns der Mirachur des Begs in der uns angewiesenen Wohnung entgegengetreten war. Es war das ein recht schöner alter Mann mit ehrwürdigem weißem Haar; sein längliches Gesicht mit den mäßig hervortretenden Backenknochen, den starken Lippen, der großen und geraden Nase und den abstehenden Ohren ließ es nicht bezweifeln, daß wir es mit einem Usbegen zu thun hatten, einem Vertreter des in Buchara herrschenden Volksstammes. Sein Haupt bedeckte ein endloser Turban, der in seiner Weiße mit dem Alpenschnee wetteifern konnte. Sein Brocatchalat war durch einen breiten Shawlgürtel zusammengehalten, der seinerseits in eine ungeheuere Schlinge auf dem respektablen Bauche des ehrwürdigen Alten zusammengeschlungen war. In seinem Gürtel staken ein paar der unvermeidlichen Messer in Gold und Türkisen eingefaßt. Er war auf einem Fuß lahm, hinkte uns jedoch rasch entgegen und lief hastig von einem zum andern und drückte uns im Vorübergehen die Hände. Daraufhin machte er sich um die Bewirtung zu schaffen.

Der bei jeder Bewirtung unvermeidliche „Tschai-Talch" war bereits aufgetischt. Der hiesige Thee („Tschai") ist der grüne aus Indien exportierte Thee; „Talch" wird er dann benannt, wenn man ihn ohne Zucker trinkt, mit Zucker getrunken heißt er „Tschai-Schirin". Auch der sogenannte „Schir-Tschai" ist bei den Central-Asiaten sehr beliebt; er wird aus Ziegelthee bereitet mit gekochter Milch, mit Fett, Salz und anderen Ingredienzien; oft werden ihm auch Gewürze beigegeben: Zimmet, Gewürznelke, Ingwer und dergleichen mehr. Wenn die Schmackhaftigkeit dieses Getränkes auch sehr in Frage zu ziehen ist, so gilt das keineswegs von seinem Nährwert, der außer jedem Zweifel steht.

Außer dem Thee waren uns noch eine Uebermenge von

---

[1]) Es findet sich die Sitte aber eben nur bei den Bojaren und bis zu gewissem Grade auch bei den reichen Städtern, das Volk wußte nichts von einer Einschließung der Frauen.

anderen Getränken, ein reichlicher Imbiß und die verschiedentlichsten Süßigkeiten aufgetragen: da fanden wir „Airan" und „Katick" (auf verschiedene Art zubereitete sauere Milch); Wasser mit Eis; verschiedene Sorten von Saft; Eiweiß mit Zucker und Sahne geschlagen; Mandeln, einfach und verzuckert; Pistaziennüsse in gleicher Zubereitung; verschiedene Sorten getrockneter Weintrauben („Kischmisch")[1]; gereinigte Aprikosenkerne; Aprikosen frisch; Kirschen; russisches Konfekt; Pfefferkuchen aus verschiedenen Frucht- und Nußteigen bereitet und dergl. mehr. Russische Zuckerkand-Raffinade und Zucker in Hüten standen hier nicht auf dem letzten Plan. Es müßte aber noch die ganze Reihe von Fleischspeisen aufgezählt werden, um den rechten Begriff von dem sogenannten „Dostarchan" der Bucharen zu geben. „Dostarchan" wird eigentlich die Tischdecke genannt, auf welcher das Gastmahl steht, dieser Name wird aber auch auf das ganze Mahl bezogen. Oft vermag der Tisch den „Dostarchan" nicht zu fassen; es wird dann ein bedeutender Teil des Fußbodens mit einigen Dutzend Speisen und Präsentiertellern besetzt[2]).

In den Zimmern herrschte eine Schwüle und eine Hitze, von den durch die Sonne erglühten Wänden herrührend, wie in einem Dampfbad. Der Schweiß floß uns in Strömen herab und ein jeder griff unwillkürlich nach dem Schnupftuch. Sobald aber die uns bedienenden Bucharen diese Bewegung bemerkt hatten, so ergriffen einige von ihnen Fächer und begannen mit ihnen dermaßen zu arbeiten, daß sie eine recht bemerkbare Luftbewegung zustande brachten. Wir konnten uns anfänglich beim Anblick der Fächerschwinger nicht vor Lachen halten, fanden uns aber bald in den ruhigen Genuß der uns zugefächelten Kühle hinein.

Wir trafen bereits Anstalten, um unseren Gliedern, die von der langen Reise ermüdet waren, Ruhe zu gewähren und die uns angewiesenen Betten zu benutzen, als plötzlich der Mirachur die Mitteilung machte, daß unser Gastherr, der Beg von Tschiraktschi, uns sogleich mit seinem Besuch zu beehren

---

[1]) Genau genommen gilt die Bezeichnung „Kischmisch" nur für kernlose Rosinen. Anm. des Uebers.

[2]) Selbstverständlich gab es keinen Wein bei dem Dostarchan, er konnte ja nicht aufgetischt werden, da unsere Gastgeber strikte Mohamedaner waren.

gedenke. Nun mußten wir wiederum in die staubigen Röcke kriechen und die Füße in die von der Sonne glühend gemachten Stiefel zwängen. Nach einigen Minuten erschien auf dem Hofe der Beg auf einem feurigen Vollblutroß, das mit einer Brokatdecke und einem mit Türkisen übersäeten Halfter geschmückt war. Er wurde, indem er sich vom Pferde herabließ, von den kräftigen Armen seiner Begleiter aufgefangen. Der Beg ist einer der vielen Söhne des Emirs von Buchara. Er ist noch sehr jung, höchstens 18 Jahre alt. Sein von Gesundheit strotzendes Gesicht ist sehr schön, trägt jedoch den Stempel der Beschränktheit. Die großen dunklen Augen schauen geistlos und ein wenig furchtsam unter den schmalen schön geschwungenen dunklen Brauen hervor. Die an und für sich regelmäßigen Züge tragen noch den Charakter einer gewissermaßen kindlichen Unvollendung; von Barthaar zeigt sich noch keine Spur.

Er nahm am Tische Platz, nachdem er die Gesandtschaft begrüßt hatte, schien sich aber recht unbehaglich zu fühlen. Der General, der mit Leichtigkeit im Persischen und Türkischen conversierte, suchte ihn zu unterhalten, aber die Antworten und Fragen des jungen Begs waren zumeist sehr einsilbig und klangen nahezu wie Befehle. Bei jedem Worte schaute er zu seinem Machram-Baschi[1]) hinüber — er schien ihn befragen zu wollen, ob er auch recht geantwortet habe. Ich hatte den Eindruck, daß der Machram-Baschi hierbei leicht mit dem Kopfe nickte, somit die stumme Anfrage bejahte. Der Prinz sprach den Wunsch aus, das Berdansche Gewehr, mit welchem unsere Kosaken bewaffnet waren, zu betrachten. Die Kosaken mußten die Handhabung der Schießwaffe und der „Schaschka" (Kosakensäbel) zeigen.

Es dunkelte bereits stark, als der Beg sich entfernte, nachdem er vom General einen Ehrenchalat und eine silberne Uhr zum Geschenk erhalten und anscheinend von alledem, was er gesehen, sehr befriedigt war. Bei der Ankunft und bei der Entfernung des Begs wurde von einigen Personen aus seinem Geleit ein wildes Geschrei erhoben, ein Wehklagen und Geheul. Auf mein

---

[1]) Der Machram-Baschi vertritt das Amt eines Hofmeisters und eines älteren Kameraden in den Belustigungen und Spielen der bucharischen und der central-asiatischen Prinzen überhaupt.

Befragen, was dies Geschrei zu bedeuten habe, erhielt ich die Auskunft, daß hiermit das Erscheinen von Mitgliedern des regierenden Hauses angezeigt werde.

Einige Minuten später traf das Gegengeschenk des Begs ein, 7 Pferde mit Brokat- und Sammetdecken ausgestattet. Einige unter ihnen trugen Halfter mit Türkisen geschmückt. Fernerhin waren 7 Bündel Chalats eingetroffen, unter denen solche von Brokat, Shawls und verschiedenen Seidenstoffen waren. Die Zahl 7 war selbst bei den Kleinigkeiten eingehalten: so waren uns 7 Zuckerhüte, 7 Schachteln Zuckerkandis und dergl. mehr zugesandt worden. Offenbar hatte man die Zahl der Mitglieder der Gesandtschaft hierbei ins Auge gefaßt. Zwar haben derartige Geschenke kaum einen Sinn für den Russen, — wozu brauchten wir z. B. die Chalats, die wir doch nicht tragen konnten? — immerhin wäre es durchaus unzulässig gewesen, die Geschenke zurückzuweisen. Eine ärgere Schmach dürfte es wohl kaum für einen Central-Asiaten geben, als wenn seine Geschenke zurückgewiesen würden. Nun würden uns die Pferde ja sehr zu Nutzen gekommen sein, wenn sie nur gut gewesen wären, aber schöne Pferde pflegt der Buchare, gerade so gut wie jeder Central-Asiate, nicht zu verschenken. Nur der Emir von Buchara verschenkt hie und da wirklich prachtvolle Rosse. Die Beschenkung der Gäste mit Chalats führen die Bucharen auf eine Vorschrift des Korans zurück, nach welcher es Pflicht ist, einem Gaste gegenüber das Möglichste zu leisten; das Gebot, dem Wanderer zu essen und zu trinken zu geben, ihn zu kleiden und für die weitere Reise auszurüsten, ist ja auch zweifellos ein schönes, wenn es nur eben allerorts in ordentlicher Weise befolgt würde.

Nach einiger Zeit zeigte sich auf dem Hofe eine lange Prozession von Bucharen. Geheimnisvollen Schatten gleich schritten sie im milden Mondscheine lautlos mit bloßen Füßen über den Lehmboden des Hofes einher: — sie trugen Schüsseln, von denen ein leichter Dampf emporwirbelte. Es wurde das Abendessen für die Gesandtschaft aufgetragen. Man servierte einfach auf dem Fußboden, der mit Teppichen und einem Tischtuch bedeckt war. Als nun alles aufgetischt war, konnten wir uns einiger Bedenken vor der Unmenge der Schüsseln nicht erwehren: es waren ihrer wohl kaum weniger als dreißig. Die bloßen Namen dieser

Speisen zu behalten, geschweige denn sie zu vertilgen, wäre rein unmöglich gewesen. Inmitten der Speisen türmten sich gebirgartig einige Schüsseln mit dem unvermeidlichen „Pilaw" auf.

Am andern Tage waren wir bereits in den Sätteln, bevor die Sonne noch Zeit gefunden hatte, die während der Dauer der Nacht erkaltete Erde mit ihren schrägen Strahlen zu erwärmen. Bis Karschi hatten wir in zwei Tagen circa 70 Werst zurückzulegen. Der Weg führte uns jetzt bereits durch kultiviertes Land, rund herum gab es Weizen- oder Sorgo- (Dschugara) Felder; stellenweise zeigte sich auch Gerste oder Hirse. Der Weg wurde hie und da von den Bewässerungskanälen („Aricks") gekreuzt, die in dichtem Netze die Felder umspannen. In der Ferne schimmerten zwischen dem grünen Laub Kischlaks und vereinzelte „Ssakli"[1]) und Jurten hervor. Hin und wieder stießen wir auf vereinzelte „Kurgans"[2]), über welche leider keinerlei Auskunft zu erlangen war. Da zeigt sich eine „Bakscha"[3]) mit den „Arbusen" (Wassermelonen) und Melonen, deren sich Buchara und das übrige Central-Asien rühmen dürfen. Die Steppe bietet hier überhaupt ein lebhaftes Bild dar. Der Weg, den wir eingeschlagen hatten, trug alle Spuren einer häufigen Frequentierung; es existiert hier offenbar ein lebhafter Verkehr, was auch recht begreiflich ist, da wir hier die große Handelsroute von Schachrisebs und den Städten Karschi und Buchara vor uns hatten. Jetzt stießen wir schon häufig auf große Karawanen von Kamelen, deren Höcker mit Waarenballen von sehr verschiedener Größe und Gewicht bepackt waren. Da sind Baumwollenballen, so groß, daß sie nahezu den Boden streifen, da wiederum kleine, aber schwere Ballen mit russischen gußeisernen Kesseln. Hin und wieder kreuzt uns den Weg auf seinem „Renner" ein Usbeg, hoch auf einem Batman Weizen thronend, den er auf das Roß geladen hat; das wackere Pferdchen aber trabt in rüstigster Weise fort trotz der doppelten Last.

---

[1]) Uebliche Bezeichnung für die Hütten der Eingebornen im Kaukasus.
Anm. des Uebers.

[2]) „Kurgans" — künstliche Erdhügel, zumeist Grabhügel. Häufig in den Steppen des europäischen Rußlands, noch häufiger in Central-Asien.
Anm. des Uebers.

[3]) Bezeichnung für Melonen- und Gurkenfelder.

Von diesem Tag an begannen die Leiden unseres Topographen. An „Zeichen“ für die Marschroute fehlte es nicht: hier gab es ein Dörfchen, dort einen „Kurgan“, dort wiederum irgend welche Ruinen. Es mußte darum in Erfahrung gebracht werden, wie das Dörfchen heißt, welches Bewandtnis es mit den Ruinen hat und dergl. mehr. Der Topograph, der mit der Sprache der Eingebornen unvertraut war, sah sich immerfort genötigt, die Dienste Nasirows und Samaan-Begs in Anspruch zu nehmen; unsere „gelehrten“ Dolmetscher aber kamen seinen Bitten und Anfragen nur sehr ungern entgegen. Hieraus ergaben sich nun die erwähnten Leiden und im Laufe der Zeit auch offene Zwistigkeiten.

In einer Entfernung von ungefähr 35 Werst von Karschi stießen wir auf die umfangreichen Ruinen der Stadt Tschim, die hier vor Zeiten gestanden hat. Riesenhafte Bewässerungskanäle, gegenwärtig halbverschüttet mit Sand und Schlamm, spannen ihre Adern netzartig auf viele Werst aus; große Wälle, vermutlich die Ueberreste der früheren Stadtwälle, umfassen ein mächtiges Terrain; viele Quadrat-Werst sind von Häuserruinen eingenommen und an manchen Stellen ragen aus dem Gewirr der Ruinen die Gipfel der „Kurgans“ hervor. Alles spricht dafür, daß hier vor Jahren eine zahlreiche Bevölkerung ein reges Leben geführt hat. Gegenwärtig aber ist von der ganzen großen Stadt nur ein elender Kischlak zurückgeblieben. Es wurde mir von Bucharen, die darüber unterrichtet sein wollten, mitgeteilt, daß die Stadt vor einigen dreihundert Jahren während der inneren Kämpfe in Buchara zerstört worden sei; indessen dürfte meiner Anschauung nach eine andere Erklärung für die Verwüstung der Stadt in Betracht kommen. Die Verwüstung konnte leicht durch die infolge irgend welcher Ursachen hervorgerufene Wasserarmut des hier vorbeiströmenden Kaschka-Darja bedingt worden sein. In den Umgegenden von Karschi gibt es nämlich ebenfalls viele Ruinen verwüsteter Städte, ich habe aber keinerlei Traditionen über ihre Zerstörung durch Feindeshand auffinden können; ich glaube, daß auch hier die eingetretene Wasserarmut des Kaschka-Darja eine der Haupturſachen der Verwüstung der Städte sein dürfte. Sehr wahrscheinlich ist die Wasserarmut des Kaschka-Darja durch Vermehrung der Bevölkerung in Schachrisebs erzeugt

worden, das sich am Oberlaufe des Stromes befindet. Die Vermehrung der Bevölkerung bedingte einen gesteigerten Konsum des Wassers für die lokalen Bewässerungsvorrichtungen, was selbstverständlich auf die Wasserversorgung der Ortschaften am Unterlaufe des Stromes von Nachteil sein mußte.

In einigen Werst von Tschim schlugen wir unser Nachtlager auf. Bevor wir aber den Rastpunkt erreicht hatten, rasteten wir noch zwei mal während des Tagesmarsches auf Punkten, die schon von vornherein von den Bucharen dafür bezeichnet waren; nach bucharischer Auffassung gebührt es nämlich keineswegs für Persönlichkeiten von Rang zu eilen; ungebührlich ist es, rasch zu gehen, zu fahren, zu reden. Als Maßstab für die Wichtigkeit eines Mannes gilt hier seine relative Schwerfälligkeit, Langsamkeit und sein gemessenes Wesen. Je höher der Eingeborne in Rang und Würde steht, desto langsamer und gemessener sind seine Bewegungen. Gott bewahre ihn davor, daß er eine rasche Bewegung macht, ein lautes lebhaftes Wort spricht! Sofort würde er bei seiner Umgebung einen guten Teil seiner Achtung einbüßen.

Unsere Gesandtschaft bewegte sich jetzt nur langsam vorwärts und hielt häufig Rast, eingedenk des weisen russischen Spruches: „Mit Deinem eigenen Reglement halt nur zurück in einem fremden Kloster!“

Uns voraus ritten drei Bucharen — die „Essaul-Baschis“[1]) mit vergoldeten Stäben in den Händen als Anzeichen der Würde der ihnen folgenden Personen. Ein derartiger Vortrab bekundet nämlich, daß den nachfolgenden Personen mit den höchsten Ehrenbezeugungen entgegenzukommen sei.

Auf dem Nachtlager wurden wir von einer neuen bucharischen Deputation aufgesucht, bei welcher sich zwei Jünglinge, Söhne des Begs von Karschi, befanden. Sie näherten sich sehr bald den jungen Leuten in unserer Gesandtschaft und suchten mit größtem Eifer nach Möglichkeit viel russische Worte einzulernen. Auf diese unter den Bucharen sehr bemerkenswerten Jünglinge werde ich späterhin noch zurückkommen.

---

[1]) Die Essaul-Baschis vertreten die Rolle der Zeremonienmeister und versehen gleichzeitig auch Polizeidienste.

Es war ein schöner und stiller Abend. Der feurige Sonnenball streifte noch mit seinen letzten rötlichen Strahlen die von der Tageshitze versengte und erglühte Erde. Die nahezu einzigen Bäume des elenden Kischlaks, die, einen kleinen Teich umrahmend, an unserem Zelte standen, erstreckten ihre langen Schatten weit in die Steppe hinaus. Wenige Minuten später: — die Sonne ist verschwunden und schon flammt einem Feuer gleich die schöne Abendröte auf und umfaßt mit ihren glühenden Umarmungen den halben Horizont. Die Luft wird frisch. Mit Genuß atmen wir die kühle reine Steppenluft ein. Wie groß auch die Ermattung des Wanderers sein möchte, in diesem Augenblick vergißt sich alles. In jedem Körperteil regt sich eine neu erwachende Energie. Fort mit der Müdigkeit! Fort mit dem Schlaf! Jetzt lebt es sich erst recht! Jetzt gilt es, die belebende Frische der Luft zu genießen.

Die Mitglieder der Gesandtschaft hatten sich unmittelbar am Ufer des Teiches auf einem Teppich gelagert und führten ein lebhaftes Gespräch. Unsere Unterhaltung drehte sich um unsere gegenwärtige Reise nach Afghanistan. General Stolettow, der ja zweifellos mit besseren Vorkenntnissen über das Land ausgestattet war, als sonst ein Mitglied der Gesandtschaft, teilte uns dieses und jenes aus der Geschichte Afghanistans mit, erzählte uns von den Gebräuchen der Afghanen und sprach seine Vermutungen aus über den Empfang, den wir in Afghanistan erwarten könnten. Er sprach fernerhin auch über sein Leben im Kaukasus und in Krassnowodsk. Die Zuhörer fingen gierig ein jedes Wort auf und ergingen sich mitunter in recht kuriosen Vermutungen; so glaubte z. B. M., indem er voraussetzte, daß sich viele Engländer in Kabul befänden, daselbst Magazine mit englischen fertigen Anzügen vorzufinden. Wir werden uns späterhin überzeugen können, daß Afghanistan keineswegs so sehr von englischen Waaren überfüllt ist, wie wir das von unserer Tagespresse zu hören gewöhnt sind. Im gegebenen Falle bedient sich unsere Presse ausschließlich der englischen Berichte, inwiefern aber diese für glaubwürdig gelten können, darüber wird gegenwärtig wohl niemand im Zweifel stehen.

Am nächsten Morgen, als wir kaum aufgewacht waren und noch nicht einmal Zeit hatten uns anzukleiden, wurde uns schon

mitgeteilt, daß der Emir uns seinen Mirachur[1]) und eine Kutsche entgegengesandt habe. Bald darauf erschien der Mirachur selber. Nach vielfachen beiderseitigen Begrüßungen und Glückwünschen erklärte der Mirachur, daß er vom Emir den teuren Gästen entgegengesandt sei, um diese mit allen möglichen Bequemlichkeiten bis Karschi zu geleiten und daß zu diesem Zwecke auch die Kutsche herbeibefördert worden wäre. Die Kutsche stand bloß in einigen Schritten von unseren Zelten. Es war das eine große gedeckte Equipage in der Art eines Landauer auf guten Achsen und dauerhaften Federn. Es waren 6 Pferde paarweise vorgespannt. Auf den Pferden saßen als Vorreiter Bucharen, die gleichzeitig auch die Kutscher waren, da der Kutschersitz der Kutsche leer stand. Die orientalischen Anstandsbegriffe lassen es nicht zu, daß vor einer bedeutenden Persönlichkeit ein gewöhnlicher Mann zu sitzen komme, selbst wenn es sich um eine Equipage, den Kutscher und die Leitung der Pferde handeln sollte[2]). Das Innere der Kutsche war mit einer dicken, elastischen seidenen Matratze ausgelegt. Der Sitz fehlte. In der Equipage nahmen General Stolettow und der Oberst Rasgonow Platz. Die übrigen Mitglieder der Gesandtschaft blieben zu Roß. Hinter der Gesandtschaft und an den Seiten derselben ritten zalreiche Bucharen in „Chalats“ in allen Farben des Regenbogens und mit blendend weißen Turbans; sie ritten auf feurigen Rossen, die zumeist mit reichen Sammet- oder Brokatdecken bedeckt waren; unter den Pferden bemerkten wir zwei bis drei edle turkmenische Rosse. Im Laufe des Tagesmarsches nach Karschi mußten wir wieder mehrfach an bestimmten Punkten im angenehmen Schatten der buntfarbigen bucharischen Zelte Rast halten. Auf einem dieser Rastpunkte wurden wir von den angesehensten und mit weißem Haar geschmückten Würdenträgern Bucharas empfangen. Unter ihnen befand sich auch der Beg von Karschi.

Circa 10 Werst von Karschi sind die beiden Ufer des sich launenhaft windenden Stromes durchweg mit Niederlassungen

---

[1]) Der Mirachur hieß Rachmet-Ullah, was soviel wie Gottes Gnade bedeutet.

[2]) Vielleicht ist ja auch von dem Orient her die Mode zu uns hinüber in unsere Kulturzentren gelangt, daß man Equipagen benutzt, in denen der Sitz des Kutschers hinten angebracht ist.

besetzt. Die Ufer sind von endlosen Gärten eingefaßt. Schließlich zeigt sich in der Ferne eine dichtere Laubmasse; über ihr hängt eine Staubwolke. Es ist das die Stadt Karschi[1].

Je näher wir der Stadt kamen, desto größer wurde der Haufe der uns umgebenden Bucharen. Die große offene Fläche, die von Süd-Ost unmittelbar bis an die Stadt greift und auf der die ganze Zeit über unser Weg gelegen hatte, war buchstäblich übersäet von einer bunten Menge von Reitern und Fußgängern. Die Arbeiter auf dem Felde ließen von ihrer Arbeit ab und rannten uns nach. Andere blieben mit der Hacke auf der Schulter und mit aufgesperrtem Munde stehen und schauten mit großen Augen die „Urussen" an. Da steht ein schiefäugiger Kirgise mit einem Gesicht, das geradezu schief zu sein scheint, neben einem hochgewachsenen und muskulösen Usbegen, dessen ausgeprägte Gesichtszüge übrigens eine nicht geringere Neugier zutage legen, als diejenigen seines Nachbars. Da sehen wir einen Tadschiken mit einer recht eleganten Physiognomie; er steht, seinen bepackten Esel an den Ohren festhaltend, hart an der Mauer der nächsten „Batscha" gedrängt und kann seine ausdrucksvollen kleinen Augen nicht von der an ihm vorüberziehenden Cavalcade der „Urussen-Tjuris" abwenden.

Jetzt sind wir schon in der Vorstadt. Wir befinden uns in einer staubigen, engen und langen Straße; sie scheint unbewohnt zu sein: keine Fenster sind an diesen endlosen einförmigen Lehmmauern zu sehen; nur die kleinen Pförtchen, den Schlupflöchern der Tiere ähnlich, erinnern den Reisenden daran, daß hinter den Mauern doch noch Menschen vorhanden sind. In den folgenden Straßen treten an Stelle der Mauern in ununterbrochenen Reihen geringe Kaufläden auf. Wir sind mit einemmal in eine dumpfe stinkende Luft geraten, die uns erkennen läßt, daß wir uns in einer asiatischen Stadt befinden.

Auch bei den Kaufläden und den Häusern haben sich große Menschenmengen angesammelt. Ein paar fanatische düstere Physiognomieen schauten starr zu Boden hin, indem sie den

---

[1]) Absolute Höhe der Stadt Karschi, nach Schwarz 820 Fuß; astronomische Lage, ebenfalls nach Schwarz: Nördliche Breite 38° 52′ 13″; östliche Länge von Pulkowo 35° 27′ 22″.

Anblick der Ungläubigen („Kaffiren“)[1]) vermeiden wollten. Andere mit drohend zusammengezogenen Brauen sandten uns aus ihren feurigen Augen Blitze zu. Es waren ihrer aber nur wenige. Die große Masse zeigte eine stumpfe Neugier. An der Ecke bei einer Moschee machte irgend ein Divanà[2]) einen Skandal. Er überhäufte die Gesandtschaft mit Schmähreden, drohte mit den Fäusten und kam schließlich auf den keineswegs lobenswerten Gedanken, uns mit Steinen zu bewerfen. Die „Essaul-Baschis“, die voran ritten, brachten den Tumultanten zur Ruhe, indem sie ihn mit denselben Stäben fortjagten, die sie mit so viel Pomp in ihren Händen trugen. Dieser Zwischenfall kam mir sehr sonderbar vor und ich beeilte mich, nach seiner Ursache nachzuforschen: es erwies sich, daß der Divanà ursprünglich um Almosen gebeten hatte, als ihm aber solches aus irgend welchen Gründen verweigert wurde, griff er zu einem überzeugenden Mittel, das auf der Landstraße praktiziert wird.

Daraufhin hatten wir einen kleinen überdachten Bazar zu passieren. Hier waren die Straßen gepflastert, aber, gerechter Gott! was war das für ein Straßenpflaster!? Kiesel und sonstiges Gestein waren in sinnlosester Weise auf die Straße geworfen, ohne festgestampft zu werden; vermutlich also mit der speziellen Absicht, den Pferden die Beine und den Reitern den Hals zu brechen. Die Kutsche, in welcher der General und der Oberst saßen, erhielt manch' harten Ruck, indem sie über die Steinhaufen fuhr. Die Insassen wurden hin und her geworfen; sie verzogen zwar das Gesicht, fuhren aber weiter. Hier erlangten der Schmutz, der Gestank und der üble Geruch von den Bazar-Küchen, die unter freiem Himmel Position gefaßt und ihre einheimischen Beefsteaks — „Kjabab“ — brieten, so zu sagen den Höhepunkt. Die Bevölkerung des Bazars jedoch, bleich und abgemergelt, schien einen Genuß an diesen Gerüchen zu finden; man saß, man stand und machte sich um die Stände und Schränke zu schaffen. Manche erhoben sich, als die Gesandtschaft

---

[1]) Unter dem Sammelnamen „Kaffiren“ werden in Central-Asien gewöhnlich die Hindus und die central-asiatischen Zigeuner, die Masan, Ljuli und Dschutschi begriffen, die keine Mohamedaner sind. Anm. des Uebers.

[2]) Ein bucharischer Derwisch aus dem Orden der „Nakischbendi“.

vorbeizog, und grüßten, viele aber verblieben in der dem Asiaten so lieben Stellung, sitzend, die Beine untergeschlagen, wie ein „Kalatsch" [1]) dürfte man sagen. Die Läden sind hier ohne jegliche Ordnung verteilt: neben dem Fruchtladen findet sich ein Sattler; Zucker liegt auf einem Brett mit rostigen Nägeln u. s. w. Ein jedes Haus ist ein Laden. Ob aber auch viele Läden dieses Namens würdig sind? Dieser einäugige Händler da mit der Nase einer Eule hat Waaren nur für 3 Kokans [2]); dieser Fruchthändler hat im ganzen nur ein paar Pfund „Urjuk" (Aprikosen) und eine Handvoll von schlechtem „Kischmisch". Was kann es da bei diesem Handel für einen Erwerb geben? Wie kann der Mann nur existieren? — Schauen Sie sich aber nun die Physiognomieen dieser Krämer an: sie sehen wie echte Kaufleute aus!

Wir verließen den Bazar, lenkten links ein, machten ein paar Dutzend Schritte längs dem Ufer eines mit dichten Maulbeerbäumen bepflanzten Aricks und gerieten schließlich an das breite Thor desjenigen Hauses, das für die Gesandtschaft bestimmt war.

Das Gebäude war nach demselben Plane wie dasjenige in Tschiraktschi errichtet, nur daß es umfangreicher und reinlicher war. Der innere Hof, ebenfalls von hohen Mauern umringt, war von zwei kleinen Gebäuden besetzt. Das eine, vor welchem sich eine steinerne Terrasse befand, bestand bloß aus zwei Zimmern; diese waren jedoch recht umfangreich. Die Decke stand von dem Fußboden wenigstens auf 9 Arschin ab. Das Gebäude verfügte neben den üblichen „Fensterthüren" noch über eine obere Reihe von Fenstern, die mit einem aus Stein gehauenen Gitter versehen waren; die Oeffnungen in diesem Gitter waren mit Blase verklebt, welche hier das Glas vertritt. Die Wände des Gebäudes waren gut getüncht und an mehreren Stellen mit fein geschriebenen Strophen aus persischen Dichtern und Chronogrammen bedeckt. Die Decke bestand aus einer Menge dünner Stäbe, von kaum 1 Zoll Dicke, die, fest aneinandergepreßt, eine dauerhafte Fläche

---

[1]) „Kalatsch" — eine in Rußland beliebte Brotart, bei welcher der Henkel die eine Seite des Brotkörpers umspannt. Anm. des Uebers.

[2]) Silbermünze von gleichem Wert wie die „Tengi".

in der Art eines Schildes bildeten und auf zahlreichen Balken ruhten. Auf den Schild pflegen die Eingebornen, um das Dach zu vollenden, die sogenannten „Bardanen“ zu legen, d. h. Matten, die in dauerhafter Weise aus Schilfrohr geflochten sind; die Matten werden in mehreren Schichten gelagert und mit Erde überschüttet; die obere Schicht der Erde wird mit „Ssamanteig“ [1]) überstrichen. Auf diese Weise kommt nun ein Dach zustande, das selbst den heftigen Regengüssen des Frühjahrs mit Erfolg zu widerstehen vermag. Im gegebenen Falle zeigten die Balken der Decke ein hübsches Geflecht, das sorgfältig übertüncht war und an den Rändern vergoldete Streifen trug. Die Balken und das Gesims waren zudem noch mit Malereien bedeckt, welche Blumen und Blumensträuße darstellten. Die Farben waren sehr lebhaft und aus der großen Menge der Blumensträuße war auch kein einziger dem andern gleich. Der Fußboden der Gemächer war mit Teppichen und Decken belegt. Die Hälfte des Zimmers war von einem mächtigen, roh zusammengefügten Tisch eingenommen, auf welchem sich der übliche „Dostarchan“ befand. Uebrigens hatte der Dostarchan auf dem Tisch noch lange nicht Platz gefunden, das Tischtuch hing weit vom Tisch hinunter und zog sich auf dem Fußboden bis zu der Wand hin. Natürlich war das Tischtuch überdeckt von Schüsseln und Serviertellern mit den einheimischen Süßigkeiten und Delikatessen.

Auf der entgegengesetzten Seite des Hofes befand sich das andere Haus, welches zweistöckig war. Es unterschied sich auffallend von dem allgemeinen Typus der einheimischen Häuser dadurch, daß die Fenster des oberen Stockes auf die Straße hinaussahen. Unter den Fenstern strömte ein breiter schlammiger Arick vorbei; jenseits des Aricks aber hatte sich ein großer gaffender Haufe der Eingebornen angesammelt, die leise mit einander flüsterten und ihre Bemerkungen anstellten, indem sie mit seltener Ausdauer die ihnen schon keineswegs mehr unbekannten Gäste, die „Urussen“, anstarrten. Die Wände des zweistöckigen Gebäudes waren ebenfalls bunt übersäet mit Inschriften, indessen gab es hier nur Prosa und Autographen. Da findet sich z. B. verzeichnet: „der Zweiten Uralischen Ssotnja (Hundert) des

[1]) Die Ssamanmasse besteht aus Lehm mit Spreu untermischt.

kombinierten Regiments der Kosaken Jegor Palkin". Es folgt die Unterschrift des Wachtmeisters der 1. Orenburger Sotnja des kombinierten Regiments der Kosaken. Alle diese Inschriften sind genau datiert. Ja es war sogar der Ursprung dieser Inschriften angegeben: das Kosakengeleit, das mehrere Tage vor unserer Ankunft mit Herrn Weinberg in Karschi gewesen war, hatte den glücklichen Gedanken gehabt, von seiner Anwesenheit hier den Landsleuten, die das Geschick an den gleichen Ort verschlagen würde, Notiz zu geben. Wie der Leser sieht, konnten die Inschriften sehr bald ihrem Zwecke entsprechen.

Der Mensch bleibt sich allerorts gleich. Die gleichen Gefühle sind es, die die Menschheit beseelen, wie sehr verschieden sie auch sein möchte. Ein und dasselbe Gefühl ist es ja zweifellos, das die Hand des berühmten Reisenden führt, der seinen Namen in die unzugänglichen Felsen der Schweiz eingräbt, des stolzen Engländers, der seinen Namen auf den tausendjährigen Tempeln Indiens verzeichnet und des der Schrift nur halbwegs kundigen Kosaken vom Jaik und dem Orj ...

Unter den üblichen Ceremonien wurde die Gesandtschaft in die Gemächer geleitet: der Mirachur trat in die Rechte eines maître d'hôtel.

Bald jedoch kamen unsere gastfreundlichen Wirte auf den Gedanken, daß ihre Gäste absoluter Ruhe bedürftig wären. Der Mirachur erkundigte sich beim General nach der Stunde, die ihm zur Audienz beim Emir geeignet erscheinen würde. Er erhielt darauf die Antwort, daß der General sich durchaus dem Ermessen des Emirs zu fügen bereit sei; allerdings bemerkte der General hierbei, daß die Gesandtschaft sich sehr beeile und darum nicht lange in Karschi zu verweilen vermöge. Der Mirachur begab sich zum Emir, um über die Antwort zu referieren, und erschien von neuem um 7 Uhr abends mit der Mitteilung, daß der Emir die Audienz für den nächsten Morgen zugesagt habe.

Nun galt es, die nötigen Vorbereitungen zu treffen, sich zu putzen, zu waschen und dergl. mehr. Wir waren von der Reise, die eine ganze Woche angedauert hatte, mit einer dicken Schicht von Staub überdeckt. Der Körper juckte, brannte und sehnte sich nach einer russischen Badestube. Sehr gelegen kam uns darum der Vorschlag des Mirachurs, die hiesigen Stadtbäder zu

besuchen. Der Vorschlag wurde mit Vergnügen acceptiert; mir persönlich namentlich war es höchst interessant, die bucharischen Bäder kennen zu lernen. — Der Mirachur erteilte entsprechende Befehle an einen der uns zubeorderten Karaul-Begs[1]). Die notwendigen Anstalten waren getroffen und wir rückten in corpore aus.

Die Sonne war bereits untergegangen. Die Abenddämmerung hatte die engen und krummen Straßen der Stadt in ein unsicheres Zwielicht gehüllt; sie schienen momentan ganz leer zu sein, kein Mensch ließ sich auf unserem Wege blicken. Ein paar herrenlose Hunde fielen mit wütendem, heiserem Gebell und Geknurr unsere Pferde an, stürzten aber zurück, nachdem sie eine nähere und zwar sehr unangenehme Bekanntschaft mit den Hufen derselben gemacht hatten, und heulten uns nur von der Ferne in ihrer jetzt wenigstens nicht mehr unmotivierten Wut nach. Wir kreuzten lange Zeit in verschiedenen Querstraßen herum, bis wir schließlich zu den Bädern gelangten. Stellenweise war die Luft unerträglich stinkend und widerlich, es verging uns nahezu der Atem in unseren an dergleichen nicht gewöhnten Lungen. Endlich sahen wir aus dem dichten Dunkel, das inzwischen schon eingetreten war, ein schwaches rötliches Licht hervorblitzen; es rührte von den zwei Fettlampen her, die den außerordentlich einfachen Eingang zu dem Bade erleuchteten. Wir traten ein. Das Bad befand sich in einem kleinen kuppelförmigen Gebäude und bestand bloß aus zwei nicht gerade umfangreichen Zimmern, deren einfache, ja selbst ärmliche Ausstattung unangenehm ins Auge fiel. Der Fußboden in dem Vorzimmer war mit schmutzigen „Palassen“ bedeckt, ein paar Fußschemel standen im Zimmer umher. Die Wände waren ungetüncht. Die Decke bestand lediglich aus „Bardanen“. Auf gewisser Höhe im Zimmer waren Schnüre ausgespannt, auf welchen buntfarbige Tücher, abgelegt von den Personen, die sich eben gebadet, zum Trocknen hingen. In einer Ecke befand sich ein einfacher Herd, in der anderen ein großer, zweifellos nie geputzter russischer Ssamowar (Theemaschine). An der Thür, die in das Badezimmer führte, standen unbeweglich, Bildsäulen gleich

[1]) Karaul-Beg ist ein bucharischer Beamter, der den Polizeidienst versieht.

drei oder vier Badediener. Sie waren nackt und hatten nur das unvermeidliche Tuch um die Lenden geschlungen; es fiel ihnen bis zu den Knieen herab.

Der Besitzer des Bades trat seinen unerwarteten Gästen mit tiefen Bücklingen entgegen und begrüßte jeden einzelnen von uns mit Händedruck und einem mehrfachen abgebrochenen „Aman!" Nach einigen Minuten erhallte schon das düstere Gewölbe des Badezimmers von den fremden Lauten der russischen Sprache, die hier vielleicht noch nie früher vernommen war. Das Waschzimmer hatte ein nicht minder unappetitliches Aussehen als das Vorzimmer. Das eiförmige Gewölbe mit dem einzigen Fenster in der Mitte war in ein unsicheres Halbdunkel gehüllt. Die Beleuchtung bestand aus einem einzigen Lämpchen, das auf einer Schnur vom Gewölbe herabhing. Das Licht erreichte kaum die Tiefe der Nischen, die in den Seitenwänden eingehauen waren; es herrschte dort ein völliges Dunkel. Unsere ungewohnten Augen orientierten sich schwer in der Dunkelheit; nach und nach erst lernten wir uns zurechtzufinden.

Die Badediener machten sich nun an ihr Geschäft. Ich hatte schon früher mancherlei über orientalische Bäder gehört und war darum selbstverständlich auf eine ganz andere Ausstattung gefaßt gewesen; die Armseligkeit, die uns gegenwärtig entgegentrat, stand im schlimmen Kontrast mit dem, was mir früher erzählt worden war. Eben so sehr hatte ich allzugroße Hoffnungen auf die Kunst der Badediener gesetzt; aber schon ihre ersten Angriffe berechtigten mich dazu, ihre Kunstfertigkeit stark in Zweifel zu ziehen. An Geschirr mangelte es in dem Badezimmer nahezu gänzlich. Die Stelle der Waschschüsseln vertraten hier einige hölzerne und steinerne Schüsseln von etwa 1 Fuß im Durchmesser eine jede, die hier auf dem Fußboden umherlagen. Letzterer wurde von unten geheizt und war noch — um den Erbauern des Bades Gerechtigkeit widerfahren zu lassen — die einzige ordentlich gebaute Sache im Bade. Der Badediener eröffnete seine Manipulationen damit, daß er aus einem in der Seitennische befindlichen Wasserbehälter warmes Wasser schöpfte und es dann seinem Klienten über den Kopf goß. Daraufhin begann er mit seinen uneingeseiften Händen den ebenfalls uneingeseiften Kopf seines Klienten zu reiben. Für die Bucharen mit ihren rasierten Köpfen

mag diese Waschmethode recht gut am Platze sein, für einen Mann aber mit dichtem Haupthaar ist eine derartige Methode geradezu nichts anderes, als eine höchst unerwünschte Erinnerung an entsprechende „Kopfwäsche“, wie sie an ihm in der schönen Schulzeit von seinen Mitschülern vorgenommen wurde. Ich beeilte mich darum, meinen Patron von diesem Teil seiner Pflichten zu dispensieren. Er ließ sich hierdurch nicht beirren, schleppte zehn Eier herbei, zerschlug sie, rührte sie zusammen und goß dann die ganze Masse über meinen Kopf aus. Solch ein Stück hatte ich nun von ihm nicht erwartet: ich hatte bisher keine Ahnung davon gehabt, daß Eier eine derartige Rolle in dem Haushalt der Natur spielen könnten. Ich war außer mir geraten und kam in eine unbändige Wut, als mir die klebrige Masse die Augen verklebte und Nase und Mund zuzuheften drohte. Samaan-Beg, der auf meinen Streit mit dem Badediener aufmerksam geworden war, informierte mich eilig darüber, daß diese Waschmethode in Central-Asien sehr verbreitet sei und der Kopf hierdurch „auf's beste gereinigt werde“. Ich mußte mich meinem Geschick ergeben, wenngleich ich keineswegs von dem Nutzen dieser Methode überzeugt war. Bald darauf begann der Badediener meinen Rücken scheinbar mit einer Striegel zu kratzen. Es erwies sich, daß zur „Waschmethode“ auch das Abreiben des Körpers vermittelst eines kaum benetzten rauhen Wollhandschuhs gehörte. Auch auf dem Handschuh befand sich kein Gran Seife. Aber hiermit waren wir noch lange nicht am Schluß. Ich mußte den Becher der Lust bis zur Neige leeren. M. hatte mich dazu bewegt, mit der orientalischen Massage eine Probe zu machen. Der Badediener beschäftigte sich eine lange Zeit damit, daß er mir die Muskeln und Knochen durcharbeitete und -knetete. Daraufhin reckte er mir die Beine, Arme und den ganzen Körper aus. Die Gelenke krachten und knackten mir, aber all' diese Manipulationen waren mit so viel Geschick ausgeführt, daß ich selbst bei den heftigsten Ausrenkungen keinerlei Schmerz verspürte. Der Schlußakt der Massage sollte aus einem Spaziergang bestehen, den der Badepatron auf meinem Körper, auf dem Rücken und dem Bauche auszuführen hatte, und aus dem darauffolgenden „Zerhacken“. Der Leser dürfte wohl ein wenig durch das letzte Wort frappiert sein. „Zerhacken!? was ist denn das?“ Nun, es hat damit folgendes

Bewandtnis: der Badediener schlägt in raschem Takt mit den Seiten seiner Handflächen auf den Körper des Klienten los, wobei seine Schläge quer über den Muskel gehen; er zerhackt so zu sagen die Muskeln durch seine Handflächen. Von dem Spaziergang stand ich ab; das Zerhacken machte ich aber mit Genuß durch. Hieraus besteht nun die central-asiatische Massage.

Im Vorzimmer fanden wir, als wir das Waschzimmer verlassen hatten, den Thee bereit. Der umfangreiche Ssamowar brodelte in imponierender Weise und sandte große Dampfwolken zur Decke des Zimmers empor. Die Badediener und der Besitzer des Bades wurden mit Chalats beschenkt, woraufhin sie uns ihre Dankbarkeit durch tiefe Bücklinge zu erkennen gaben.

Die letzte Note im Rufe des Muezzins ertönte in nächtlicher Stille: sie war plötzlich verklungen. Die Rechtgläubigen waren daran gemahnt worden, ihren Namaz vor dem Schlaf abzuhalten. Wir zogen durch die völlig leblosen Straßen nach Hause. Die Nacht war dermaßen dunkel, daß unser Begleiter, der „Karaul-Beg", es für nötig hielt, vom Pferde zu steigen und vor uns dahinschreitend den Weg mit einer trüben Laterne aus durchöltem Papier zu beleuchten. Der Mond war noch nicht aufgegangen, aber die Sterne glänzten bereits hell auf dem wolkenlosen Himmel. Die Schläge der Hufen unserer Pferde an den auf der Straße unordentlich zusammengeworfenen Steinen erschallten laut. Einer der Kosaken summte ein leises Liedchen. Aus der Ferne ließ sich das lebhafte, wenn auch undeutliche Gespräch der übrigen Kosaken vernehmen, die zurückgeblieben waren. Rund herum aber herrschte eine Stille, als ob die Stadt ausgestorben wäre.

Am nächsten Morgen, den 7. Juni, machten wir uns um 8 Uhr zur Audienz bereit, die uns der Emir gewähren wollte. Bald traf auch der Mirachur ein mit der Bemerkung, daß es Zeit sei für die Gesandtschaft, sich zum Emir zu begeben. In voller Paradeuniform und zu Pferde rückten wir aus; nur der General hatte statt des Helms eine gewöhnliche weiße Mütze auf dem Kopfe. Die Straßen, die wir zu passieren hatten, waren von dichten Volksmengen eingenommen. Ein großer Volkshaufe folgte uns unmittelbar nach. Als wir zur Festung einbogen, wandte sich ein Derwisch mit einer Ansprache an uns. Er

wünschte uns, wie ich später erfuhr, glückliche Reise und bediente sich dabei so recht bucharischer Redensarten, was sich in russischer Uebersetzung allerdings etwas energisch machte: er sprach nämlich den Wunsch aus, daß wir alle mit heiler Haut und in guter Gesundheit vom Emir zurückkehren möchten. Offenbar vermutete dieser ehrenwerte Kandidat für einen muselmännischen Heiligen, daß wir des gleichen Gnadenmaßes von Seiten des Emirs teilhaftig werden könnten, wie seine sämtlichen Landsleute. Allerdings war es nicht gerade auffallend, namentlich in früheren Zeiten, wenn jemand, der sich zum Emir begeben hatte, nicht wieder zurückkehrte. Aber die Zeiten, wo die Fremden sich auf derartige Gnadenbezeugungen des Emirs gefaßt machen mußten, waren unwiderruflich vorbei, um so mehr, da die Gäste im vorliegenden Falle als Vertreter eines Staates auftraten, dessen Gewalt und Großmut der Emir und das gesamte bucharische Volk schon vielfach zu erproben und zu würdigen Gelegenheit gefunden hatten.

Wir befanden uns vor der Festung Karschi. Ein recht bedeutendes Terrain war von einer circa 5 Ssaschenj hohen, stellenweise bereits schadhaften Lehmmauer umgeben. An beiden Seiten des Thores, das wir zu passieren hatten, standen dicke zackige, mit Schießscharten versehene Türme. Die Dicke der Mauer beträgt am Boden 5 Ssaschenj. Das Innere der Festung ist von Häusern eingenommen, die eine bedeutendere Größe besitzen, als die üblichen Wohngebäude in der Stadt. Einige Häuser waren aus gebrannten Ziegeln erbaut. Ein paar Häuser waren mit schlechter Mosaik aus bunten Kacheln geschmückt. Es sind das die Medresse — die muselmännischen Universitäten. Einige ovale abgeblichene Kuppeln erhoben sich über den Nachbargebäuden — die Moscheeen. Ueberhaupt war vorläufig noch nichts Bemerkenswertes zu sehen. Wir hatten noch zwei Thore zu passiren, bis wir endlich in die eigentliche Citadelle gelangten, in welcher sich gegenwärtig der Emir aufhielt. Vor dem zweiten Thore war ein Trupp bucharischer Infanteristen postiert, die das Gewehr präsentierten, als die Gesandtschaft vorbeizog. Ich konnte ganz genau das Kommando in russischer Sprache vernehmen: „Achtung, präsentiert das Gewehr!“ Die Soldaten, zumeist Kirgisen und Usbegen, waren in kurze rote Chalats gekleidet, die hier die

Uniform zu vertreten hatten. Sie trugen große Pelzmützen und hohe Lederstiefel. Die Bewaffnung bestand aus Gewehren älterer Konstruktion.

Vor diesem Thor wurden wir von dem Mirachur aufgefordert, von den Pferden zu steigen, um das Thor zu Fuß zu passieren. Unser Dolmetscher aber für das Persische, gleichzeitig auch der Dolmetscher für central-asiatische Sitten und Bräuche, Nasirow, glaubte hierin nur eine maßlose Forderung der Hofetiquette zu sehen, nach welcher niemand das Recht habe, zu Pferde in die Festung einzuziehen, in welcher der Emir sich aufhält. Er lehnte darum dessen Aufforderung ab. Wir passierten das Thor zu Pferde und der Mirachur machte ein saueres Gesicht dazu. Ein Thor noch, und zwar das letzte, trennte uns von der Wohnung des Emirs. Hier stiegen wir nun von den Pferden, übergaben sie den bucharischen Dschigiten und traten in den Hof ein. Es war das ein umfangreicher und sorgfältig mit Fließen aus gebranntem Lehm gepflasterter Hof, in dessen Mitte sich ein kleines kaum mit Wasser angefülltes Bassin befand. Die ganze Nordseite des viereckigen Hofes war von einem langen einstöckigen Hause eingenommen, dessen Frontseite durch viele „Fensterthüren“ durchbrochen war. Das Gebäude besaß eine einfache „Ssamandecke“ (siehe S. 56). In die inneren Gemächer führten zwei Thüren, an welchen recht unbeholfene Treppen von drei bis vier Stufen angebaut waren. Auf dem Hof war kein Bäumchen, kein lebendes Wesen zu bemerken.

Der Mirachur ging voraus, er schaute dabei ängstlich hin und her, als ob er sich fürchtete, etwas Schreckliches zu erblicken. Nun hieß er uns mit leiser Stimme still stehen, erstieg mit hastigen Schritten eine der Treppen und schaute ängstlich in das Innere des Gemaches hinein. Plötzlich aber prallte er rasch von der Thüre ab und ging mit dem Rücken zurück und grüßte tief bei jedem Schritt. Daraufhin gab er uns ein Zeichen — wir betraten, einer nach dem andern, die Treppe. Mein Herz klopfte mir unruhig in der Brust. Ein Gefühl der Beklommenheit hatte sich meiner bemächtigt: zum ersten Mal im Leben sollte ich einem gekrönten Haupt gegenübertreten, wenngleich das nur der Emir von Buchara war. Unwillkürlich stiegen in mir Erinnerungen an lang vergangene Zeiten auf, wo eine Handbewegung des

furchtbaren Herrschers genügt hätte, um dem Leben eines Menschen, zu welcher Nationalität er auch gehören mochte, ein Ende zu machen.

Wir traten ein. Inmitten eines geräumigen Saales saß der Emir von Buchara, Sseid-Mosaphar-Ed-Din-Chan.

Es war das ein etwas korpulenter ältlicher Mann, in den Sechzigen etwa. Seine Gesichtszüge waren sehr regelmäßig und trugen die Spuren einer früheren außerordentlichen Schönheit. Seine dunklen Augen schauten durchdringend unter den ergrauten Brauen hervor. Eine leicht gekrümmte Nase und ein ergrauter Bart vervollständigten die äußere Charakteristik des Gebieters der Rechtgläubigen Central-Asiens. Er saß in einem sehr einfachen Sessel und war höchst anspruchslos gekleidet. Ein einfacher weißer Turban, ein halbseidener gestreifter Chalat mit dunklen Blumen auf grünem Grund, Pantoffel aus gelbem Saffianleder — das war das ganze Kostüm des Emirs. Als die Gesandtschaft sich ihm genähert hatte, erhob er sich ein wenig von seinem Sitz, machte uns aber keinen einzigen Schritt entgegen. Der General wandte sich sofort durch den Dolmetscher mit einer Begrüßung an ihn und stellte ihm daraufhin einen nach dem andern die sämtlichen Mitglieder der Gesandtschaft vor, wobei er die Spezialität jedes einzelnen bezeichnete. Als die Reihe an mich gekommen war und ich vorgestellt wurde, lächelte der Emir und sagte seine nahezu einzige längere Phrase während der ganzen Audienz. Er drückte nämlich seine Verwunderung darüber aus, daß ich so jung und doch schon ein Arzt sei.

„Bei uns,“ sagte er, „sind die Aerzte gewöhnlich schon recht bejahrte Leute, oft schon Graubärte.“

Er hatte einem jeden von uns die Hand gereicht und uns daraufhin aufgefordert, Platz zu nehmen: an der Wand, dem Sessel des Emirs gegenüber, standen sieben mit rotem Tuch überzogene Stühle, offenbar häuslicher Fabrikation. Der General unterhielt sich mit dem Emir eine Viertelstunde lang. Der Emir beschränkte sich zumeist auf einsilbige „Ja“ und „Nein“ und dergleichen mehr. Seine Stimme vibrierte dabei leicht und hatte einen weichen Klang; die durchdringenden Augen musterten nervös die Mitglieder der Gesandtschaft.

Ich fand inzwischen Gelegenheit mich umzuschauen. Der

Audienzsaal des Emirs brillierte weder durch seine Pracht, noch durch seine Schönheit oder Ausstattung. Es war das ein einfaches großes Zimmer, 10 Ssaschenj lang, 5 Ssaschenj breit. Außer dem Sessel des Emirs und der sieben Stühle, welche von der Gesandtschaft eingenommen waren, befanden sich keine Möbel mehr im Zimmer. Die nackten getünchten Wände entbehrten jeglichen Schmuckes. Der Fußboden war mit einfachen, wenn auch außerordentlich großen Palassen bedeckt; zwei dieser Palassen genügten für den ganzen Raum. Die Decke war selbst von dem bescheidenen Schmuck entblößt, den wir in unserem Gemach besaßen. Wie der Leser zugeben wird, war die Ausstattung des Gemaches des Emirs eine recht armselige und stand im Widerspruch zu der orientalischen Pracht der Potentaten Central-Asiens, der Pracht, die einigen wenigen Europäern und einem ganzen Schwarm von persischen Schriftstellern Anlaß zu entzückten Schilderungen geben konnte. Wir erfuhren übrigens späterhin, daß der Emir uns in einer Moschee empfangen hatte, da es in Karschi keinen speziell für ihn errichteten Palast gibt.

Wir empfahlen uns bald darauf dem Emir und mußten bis zur Thüre rücklings gehen, d. h. mit dem Gesichte dem Emir zugewandt, der uns mit seinem Blick verfolgte.

Als wir den Emir verlassen hatten, wurden wir von dem Beg von Karschi eingeladen. Er befand sich in dem benachbarten Gebäude, das noch weniger ansprechend war, als dasjenige, in welchem uns der Emir empfangen hatte.

Der Beg erging sich in Liebenswürdigkeiten und bewirtete uns eifrigst mit alledem, was ihm zu Gebote stand. Nach einigen Minuten begab sich der General wiederum zum Emir. Er wurde dieses Mal nur von dem Dolmetscher begleitet und blieb etwa 20 Minuten fort. Inzwischen hatten wir höchst lebhaft mit unserem Wirte geplaudert. Er erkundigte sich darnach, wie es in Taschkent und Ssamarkand stehe, und warum und wohin unsere Truppen ausrücken; er erzählte von Herrn Weinberg, der sich hier vor kurzem aufgehalten hatte und von mancherlei Anderem. Indessen kehrte der General zurück. Ihm folgte auf dem Fuße der uns gleich einem Schatten überall begleitende Mirachur. Nach dem Mirachur trat eine lange Reihe von Dienern ein, die auf Präsentiertellern und in Bündeln verschiedene

Geschenke trugen; mit diesen Geschenken geruhte der Emir die Gesandtschaft zu beschenken. Es waren das hauptsächlich verschiedene Chalats; Sammet und Seide in Stücken; Gürtel mit goldenen und silbernen Platten, auf denen Türkisen verstreut waren; Chalats aus dem feinsten Lämmervließ („karakulsche Merluschka"), so zart wie das Vließ von Kolchis der Alten. Daraufhin wurden von anderen Dienern vor den Fenstern sieben Pferde vorbeigeführt, die mit brokat- und goldgestickten Pferdedecken geschmückt waren; die Zäume der Pferde waren in Silber eingefaßt und mit Türkisen geschmückt. Der Beg von Karschi beschenkte seinerseits die Gesandtschaft mit vielen ähnlichen Sachen.

Indem wir nun in unsere Wohnung zurückkehrten, bestiegen wir die uns geschenkten Rosse und ritten so durch die ganze Stadt bis nach unserer Wohnung, wobei wir uns nur mit Mühe den Weg durch die dichten Mengen bahnen konnten, die sich in den von uns zu passierenden Straßen zusammengedrängt hatten. Es war eine furchtbar schwüle Luft; wir vergossen Ströme von Schweiß. Sobald wir zu Hause angelangt waren, beeilten wir uns, die nicht gerade „saisonmäßigen" Uniformen abzuthun und uns in die leichteren weißen Leinwandkittel zu kleiden, ohne welche es hier in Central-Asien um die Krieger recht schlimm stehen würde.

Ich glaube, der Mirachur mußte ein paar Beine im Vorrat haben. Wir hatten kaum Zeit zum Auskleiden gehabt, so war er schon wiederum bei uns. Er übermittelte an den General die Glückwünsche des Emirs, sowie die Aeußerung des großen Wohlgefallens des Gebieters von Buchara über die Audienz. Er bemerkte ferner, daß der Emir zum Ergötzen seiner lieben Gäste seine Hofgaukler, Sänger, Tänzer und „sonstige Künstler" herbeigesandt habe, und ersuchte darum den General, den Leuten den Eintritt zu gestatten, damit sie ihre Künste producieren könnten. Der General verweigerte dies Gesuch.

„Wozu das?" sagte er, „wir sind hierher nicht zur Belustigung, sondern in ernsten Geschäften gekommen."

Auf diese Weise kam ich um die Gelegenheit, die einheimischen Gaukler und „sonstige Künstler" zu sehen. Ich hatte aber große Lust, gerade eine Sache näher kennen zu lernen, über welche zwei einander entgegengesetzte Meinungen kursieren. Es ist das

der Tanz der „Batschi". Ich kenne Leute, die von diesem Tanz entzückt waren, andere wieder, die ihn als etwas Scheußliches bezeichneten. Die Sänger und Musiker interessierten mich ebenfalls lebhaft, aber auch hierin mußte ich von meinen Wünschen absehen. Dafür aber konnte ich aus dem Fenster des Gebäudes, in welchem ich mich befand, einen Taschenspieler beobachten, der von einer bunten Volksmasse umgeben, seine Künste zum besten gab. Ein paar Silbermünzen, die ich ihm aus dem Fenster zugeworfen hatte, lockten einen Bärenführer mit einer Ziege herbei; ihm schloß sich bald ein Indier mit einem Affen an. Nach einigen Minuten hatte sich auch der „Divana" von gestern herbeigeschleppt und nun suchten alle in edlem Wetteifer die Aufmerksamkeit der Zuschauer und Gäste auf sich zu ziehen, die aus den Fenstern des oberen Stockes herabsahen. Der Bär zeigte allerdings nicht wie bei uns in Rußland, „wie die kleinen Kinder Erbsen stehlen", verstand aber recht geschickt, wie das aus dem herzlichen Gelächter der Menschenmenge zu ersehen war, einen betrunkenen herumtorkelnden Eingebornen darzustellen, ebenso eine Ssartin, die sich im Spiegel beschaut; er zeigte auch, wie man die Lasttiere beladet und entlastet; er tanzte mit der Ziege umher und balgte sich mit seinem Führer und Herrn. Der Affe sprang über einen Stecken und blieb schließlich an den nächsten Zweigen eines Maulbeerbaumes hängen, dessen schwankende Zweige über dem breiten Arick und fast bis zu unseren Fenstern hinüberragten. Er erkletterte die Wipfel des Baumes und wollte nun auf keinen Fall mehr hinunter. Sein Herr mußte selbst auf den Baum hinauf, purzelte dabei, um die Komik der Geschichte zu erhöhen, in den Arick und gab überhaupt einige Stücke zum besten, die nicht gerade viel geschickter und geistreicher waren, als diejenigen seines Nachbarn, des Meisters Petz, aber vollständig genügten, um die lebhafteste Freude des genügsamen einheimischen Publikums zu erwecken. Der Divana ließ sich, nach mancherlei Unsinn in eine Balgerei mit einem zerlumpten Bettler ein und fiel schließlich mit der Nase auf den Boden. Nun rief er, daß man ihn mit Erde zuschütten möge. Die Maulaffen, die ihn umgaben, zumeist Straßenbuben, machten sich hurtig an's Werk und unser Divana verschwand sehr bald unter dem weichen Aricksand und Schlamm. Die Umrisse seines Körpers ließen sich

schon nicht mehr unter dem Sandhaufen erkennen, aber die Knaben setzten ihre Arbeit fort. Seit mehreren Minuten lag nun der Divana unter dem Sande. Die Kinder hatten ihre Arbeit eingestellt und erwarteten gleichmütig, was aus der Sache werden könnte. Der Sandhaufen bewegte sich nicht. Wer weiß, womit das geendet hätte, wenn sich nicht einige der Eingebornen in den Spaß hineingemischt hätten. Sie schoben den Divana mit dem Sandhaufen in den Arick. Er kroch nun, nachdem er mehrere Ssaschenj im Wasser geschwommen war, unter allgemeinem Gelächter der Menge an's Ufer. Ein paar Münzen, die ihm von uns aus dem Fenster zugeworfen wurden, waren der Lohn für den Spaß, den er geleistet hatte.

Inzwischen war schon die Mittagszeit vorüber. Die Hitze war so unerträglich, wie noch nie zuvor. Im Schatten des Zeltes auf dem Hofe, woselbst Oberst Rasgonow sich einlogiert hatte, betrug die Temperatur um 1 Uhr Mittags 42,6° C. Man konnte hier eine Schwitzkur durchmachen, wie in einem Dampfbad; der Oberst befand sich übrigens recht wohl und klagte nicht einmal.

Am folgenden Tage sollten wir aus Karschi ausrücken, wobei die Route über Gjusar, Schirabad und Tschuschka-Gjusar am Amu-Darja eingeschlagen wurde. Wir hatten dabei zumeist Gebirgswege vor uns. Infolge dessen mußten entsprechende Vorbereitungen zu dieser Reise getroffen werden; wir mußten einen Vorrat von Hufeisen, Stricken, „Koschma" (dünner Filz) und dergl. mehr mitnehmen. Wir sandten unsere Dschigiten auf den Bazar des Ortes, um die erwähnten Sachen einzukaufen und hatten ihnen zu diesem Zwecke russische Silbermunze eingehändigt. Nun aber erwies es sich, daß unsere 20 Kopekenstücke hier blos für 15 Kopeken galten: „Uruss Tenga — jaman Tenga" (die russische Tenga ist eine schlechte Tenga), meinten die Eingebornen. Wahrhaftig, sie hatten Recht. Die bucharische silberne Scheidemünze besitzt nur eine geringe Legierung, unsere silberne Scheidemünze aber 52 Grad Legierung. Die Bucharen hatten diesen Umstand sehr bald in Erfahrung gebracht und schätzten nun unsere Münze nach Gebühr. Der Papierrubel aber fand hier gar keinen Absatz.

Es war schon gegen 5 Uhr Nachmittags, als wir durch die

Erscheinung einer seltsamen Figur in europäischem Kostüm auf unserem Hofe überrascht wurden. Es war das ein bejahrter Mann von 50 Jahren oder noch darüber, dessen magerer Körper in einem sehr abgeriebenen schwarzen Tuchfrack steckte; auf dem Kopfe hatte er einen schwarzen, arg verknillten Filzhut. Er ging unmittelbar auf den General los und begann mit ihm ein langes Gespräch. Sie unterhielten sich in französischer Sprache, was unser Erstaunen noch mehr erhöhte. Als er den General verlassen hatte, erfuhren wir, daß das ein Abenteuerer sei, ein gewisser Philipp, ein Franzose. Vor mehreren Jahren war er nach Taschkent gekommen, von dort nach Ssamarkand und producierte sich in verschiedenen equilibristischen Kunststücken. Daraufhin war er nach Buchara gelangt und bekleidete gegenwärtig die Rolle des ersten Künstlers in der Hoftruppe Seiner Hoheit, des Emirs von Buchara. Der arme Alte wäre vermutlich gern zurückgekehrt in sein Vaterland, aber ihm fehlten die Mittel dazu. Armer, unglücklicher Alter! wie schwer muß Dir das Leben fallen unter diesen Wilden, indem Du an Dein schönes Frankreich gedenkst! In solchen Jahren!... Am Rande des Grabes!... Unser Chef erzählte später, daß Philipp sogar ein wenig seine Muttersprache vergessen habe. Ich weiß leider nicht, ob der General irgendwie diesem wahrhaft bedauernswerten Manne zu Hülfe gekommen war. Wir haben ihn nicht mehr gesehen.

Den Abend dieses Tages widmeten wir den Briefen ins Turkestaner Gebiet und ins Europäische Rußland. Der General schrieb seinen Bericht an den General-Gouverneur von Turkestan.

---

3. Kapitel.

Karschi. Amu-Darja.

Von Karschi bis Gjusar. — Charakter der Steppe. — Eine Episode mit dem Beg von Gjusar. — Der Jude in Gjusar. — Gebirgsreise von Gjusar bis Schirabad. — Das „Eiserne Thor". — Die Tagesrast in Ser-Ab. — Dschemadar-Tjurja. — Die Stadt Schirabad. — Meine ärztliche Praxis. — Ankunft eines afghanischen Boten mit einem Brief. — Von Schirabad bis Tschuschka-Gjusar. — Wie die Gesandtschaft über den Amu-Darja hinübersetzte.

Am folgenden Tage, es war das der 8. Juni, verließen wir gegen 5 Uhr nachmittags Karschi. Die direkte Entfernung dieser Stadt von Gjusar wird auf circa 50 Werst geschätzt. Der General beschloß, diese Strecke in einem Tage zurückzulegen; wir hatten somit die Hälfte des Weges noch am selben Tage zu machen, die andere Hälfte am folgenden Morgen. Eine kurze Rast sollte auf dem Wege in dem kleinen Kischlak Jangi-Kent gehalten werden.

Bei der Abreise von Karschi bestieg ich das Roß, das mir der Emir geschenkt hatte. Es war das ein großer Argamak, ein Fuchs von recht gefährlichem Aussehen. Mich hatte sein Riesenwuchs bethört und ich war der Meinung, daß er einen enormen Schritt zeigen werde. Aber schon nach einem Ritt von wenigen Minuten war ich enttäuscht in Bezug auf mein Geschenk: das Roß verfügte keineswegs über einen bemerkenswerten Schritt und hatte dazu noch die nicht gerade lobenswerte Angewohnheit, gegen die Pferde der Mitreisenden auszuschlagen

oder sie ins Genick zu beißen. Ich hatte viel Mühe und Aufmerksamkeit zu verwenden, um das Roß zeitig von seinen schlimmen Späßen abzuhalten. Schließlich war es nicht mehr zu ertragen. Ich entschloß mich, ein anderes Pferd zu nehmen, mußte aber deswegen anhalten, um die zurückgebliebenen Last- und Reservepferde zu erwarten.

Dicht am Wege fließt hier der breite „Bisch-Arick", ein vom Kaschka-Darja auf viele Werst von dem Punkte, wo ich mich befand, hergeleiteter Bewässerungskanal. Ich ließ mich an dem brustwehrartig über dem Wasserspiegel sich erhebenden Ufer des Kanals nieder und schickte mich an's Warten. Gelegentlich möchte ich bemerken, daß hier sämtliche Bewässerungskanäle sich durch sehr hohe Ufer auszeichnen. Von weitem macht sich bloß ein sehr hoher Wall bemerkbar; es läßt sich nicht vermuten, daß dieser Wall einen Arick vorstelle. Wenn man nun in die unmittelbare Nähe des Walls gelangt, so ist auch dann nur ein schmaler Wasserstreifen in der Tiefe des Bettes zu bemerken. Dies Aussehen besitzen die hiesigen Bewässerungskanäle infolge des sehr niedrigen Wasserstandes. Die größeren und kleineren Flüsse Central-Asiens führen bedeutende Mengen von im Wasser mechanisch suspendierten festen Bestandteilen. Infolge dessen verflacht das Bett der Aricks sehr bald; sie verlieren mit der Zeit bei der Erhöhung des Kanalbodens die Möglichkeit, das Wasser in erwünschter Richtung fortzuleiten. Bei einer derartigen Versandung erfordern die Kanäle eine öftere Reinigung, d. h. eine jährliche oder zeitweilige Fortschaffung der Schicht der im Bette des Aricks angeschwemmten Erdmassen. Diese Erdmassen werden nun an beiden Seiten des Kanals aufgeworfen und bilden auf diese Weise im Laufe der Zeit hohe Wälle, durch welche, wie leicht zu ersehen, die Bewässerung der angrenzenden Felder nicht wenig behindert wird. Nach den Ufern eines Bewässerungskanals kann somit, mit gewisser Wahrscheinlichkeit, sein Alter abgeschätzt werden: je höher und je umfangreicher die das Bett des Aricks umgebenden Wälle sind, desto älter ist derselbe.

Die untergehende Sonne hatte bereits mit ihrem Purpur die unendliche Steppe gefärbt, die hier flach wie eine Tafel war, als ich, nachdem ich ein anderes Pferd bestiegen, der Gesandtschaft nacheilte. Sie war mir unterdessen schon weit voraus-

gekommen. Die Lasttiere, die langsam eines hinter dem anderen auf dem Wege dahinschritten, blieben bald hinter mir zurück. Noch lange konnte ich aber das abgebrochene Gespräch der Lautschen vernehmen und den näselnden Gesang eines uralischen Kosaken, was mich daran erinnerte, daß ich nicht allein in der Steppe war. Ich holte die Gesandtschaft ein, als die Sonne, eine letzte Strahlengarbe entsendend, in den abendlichen Nebel versank, der nach und nach den ganzen Horizont überzogen hatte.

Bald wurde es so dunkel, daß wir uns nahezu tastend weiter fortbewegten. Der Weg war arg zerfahren, die Pferde stolperten häufig. Die Nacht hatte jene unangenehme Frische mit sich gebracht, welche gewöhnlich die Tageshitze in offenen Steppengegenden abzulösen pflegt. Im bloßen Leinwandkittel wurde es uns recht unbehaglich. Wir alle sehnten uns selbstverständlich nach einem baldigen Nachtlager. Aber manche Stunde hatten wir noch im Sattel mit dem Schlafe zu kämpfen, bis wir endlich das in der Steppe weit vernehmliche helle Hundegebell zu hören bekamen — das erste und das sicherste Anzeichen einer nahen Dorfschaft. Als wir bald darauf einen kleinen Kurgan umbogen, schimmerte uns schon ein flackerndes Licht entgegen und wies unseren bereits recht müden Rossen die Richtung, die sie einzuschlagen hatten. Wir hatten vor uns den Kischlak Jangi-Kent[1]). Unweit vom Kischlak kam uns der dortige Aksakal entgegen; er sprang bei unserer Annäherung rasch aus dem Sattel und drückte uns allen die Hände, indem er in die Höhe zum Sattel eines jeden Reiters aufzuspringen und dessen Hände in dem Dunkel zu ergreifen suchte.

Wir fanden Aufnahme in einem kleinen staubigen Karawan-Serai, auf dessen Hofe einige abgenutzte Jurten aufgestellt waren. Sehr schmackhaft schienen mir jetzt nach dem langen Marsch die anspruchslosen Speisen der Eingebornen. Beim Abendessen entspann sich eine Unterhaltung zwischen dem Topographen und dem General über das Thema der Unbequemlichkeiten der Führung einer Marschroute in der Nacht. Das Gespräch nahm bald einen recht scharfen Charakter an, ich hörte es jedoch nicht zu Ende —

---

[1]) Seine Höhe über dem Meeresspiegel 1150 Fuß, nach Schwarz.

der Schlaf, der mächtige Schlaf der Müdigkeit übermannte mich bald.

Ich weiß nicht, wie lange ich geschlafen hatte, — plötzlich aber verspürte ich, daß ich aufgerüttelt wurde. Ich öffnete die Augen und bemerkte, daß in der „Kibitka“ außer mir und meinem Burschen niemand mehr vorhanden war: der Bursche suchte meine Sachen zusammen und erzählte mir dabei, daß Alle schon im Sattel wären und daß auch mein Pferd schon gesattelt meiner warte. Die Sonne hatte noch nicht den fernen Osten vergoldet, aber die rosenfingrige Eos, die Botin des Morgens, sandte der Erde bereits ihren Morgengruß zu. Gern hätte ich, wenn auch nur für wenige Stunden Schlaf auf den luftigen Kuß der holden griechischen Göttin Verzicht geleistet, aber ... das Thor knarrte schon in seinen Angeln, die mit dem Oelen unbekannt waren, es öffnete sich und ließ eine lange Reihe von Reitern passieren, unter denen auch ich mich befand. Von neuem die Wanderung! Von neuem ermüdet das Auge die nackte Steppe.

Nun aber treten vor uns mit jedem Schritt vorwärts immer deutlicher die Berge hervor, die bisher nur in unklaren, schwachen Umrissen im Osten zu sehen waren. Links kam ein kleines Steppenflüßchen zum Vorschein, mit sehr steilen Ufern, mit einem breiten Bette und einer mageren Wassermenge darin. Rechts und links ziehen sich jetzt wiederum hohe Kurgans und Ruinen altertümlicher Gebäude dahin. Hinter ihnen waren zwei bis drei armselige Dörfchen zu bemerken mit elenden kleinen Bäumen in den Gärten. Ein paar Bewässerungskanäle kreuzten uns den Weg und schließlich zeigte sich in der Ferne, unmittelbar bei den Bergen eine Stadt, von reichem Laub umgeben, wie überhaupt die hiesigen Städte, die ja im vollen Sinne des Wortes grünende, in der Wüste zerstreute Oasen sind. Aber auch die Wüste birgt hier unerschöpfliche Keime eines Lebens in sich, welches, wenn nur genügend Wasser vorhanden wäre, sich in mächtiger Mannigfaltigkeit entwickeln könnte. Der Boden an und für sich läßt nichts zu wünschen übrig; es ist das der sogenannte „Löß“, wohl die ergiebigste unter den fruchtbaren Bodenarten. Aber wo kein Wasser vorhanden — ist auch kein Leben; ohne Wasser ist sogar dieser reiche Boden ein toter.

Bald nachdem wir die Furt eines seichten Flüßchens passiert

hatten, traten wir in die Stadt Gjusar[1]) ein. In einem der Gärten, im Schatten von Karagatschen, waren bereits bunte bucharische Zelte aufgeschlagen, von denen wir sofort Gebrauch nahmen.

Ich wollte hier die wenigen Eindrücke in mein Tagebuch eintragen, die der letzte nächtliche Ritt von einer Steppenstadt zur andern hinterlassen haben konnte, aber die dem Nachtschlafe entzogenen Stunden, die Müdigkeit und der angenehme kühle Wind, der so sanft in dem Laube der Karagatschen flüsterte, leisteten das ihrige: nach wenigen Minuten konnte ich bereits dem Heere der Gerechten beigezählt werden, wenn eben, nach dem Volksspruch, der schlafende Mensch sich im Zustande der Unfehlbarkeit und Gerechtigkeit befindet.

Der Mirachur (nicht Rachmet-Ullah, der uns in Karschi bewirtet hatte, sondern ein anderer — der Mirachur des Begs von Gjusar) übernahm sofort die Pflichten eines Wirtes. Der General aber stellte die Forderung an ihn, daß der Beg Akrem-Chan[2]), einer der Söhne des Emirs von Buchara, die Rolle des Wirtes auf sich nehmen und zu diesem Zweck sich bei uns einstellen möge. Der Mirachur war augenscheinlich durch eine solche Forderung in Verlegenheit gebracht und behauptete auf Geratewohl, da er keine passendere Antwort finden konnte, daß der Beg krank und darum außer stande sei, der Gesandtschaft einen Besuch abzustatten. Der General schenkte jedoch dem offenbar erfundenen Vorwand keinen Glauben und bestand auf seinem Wunsche. Der Mirachur mußte sich zum Beg begeben.

Nach etwa zwei Stunden kehrte er zurück und wiederholte die gleichen Behauptungen, die er uns vorher vorgebracht hatte. Der General geriet darüber in Zorn und drohte, daß er dem Emir über die ungebührliche Aufnahme, die wir in Gjusar gefunden, schreiben werde. Er wollte der vorgeschützten Krankheit keinen Glauben schenken, schickte darum Nasirow ab, damit dieser

---

[1]) Stadt Gjusar: absolute Höhe 1310 Fuß, astronomische Lage 38° 36′ 18″ n. Br. und 35° 53′ 15″ östl. Länge von Pulkowo (nach Schwarz).

[2]) Der älteste nach dem Katti-Tjura, welcher infolge einer Auflehnung gegen seinen Vater, aus Buchara im Jahre 1868 fliehen mußte und sich gegenwärtig in Afghanistan aufhielt.

sich persönlich über den Gesundheitszustand des Begs informieren möge. Nach wenigen Minuten kehrte Nasirow zurück mit dem Bericht, daß der Beg augenscheinlich gesund sei und zu kommen versprochen habe. Der Mirachur beeilte sich hierauf zu bemerken, daß der Beg an „Rischta" leide und daß man darum seinem Aeußeren nach nicht über seinen Gesundheitszustand zu urteilen vermöge.

Bald darauf vernahmen wir das uns schon bekannte Jammergeschrei, welches hier stets das Erscheinen der Mitglieder der regierenden Familie begleitet. Der Beg zeigte sich zu Pferde im Garten. Er wurde sorgsam aus dem Sattel gehoben und trat hinkend und unterstützt von den ihn begleitenden Würdenträgern in unser Zelt hinein. Der General, der sich inzwischen in ein extra aufgeschlagenes Zelt zurückgezogen hatte, wurde sofort von dem Besuch des Begs benachrichtigt. Er trat mit einem strengen Gesicht hervor, begrüßte den Beg und ersuchte ihn in trockenem Tone Platz zu nehmen. Der Beg — ein schwächlicher Mann von etwa 30 Jahren, bartlos, mit einem idiotenhaften Blick in den braunen Augen — ließ sich schweigend auf den ihm zugeschobenen Schemel nieder. Hierauf wandte sich der General mit folgender Rede an ihn, — er sprach, wie erwähnt, türkisch fast ohne Beihülfe des Dolmetschers:

„So geht man mit guten Nachbarn nicht um. Ihr Vater Dschonab-i-Ali [1]) hat die gebührenden Ehren der russischen Gesandtschaft bezeugt, die auf seinem Gebiete zu sehen, Buchara gegenwärtig das Glück hat. Sie aber wollten uns nicht besuchen!... Sie hätten das als gastfreundlicher Wirt thun müssen ... Ich war schon bereit gewesen, den Emir, Ihren Vater, über Ihr Betragen zu benachrichtigen; der aber hätte wohl nicht versäumt, Ihnen die verdiente Strafe dafür zukommen zu lassen;" der General bediente sich dabei des Wortes „Tschubuk" — Stock.

Bei den letzten Worten loderte in den Augen des Begs ein

---

[1]) Dschonab-i-Ali heißt in der Uebersetzung: hoher Herr; als Titulierung entspricht dieser Ausdruck dem unsrigen: Ew. Hoheit; die Administration des russischen Turkestan hat aber immer, so viel es mir bekannt ist, dieser Titulierung eine geringere Bedeutung beigemessen.

wildes Feuer auf; er starrte jedoch hartnäckig auf einen Punkt hin. Die ihn umgebenden Höflinge standen schweigend, gedankenvoll, mit drohend zusammengezogenen Brauen. Der Mirachur saß wie auf Nadeln: er wagte nicht, seine Blicke zu erheben oder irgend ein Glied zu bewegen. Es war das eine peinliche und gefährliche Situation. Eines einzigen Wortes hätte es nur von Seiten des Begs bedurft, irgend eines Zeichens — und ... die Dolche seines Gefolges, deren Griffe mehr als eine Hand in diesem Momente krampfhaft faßte, hätten sich im russischen Blute gebadet. Es war dies eine harte Probe für den Beg, eine Probe, die ihm schwer zu stehen kam ...

Nun aber begann der Mirachur eine Entschuldigung für den Beg vorzubringen mit zaghafter, weinerlicher Stimme, wie ein Bettler, der am Kreuzwege des Bazars sitzend, um eine Spende fleht: „Tjurja-Dschan ist krank ... er habe nie daran gedacht, die russische Gesandtschaft beleidigen zu wollen ... der General geruht ohne Grund zu zürnen. Wozu soll dem Hazret (d. h. Emir) darüber geschrieben werden?“ u. dergl. mehr. — Der General sprach noch einige Zeit im gleichen Tone weiter fort, nach und nach aber milderte sich seine Rede und er schloß mit den Worten, daß er jetzt, wo der Beg sich eingefunden habe, alles vergessen wolle, daß jetzt nur von Freundschaft zwischen ihm und dem Beg die Rede sein wird.

Der Beg saß da wie begossen. Der Mirachur aber schien etwas fröhlicher geworden zu sein.

Auf die Entschuldigungen des Mirachurs hin ließ der General, nachdem er gesagt hatte, daß er nicht mehr zürne, einige Ehrenchalats bringen; mit dem besten davon sollte der Dolmetscher Nasirow den Beg bekleiden. Der Beg wollte den Chalat jedoch nicht anlegen, nahm ihn bloß entgegen und übergab ihn sogleich dem Machram-Baschi. Nun schien es doch, als ob der Beg seinem Besuch jetzt ein Ende machen könnte; das Schicksal wollte aber, daß er den Kelch der Leiden bis zur Neige leere: der General offerierte ihm eine Tasse Thee. Nach asiatischem Brauch der Gastfreundschaft durfte ein derartiges Anerbieten nicht abgelehnt werden. Darum forderte denn der Machram-Baschi sofort von einem der Diener die Tasse des Prinzen und überreichte sie, nachdem sie mit Thee gefüllt war, seinem Herrn, wobei

er auf das Knie fiel. In der Ausführung dieses Brauches wollte er scheinbar seine Ergebenheit und Verehrung dem Beg gegenüber ganz besonders hervorheben; er blieb auf den Knieen die ganze Zeit über, bis der Beg seinen Thee trank. Wohl kaum konnte der arme Beg den „Tschai-Schirin" süß gefunden haben. Uebrigens könnte ich wetten, daß der Beg nicht einmal imstande gewesen wäre zu sagen, ob der Thee mit oder ohne Zucker war, — so wenig dachte er wohl in jenem Momente an den Thee. Zu Ende der Visite machte der General sogar den Versuch zu spaßen; die Gäste aber, mit Ausnahme des Mirachurs, bewahrten den unbeweglichen hölzernen Ausdruck ihrer Physiognomieen. Bald darauf erhob sich der Beg von seinem Platze, drückte dem General die Hand und begab sich, unterstützt von den ihn umgebenden Personen zu seinem Pferde; die zuvorkommenden Arme seines Gefolges hoben ihn in den Sattel.

Nach wenigen Minuten sandte der Beg der Gesandtschaft die üblichen Gegengeschenke.

„Ich war schon darauf gefaßt," sprach später der Topograph, den wir, ich weiß gerade nicht warum, den Photograph nannten, „die Messer und die krummen Säbel jeden Augenblick aufblitzen zu sehen, als der General dem Tjurja-Tschan den Verweis erteilte . . ."

„Und ich war bereits daran, aus dem Zelte davon zu laufen," spaßte Malewinskij.

„Ach was, es sind ja Memmen!" — bemerkte der General.

„Ja, die Sache wäre dann schlimm abgelaufen," fügte der Oberst philosophisch hinzu.

Damit war nun aber auch die ganze Angelegenheit abgethan.

Der General beschloß, die Stadt um 4 Uhr nachmittags zu verlassen und die Nachtrast in Kusch-Lusch zu halten, einem Kischlak, der von Gjusar etwa 20 Werst entfernt war. Bis zum Amu-Fluß selber hatten wir jetzt Gebirgswege vor uns.

Unter der bucharischen Dienerschaft, die uns hier bediente, fiel uns ein Individuum ganz besonders auf: die langen Seitenlocken, die ihm an den Schläfen baumelten, bezeichneten sofort

seine Nationalität; mit den Seitenlocken harmonierte vorzüglich seine typische, dem Schnabel eines Raubvogels ähnliche Nase, eine Nase, die gerade so gut, wie man von römischen und griechischen Nasen spricht, eine typisch-jüdische Nase genannt werden konnte. Seine Kleidung war diejenige eines Eingebornen; nur daß er, statt des üblichen Turbans des Muselmannes, eine niedrige unförmliche Schafspelzmütze trug. Der Turban ist dem „Ungläubigen" untersagt. Nur die „Söhne des Islams" dürfen ihr Haupt mit einem Turban umwinden.

Der Jude war gerade so beweglich, wie all' seine über das Antlitz der Erde verstreuten Brüder. Die verschmutzten Schöße seines Chalats flatterten in der Luft, wenn er in irgend einem Auftrage hastig herumrannte. Kurz nach der Ankunft der Gesandtschaft erlaubte er sich, in unser Zelt hereinzukommen, indem er der bucharischen Dienerschaft bei der Verrichtung verschiedener Dienste behülflich war. Nach einigen Minuten brachte er irgend eine Speise herein, wobei er in recht gutem Russisch „Sdrawstwuj" sagte („Sei gesund" — üblicher Gruß). Es stellte sich heraus, daß er im Dienste des Begs gewissermaßen als Verwalter oder Beschließer stand und aus seiner Stellung in kluger Weise mancherlei Vorteile zu ziehen wußte. Die Eingebornen erzählten, daß er sich hierbei ein ordentliches Vermögen erworben habe.

In Gjusar gibt es einige Dutzend jüdischer Familien. Sie bewohnen ein besonderes Stadtviertel und haben ihre besondere Straße auf dem Markte. Hier sind sie nicht nur Handelsleute, sondern auch Handwerker. Sie verstehen die Stoffe schöner als sonst jemand zu färben; sie backen das beste Brot in der Stadt und sind hier allem Anschein nach ein nützlicher Teil der Bevölkerung.

Der General ließ sich in ein Gespräch mit dem Juden ein. Er befrug dies originelle Factotum des Begs über verschiedene Dinge, unter anderem auch über die Afghanen und stellte schließlich an ihn die außerordentlich wichtige Frage, ob wohl die Afghanen die russische Gesandtschaft empfangen werden oder nicht. Der Jude ging ungeniert auf diese Frage ein: „Gewiß," sagte er, „werden Sie von den Afghanen aufgenommen werden, denn diese Afghanen sind ja ein Lumpenvolk; sie werden sehr erfreut sein, wenn sie erfahren, daß das mächtige russische Reich ihnen seine

Gesandten zusendet." Daraufhin erging er sich ausführlich darüber, was für „Hunde" und „Räuber", wie habsüchtig, wie faul und grob diese Afghanen wären; er sparte überhaupt nicht mit den verschiedentlichen nichts weniger als schmeichelhaften Bezeichnungen für unsere Nachbarn und zukünftigen Verbündeten. Ohne Zweifel hatte er Ursache, sich in dieser Weise über seine „angeblichen Brüder" [1]) auszulassen. Bekanntlich sind die Afghanen Todfeinde der Juden und verachten niemanden so tief, wie die Juden.

Nachdem der General das Gespräch beendet hatte, ließ er dem Juden einen Chalat schenken. Die Augen des Juden erglänzten vor Freude; er machte dem General einige tiefe Bücklinge, wobei seine Seitenlocken sich schüttelten und er die Hände an die Magengegend drückte.

Nun aber wieder in den Sattel und marsch hinaus auf den staubigen Weg! Die Stadt mit ihren Gärten blieb bald hinter uns zurück. Wir stiegen allmählich bergauf. Nach einiger Zeit erreichte der Weg den Gipfel des Berges und stieg dann über die Einsattelung desselben wiederum hinab. Die Stadt war jetzt vollständig hinter dem Berge verschwunden. Vor uns erheben sich Felsen ohne jedwelche Spur von Leben, von Vegetation. Rechts vom Wege erschallt das laute Getöse eines Flusses, der hier die Berge durchbrochen hat und zur Freiheit gelangt. Auf dem jenseitigen Ufer des Flusses irrt eine zerstreute Schafherde umher. Mehr bot sich unseren Augen nicht dar. Die Ansichten fesselten kaum meine Aufmerksamkeit. Es blieb mir wenig mehr übrig, als, einer angeblich klassischen Vorschrift für Kavalleristen folgend, „zwischen den Ohren des Pferdes vor sich hinzusehen" und den Gedanken ihren freien, rein mechanischen Lauf zu lassen. Welchen unwesentlichen Dingen hängt man aber doch nach, wenn man so monoton in dem Sattel gewiegt wird und das Auge unbeschäftigt bleibt! Der Prozeß des Denkens geht recht automatisch vor sich hin, gleich wie in einer aufgezogenen Maschine und kümmert sich zu solcher Zeit nicht gerade viel um die Gesetze der Ideeen-Associationen. Wenn man nun hin und wieder sich

[1]) Die Afghanen leiten ihre Abstammung von den durch Salmanassar in Gefangenschaft geführten Israeliten ab.

aus diesem, man darf wohl sagen, unbewußten Denken aufrüttelt, so sucht man wohl lange nach dem Zusammenhang zwischen jenen abgerissenen Vorstellungen, die noch im Gedächtnis, nur mechanisch natürlich, haften geblieben sind; oft aber ist man außer stande, die Brücke aufzufinden, über welche die mitunter so widerspruchsvollen Vorstellungen ihren Weg genommen haben. Denjenigen, die nicht einen endlosen Ritt, der sich auf lange Tage hinausgezogen hat, durchgemacht haben, wird ein Gedankengang, wie der eben beschriebene, vielleicht recht unbegreiflich erscheinen. Es kennt ihn aber ein jeder, der sich einer rein mechanischen Beschäftigung hingibt, sei es das Strümpfestricken, das Abhobeln der Bretter oder die Arbeit mit der Elle in dem Kaufladen. Diese Leute wissen es, wie man sich mitunter bei einem Gedanken ertappt, bei dem man sich fragen muß: „Was ist denn das? Ja, woran denk' ich denn jetzt? Ich war doch eben bei einer ganz anderen Frage; das, worüber ich jetzt denke, hat doch scheinbar absolut nichts mit dem Vorhergehenden zu thun?" Ein Mensch, der bis zu einem gewissen Grade gewohnt ist, sich Rechenschaft über seine Gedanken zu geben, wird dabei durchaus den Zusammenhang der Vorstellungen ergründen wollen; er wird auf seltsame Sprünge in dem Gebiete der Ideeen-Association stoßen. Ich konnte mich manchmal geradezu über mich selber von Herzen lustig machen, indem ich solchen Sprüngen nachging. Wenn man nun in diesen Fällen nach dem Ergebnis der Gedanken forscht, so hat man Schwierigkeit, etwas Positives vorzubringen. Wohlberechtigt ist es darum, wenn Leute, die bei solchem mechanischen Denken ertappt und über das Objekt ihrer Gedanken befragt werden, ihr „wir denken an gar nichts" zur Antwort geben. Allerdings! eine rein mechanische Reflexion kann doch nicht als Gedanke bezeichnet werden. Wenn aber der Fragende bei seiner Frage beharrt, so wird der Befragte erst nach einer gewissen Anstrengung, nachdem er sein Erinnerungsvermögen anspannt, das Objekt seiner Gedanken angeben können. Aber jetzt denkt er wirklich, d. h. er verhält sich durchaus bewußt zu seinem Gedankenprozeß.

In solch einem Zustand befand ich mich momentan. Hie und da nur kam ich aus demselben heraus; wenn nämlich das Pferd stolperte oder wenn wir unmittelbar am steilen Ufer des

Flusses zu reiten hatten. Ein paar Felsen, die sich kühn erhoben, vermochten nur für wenige Minuten meine Aufmerksamkeit zu fesseln.

Die Sonne war schon lange fern hinter den Bergen untergegangen, die nächtlichen Schatten hatten sich immer mehr verdichtet und das schmale Thal des Flusses bereits in Dunkelheit gehüllt, als wir unser Nachtlager erreichten. Da ist auch Kusch-Lusch [1]). Einige rauchgeschwärzte Jurten waren auf einer Wiese am Ufer des Flusses aufgeschlagen. Unweit von ihnen glimmten noch einige halberloschene Holzscheite. Das Gepäck traf bald nach uns ein.

Am nächsten Morgen brachen wir in der Frühe auf, unsere Lasttiere klommen indessen schon eine lange Zeit den steilen Bergpfad hinauf. Wir hatten wieder die Furt eines Flusses zu passieren, der an dieser Stelle so tief war, daß wir eine Durchnässung der Gepäckkoffer befürchten konnten. An einigen Stellen konnten die Pferde nur schwimmend über den Fluß hinübergelangen. Wir stiegen langsam bergauf und mußten öfters anhalten. Auf dem Scheitelpunkte des nicht gerade hohen Bergpasses erhob sich ein scharfer Granitgrat, ein Bergkamm im buchstäblichen Sinne. Von hieraus eröffnete sich eine recht weite Aussicht auf die umliegenden Gebiete. Im fernen Osten und Norden waren die blauen Berge mit schimmerndem ewigen Schnee gekrönt, der die Bergmassen mit breiter Decke umhüllte. Im Westen erstreckte sich einem Ozean gleich die unendliche, unabsehbare Steppe. Zu unseren Füßen aber breitete sich ein Hügelmeer aus mit felsigen Wogen, die hier weich abgerundet waren, dort wiederum schroff und scharfkantig sich emporhoben ... Zum ersten Mal im Leben betrachtete ich eine echte Gebirgslandschaft. Es ist begreiflich, daß dieses Bild auf mich einen großen Eindruck machte ... Ich atmete begierig mit voller Brust die frische, reine, kräftige Bergluft ein.

Einige Minuten später zog unsere Cavalcade ebenso langsam bergab, in ein flaches, stellenweise mit grünenden Kornfeldern bedecktes Thal. Eine ganze Herde von Eseln kam uns in den

---

[1]) Kusch-Lusch heißt in der Uebersetzung: ein Zusammenfluß, eine Vereinigung. Es vereinigen sich hier zwei Bergflüsse.

Weg; sie schleppten mit vieler Anstrengung auf ihren starken Rücken zu je zwei dicken Artschapfählen. Die Treiber schauten uns gleichgültig an, wechselten ein paar Worte mit unseren Lautschen und setzten ihren einförmigen Marsch fort.

Indem wir jetzt dem Ufer des bereits erwähnten Flusses folgten, welcher hier viel schmäler wird, gelangten wir an die effektvolle Schlucht, „Ak=Dagan" genannt (in der Uebersetzung: „Weißer Paß"). Diese Schlucht befindet sich in einem vom Flußlauf durchbrochenen mächtigen Kalkfelsen. Der Fluß hat sich förmlich in diesen Felsen hineingebohrt. Die beiden Wände der Schlucht steigen senkrecht zum Wasser hinab; ihre unteren Partieen sind durch die Einwirkung des Flusses glatt abgeschliffen worden.

Die Wände der Schlucht erheben sich beiderseits auf etwa 20 Ssaschenj.

Dem Laufe des Flusses folgend, der hier nichts mehr als ein Bach ist, gelangten wir beim Dorfe Tschasma=i=Hafisan an seine Quellen. Der gesamte Weg, den wir jetzt zurückgelegt hatten, war waldlos. Nur an einer Stelle stießen wir auf eine einsame riesige Artscha. Von dieser Artscha hatte auch die Ortschaft den Namen „Jeck=Artscha[1]) erhalten, was in der Uebersetzung „eine Artscha" heißt. Neben der Artscha war eine Stange mit Lumpen behangen eingesteckt, ein Zeichen, daß sich hier das Grab eines muselmännischen Heiligen befand. Man kann sich leicht erklären, warum diese einzige Artscha sich erhalten hat, währenddem ringsum kein einziges Bäumchen zu finden war: der Baum war demjenigen Heiligen geweiht, dessen Gebeine unter seinen Wurzeln ruhten. Dieser Umstand schützte den Baum besser als alle möglichen Verbote der Obrigkeit davor, daß man ihn niederhaute. Die Central=Asiaten pflegen überhaupt gern einem alten, mächtigen Baum irgend eine besondere Bedeutung beizulegen. Wenn man sich nun in solchem Falle die Mühe geben wollte, ein wenig nachzuforschen, so wird man leicht feststellen können, daß der betreffende Baum von einem Heiligen persönlich gepflanzt war oder aber ihn durch seinen Schatten erquickt habe. Daher stammt die Verehrung der großen Bäume. Wohl möglich, daß hierbei der instinktive Wunsch, einer völligen Vernichtung der

[1]) Jeck=Artscha 3150 Fuß über dem Meeresspiegel, nach Schwarz.

Wälder vorzubeugen, zum Ausdruck kommt. Noch wahrscheinlicher aber, daß in dem gegebenen Falle ein Bestreben sich geltend machte, wie es etwa nicht nur dem Asiaten, sondern der ganzen Menschheit eigen ist, ein Bestreben, den besonders auffallenden Gegenständen auch eine besondere Bedeutung beizumessen. Wenn dem so ist, so lassen sich, meiner Ansicht nach, derartige Erscheinungen auf Ueberreste des alten Fetischismus zurückführen.

Tschasma-i-Hafisan[2]) ist ein kleines Dörfchen, welches sich dem Fuße der Berge anschmiegt, die im Osten in einer senkrechten Wand von einigen hundert Fuß emporsteigen. Wir übernachteten hier.

Am folgenden Tage, den 11. Juni, erweckte uns die Kälte früher, als es in unserer Absicht lag: die Temperatur betrug 5 Uhr morgens im Schatten des Zeltes nur 12° C. Ueber unsere Leinwandkittel mußten wir noch Paletots ziehen. An diesem Tage zogen wir über den niedrigen Bergpaß Ak-Rabbat und passierten die berühmte Schlucht, die im Altertum den Namen „Eisernes Thor"[2]) führte. Aber selbst wenn in dieser Schlucht auch nicht das massive eiserne Thor gestanden hätte, worüber der berühmte chinesische Reisende des 7. Jahrhunderts n. Chr. Sian-Tsjan (Hsüën-Tsang) berichtet, so würde auch dann dieser Name einen Sinn haben. Die finsteren schwarzen Felsen der Schlucht, die sich senkrecht auf Dutzende von Ssaschenj erheben, sind riesigen eisernen Thorpfosten nicht unähnlich. Dessen ungeachtet wird diese Schlucht von den Eingebornen „Busgole-Chana", persisch „Ziegen-Haus" genannt. Aber eine irgend wie vernünftige Erklärung für eine solche Benennung der Schlucht konnten mir die Eingebornen nicht geben. Die Länge der Schlucht beträgt beinahe 2 Werst. Es ist das buchstäblich eine Spaltung quer durch den Granitrücken der Berge. Uebrigens ist nur die untere Felsenschicht Granit; die obersten Schichten bestehen aus Schiefer. Die Schlucht verengt sich stellenweise bis auf eine Breite von 5 Schritt und ist nirgends über 30 Schritt breit. Die Passage ist sehr schwierig infolge der großen Steinblöcke, die von

---

[1]) 3540 Fuß über dem Meeresspiegel, nach Schwarz.

[2]) Das „Eiserne Thor": Eingang 3740 Fuß über dem Meeresspiegel; Mündung 3540 Fuß (nach Schwarz).

der Wand abgelöst, die Schlucht verlegt haben. Dennoch aber haben die Bucharen im Jahre 1875 ihre schwere Artillerie auf diesem Wege nach Hissar hinüberzuführen gewußt. Im Frühjahr, wenn der Schnee schmilzt, wird die Schlucht von einem wilden Gebirgsbach durchströmt; dann existiert hier kein Verkehr mehr. Die Schlucht wird dann rechts über einen niedrigen Rücken umgangen.

Von Interesse ist die von dem berühmten chinesischen Reisenden Sian-Tsjan herrührende Beschreibung dieser Schlucht; so weit bekannt, der Zeit nach die erste Beschreibung. Nach einem dreitägigen Marsch in diesen Bergen in süd-östlicher Richtung — Sian-Tsjan reiste nämlich von Kesch (Schachrisebs?) zum Amuthal in das Reich Tochara — betrat der Reisende die Passage, die das „Eiserne Thor" benannt wird: „So nennt man eine Schlucht zwischen zwei parallelen Bergen, die sich rechts und links zu erstaunlicher Höhe erheben. Sie sind von einem schmalen und von Abstürzen besetzten Pfad getrennt. Die Berge bilden zu beiden Seiten hohe Felsmauern von der Farbe des Eisens. Man hat dort ein eisenbeschlagenes Thor mit zwei Flügeln angebracht und an diese eine Menge eiserner Glöckchen gehängt. Da die Passage schwierig und stark verteidigt ist, so hat man ihr den genannten Namen gegeben [1])."

600 Jahre später passierte anscheinlich dieselbe Schlucht ein anderer Chinese Tschang-Tschun, ebenfalls von Kesch nach Tochara zum Zwecke einer Zusammenkunft mit Tschingis-Chan

---

[1]) Wir entnehmen das Citat dem v. Richthofen'schen „China" 1877 Bd. I. S. 544. Der Verfasser benutzt die russische Uebersetzung von Yule durch Frau Fedtschenko und sieht sich infolge des unkorrekten Wortlauts, — es heißt nämlich „steiler Pfad" statt „von Abstürzen besetzter Pfad" — zu einer längeren Auseinandersetzung veranlaßt über die mutmaßliche Umwandlung des steilen Pfades in einen relativ ebenen. Wir glauben von diesem Passus abstehen zu dürfen und bemerken nur kurz, daß Verfasser hierbei die nivellierende geologische Arbeit des Wassers in Betracht zieht und beim Eingang in das Felsdefilée „in einer beckenförmigen Thalerweiterung Spuren eines einstigen Sees" zu erkennen glaubt. In gleicher Weise läßt sich Verfasser einige Zeilen später auf Grund eben desselben unkorrekten russischen Textes in einen Ausgleich eines scheinbaren Widerspruchs in der Routenangabe des Sian-Tsjan aus. In beiden Fällen weist er übrigens direkt auf die Willkürlichkeit der russischen Uebersetzung hin, zumal da ihm der Text von Julien vorlag. Anm. des Uebers.

wandernd. Jedoch ist seine Schilderung so unbestimmt, daß man nahezu daran zweifeln könnte, ob er auch den gleichen Ort besucht habe. Er erzählt[1]: „In süd-östlicher Richtung von Kesch passierten wir einen Berg; der Berg ist hoch und groß; Steinblöcke waren haufenweise in Unordnung verstreut; die Soldaten mußten selber die Fuhren schleppen; schon nach zwei Tagen erreichten wir die vordere Seite des Berges. Wir folgten nun dem Laufe des Baches gen Süden; die Eskorte drang indessen zum Norden hin, um gegen Räuber zu kämpfen. Nach fünf Tagen gelangten wir zu einem kleinen Fluß, über welchen wir in einem Fahrzeug hinübersetzten; die beiden Ufer des Flusses waren dicht bewaldet; am siebenten Tage setzten wir in einem Fahrzeug über einen großen Fluß hinüber, der eben der „Amu-Muljan“ ist.“

800 Jahre später (1404, 24. August, Montag) passierte das „Eiserne Thor“ vermutlich der erste Europäer, — ein Gesandter Heinrichs III., Königs von Kastilien, an Tamerlan, Ruy Gonzalez de Clavijo. Er beschreibt die Passage folgendermaßen[2]: „Dieser Berg ist sehr hoch und hat an dieser Stelle einen Paß, so daß man den Berg durch eine Spalte passieren kann. Es scheint, als ob er durch Menschenhände gemacht wäre, da von beiden Seiten sich sehr hohe Berge erheben, der Paß aber selber eben und sehr tief ist. In der Mitte des Bergpasses befindet sich ein Dorf, über welches sich hoch der Berg emporhebt. Der Bergpaß heißt „Eisernes Thor“ und ist der einzige in der ganzen Bergkette. Es ist das ein Schutz für das ganze Ssamarkander Reich, da es von Seiten Klein-Indiens[3]) keinen anderen Paß gibt außer diesem, um ins Ssamarkander Reich zu gelangen, so wie auch die Bewohner des Ssamarkander Reiches nur durch diesen Paß nach Indien gelangen können.

---

[1]) Archimandrit Palladius, Arbeiten der russischen geistlichen Mission in Peking Bd. IV. S. 319 (russisch.)

[2]) Nach der russischen Uebersetzung der „Reise nach Ssamarkand im Jahre 1402—1406“ des Ruy Gonzalez de Clavijo, von J. J. Ssresnewskij.

[3]) Man unterschied im Mittelalter ein Klein-Indien (Vorderindien), ein Groß-Indien (Hinterindien) und, indem man Abessinien hinzurechnete, ein „Drittes Indien“. Siehe Karten in S. Ruge: „Zeitalter der Entdeckungen“ 1881. Anm. des Uebers.

Der Timur-Beg ist der Besitzer des „Eisernen Thores“, was ihm ein großes Einkommen einbringt, da durch dieses Thor Kaufleute aus Indien nach Ssamarkand passieren. Die Berge, in welchen sich das „Eiserne Thor“ befindet, sind waldlos. Man erzählt, daß der Paß durch ein ganz mit Eisen beschlagenes Thor, das die Berge vereinigte, geschlossen wurde und niemand ohne Erlaubnis durch das Thor gehen durfte.“

Kurz vor diesem Reisenden (1398) hatte der schreckliche Timur, vom Feldzuge nach Indien zurückkehrend, mit seinem Heere das „Eiserne Thor“ passiert.

Bis zum Jahre 1875 hat anscheinlich kein Europäer mehr diese Schlucht besucht. Im gegebenen Jahre waren es Majew, Petrow und Schwarz, die hier durchzogen [1]).

Die wundersamen Felsenumrisse der Schlucht gewannen noch mehr durch das Grün der Pistacien- und Mandelbäume, das an vielen Stellen hervortrat. Manche Bäume hatten sich mit ihren kräftigen Wurzeln in den Spalten der Felsen festgesetzt und streckten sich nun horizontal über die Köpfe der Reisenden hinweg; dazwischen schwangen sich Guirlanden von Epheu.

Aus der Schlucht kamen wir zum Flüßchen Schur-Ab, das in einer Thalsenkung läuft und dessen Eigenschaften schon sein Name kund geben sollte: „Schur-ab“ — Salzwasser. Das Wasser war übrigens gar nicht salzig. Nachdem wir hier uns und unseren Pferden eine kleine Rast gegönnt hatten, zogen wir weiter und passierten am selben Tage noch eine andere Schlucht, die nicht minder grandios als das „Eiserne Thor“ war und den Namen des Flüßchens Schur-Ab führte. Nachdem wir noch zwei Bergpässe passirt hatten und sieben bis acht Werst einer Thalenge entlang marschiert waren, trafen wir in dem Kischlak Ser-Ab oder Sejr-Ab ein, woselbst wir unser Nachtlager aufschlagen wollten.

Als wir den letzten Hügel umgangen hatten und zum Kischlak hinabstiegen, lenkten zwei riesige Tschinaren (orientalische Platanen) ganz besonders unsere Aufmerksamkeit auf sich. Sie wuchsen an

---

[1]) Majew und Schwarz, die bekannte Hissar-Expedition von 1875; von größter Wichtigkeit für die Kunde der Gebirgsgegenden zwischen dem Oxus und Yaxartes. Anm. des Uebers.

beiden Seiten eines klaren munteren Baches und lieferten einen bedeutenden Schatten, unter welchem unsere Jurten, die armselige Moschee des Dörfchens und zwei kleine, an Fischen (Marinki) reiche Reservoirs Platz gefunden hatten. Einer von diesen Tschinaren stand gegenwärtig dem Ende seines Lebenslaufes nahe: der Gipfel war bereits trocken, die Zweige abgebrochen und der Stamm enthielt eine so große Höhlung, daß in ihr der Wärter der Moschee mit seiner Familie seine Wohnung aufgeschlagen hatte. Der andere Tschinar ist noch riesiger und befindet sich in voller Lebenskraft. Er erhebt sich auf mindestens 15 Ssaschenj über dem Bache; seine Zweige bilden einen kleinen Hain; in einer Höhe von 2½ Arschin hat der Stamm einen Umfang von 45 Werschock, was im Durchmesser bedeutend mehr als eine Ssaschenj macht; seine sammetartige Rinde von hellgrüner, matter Farbe spricht für den Reichtum an Säften. Auf der nördlichen Seite des Stammes war folgende persische Aufschrift zu finden: „Majew und Petrow. 1875." Das Alter dieses Riesen muß ein sehr ehrwürdiges sein. Von den Eingebornen wird erzählt, daß noch der vierte Chalif Ali nach einem schwierigen Zug in den benachbarten Gebirgen unter seinem Schatten geruht habe. Die Volkssage verleiht dem Baume somit ein Alter von ungefähr 1200 Jahren, jedoch wird diese Ziffer wohl sehr übertrieben sein. Nicht zu vergessen ist es zudem, daß die Central-Asiaten mit Ali fast jeden wichtigen Gegenstand oder jede irgendwie bemerkenswerte Gegend in Verbindung zu bringen wissen. So wird auch die Stadt Schirabad als eine von Ali erbauete bezeichnet, zu dessen Ehren sie ihren Namen tragen soll: „Schir" — Löwe, einer der Namen des Ali, und „Abad" — Niederlassung, Dorfschaft. Die Berechnungen, die man an den jährlichen Zuwachs des Baumes und seines Durchmessers knüpfen könnte, sprechen für etwa 800 bis 900 Jahre. — Der Strömung des Flusses entlang standen noch andere Riesen, Nußbäume, jedoch von geringerem Wuchs. Auf beiden Seiten des Baches zogen sich Gärten über Hügel und Thäler hin; zwischen dem Laub zeigten sich Lehmgebäude, die Wohnungen der Eingebornen. Der Kischlak enthält 200 Höfe und liegt in einer Höhe von 2790 Fuß über dem Meeresspiegel (nach Schwarz). Die ganze Bevölkerung bilden Tadschiken. Dieser wunderbar reizende Flecken

ist vom West und Ost durch steile Berge geschützt. Der westliche Bergrücken erhebt sich in einigen hundert Schritt vom Dorfe senkrecht zu einer Höhe von 2000 bis 3000 Fuß; hell blitzen in der Sonne die auf ihm gegenwärtig noch hie und da übriggebliebenen Schneemengen; auf den Abhängen und in den Spalten der Felsen zeigen sich einige spärliche Artschas, die aus der Ferne wie grünliches Moos erscheinen.

Hier wollte der General die Tagesrast halten. Wir verbrachten den Tag in ausgezeichneter Weise. In dem Bache konnten wir baden und uns von dem Staube befreien, der unsere Haut während der Reise bedeckt hatte und sich durch heftiges Jucken recht fühlbar machte.

Der General erzählte uns an diesem Tage wiederum manches über die Afghanen. Selbstverständlich hörten wir mit großer Aufmerksamkeit zu und suchten uns ein jedes seiner Worte einzuprägen. Es war dies gegenwärtig die einzige Möglichkeit, die afghanischen Verhältnisse kennen zu lernen. Späterhin fanden sich übrigens beim General einige Quellen über die Geographie und Geschichte von Afghanistan und Central-Asien überhaupt. Da waren unter anderen: Grigorjew „Kabulistan und Kaffiristan" und „Ost-Turkestan"; Burnes „Bucharische Reise"; die Feldzüge Alexanders des Großen" von Curtius R. Quintus u. a. m.

In seinen Erzählungen über die geographischen Verhältnisse Afghanistans hob der General ganz besonders den Pflanzenreichtum des Landes hervor. „Dort," so erzählte er, „werden wir etwas ganz anderes finden, als das, was wir hier während unseren Reisen durch diese leblosen Steinmassen gesehen haben: nach den Schilderungen der Reisenden sind die Berge dort mit Wäldern bedeckt; klare Bäche und Flüsse beleben die Schluchten und das ganze Gebiet ist im vollen Sinne des Wortes ein schönes. Nicht umsonst lieben die Afghanen ihr Land so sehr und stehen so fest für ihre Unabhängigkeit ein. Ja, schon die Afghanen selbst", fuhr der General fort, „sind ein ganz anderer Volksschlag als die Bucharen: diese sind echte Schlafrock(Chalats)-träger und nichts weiter mehr. Anders die Afghanen: sie haben in ihrem Charakter etwas Mittelalterliches, Ritterliches!..." Der General erteilte mir hierbei den Rat, das Persische zu erlernen, worauf ich einging. Ich notierte mir noch am selben

Tage nach seinen Angaben ein paar Dutzend Worte und Phrasen und studierte sie dann ein.

An diesem Tage vergrößerte sich die Anzahl der Mitglieder der Gesandtschaft noch um einige Personen. Es war gegen Mittag, am 12. Juni; wir genossen unsere Tagesrast im Schatten des Riesentschinaren, als bei unseren Zelten ein hochgewachsener Greis mit einem langen weißen Bart vorbeiritt. Er war nach asiatischen Begriffen höchst anständig gekleidet und hielt sich mit vieler Würde; mehrere Diener folgten ihm mit Lasttieren. Er war bereits hinter dem nächsten Hügel verschwunden, als Samaan-Beg sich seiner Persönlichkeit erinnerte und dem Oberst Rasgonow seinen Namen mitteilte. Dieser machte den General sofort auf den Mann aufmerksam und der General beschloß ihn einholen und zurückbitten zu lassen. Ein Reiter wurde sofort entsandt und schon nach einigen Minuten sahen wir den würdigen Mann zurückkehren. Er näherte sich unseren Jurten und trat, der Einladung des Generals folgend, in eine derselben ein. Der Reisende erkannte sogleich Samaan-Beg und begrüßte ihn freundschaftlich wie einen alten Bekannten. Diese Persönlichkeit verdient volle Aufmerksamkeit von unserer Seite. Ich will darum einige Worte über ihn mitteilen, die, wie ich hoffen darf, nicht überflüssig sein werden.

Dieser Greis ist in Central-Asien unter dem Namen Dschemadar-Tjurja bekannt. Er war in Pendschab, unweit von Lahore geboren. Seine kriegerische Laufbahn hatte er noch in dem Heere des Rundschit Singh begonnen; nachdem aber dieser gestorben und das Reich der Sikhs in die Hände der gewandten Engländer gefallen war, trug er seine kriegerische Thätigkeit auf Central-Asien über. Dschemadar-Tjurja befand sich in Taschkent in der Nacht vom 15. zum 16. Juni 1865, als General Tschernjajew die Stadt stürmte, in der Reihe der Verteidiger derselben und wurde verwundet. Nach dem Falle von Taschkent begab er sich in das Chanat Kokan und zog von dort bald nach Kaschgar, wo er als rechte Hand Jakub-Begs im Laufe einiger Jahre gelten konnte. Er gelangte bald zu dem hohen Rang eines „Perwanatschi“ und wurde zum Chef der Kaschgarischen Artillerie gemacht[1]). Nach dem Tode Jakub-Begs, im Jahre 1877, als

[1]) Ueber ihn berichtet auch Kuropatkin in seinem „Kaschgar“ S. 186—187.

das Chanat Kaschgar zu Grunde ging und von den Chinesen erobert wurde, entfernte sich Dschemadar mit vielen anderen Kaschgaren nach Taschkent und verblieb dort bis zum Frühjahr 1878. Gegenwärtig, kurz vor der Reise der Gesandtschaft nach Afghanistan, machte sich Dschemadar zu einer Pilgerfahrt nach Mekka auf; er hatte den Weg über Kabul nach Bombay genommen, von wo er über die See weiter reisen wollte. Der Turkestaner General-Gouverneur benutzte die Gelegenheit, um mit ihm einen Brief an den Emir von Afghanistan Schir-Ali-Chan zu übersenden. Dschemadar hatte jedoch aus irgend welchen Gründen lange mit seiner Abreise gesäumt, so daß er sich noch gleichzeitig mit uns auf der Reise befand.

Es war das zur Zeit, wo wir ihn sahen, ein Greis von sehr hohem Wuchse — etwa 2 Arschin 14 Werschock groß — nahe an die achtzig Jahre; etwas gebeugt in der Haltung, aber anscheinlich noch recht kraftvoll und rüstig. Sein magerer sehniger Körper sprach dafür, daß er früher über eine außerordentliche Kraft und eine eiserne Gesundheit verfügt haben mußte. Sein Gesicht war regelmäßig und nicht ohne gewisse Anmut; die feurigen Augen schauten durchdringend unter den grauen buschigen Brauen hervor. Er spricht langsam, im tiefen Baß. Der General, der mit ihm persisch sprach, erzählte uns später, daß es etwas schwer halte, sich mit Dschemadar zu verständigen, indem seine Aussprache undeutlich sei und er dazu noch sich einer universellen Sprache bediene, eines Gemisches aus vier Sprachen und mehreren asiatischen Dialekten: in ein und demselben Satz bringe er persische Worte mit türkischen zusammen und schließe mit indischen. Mit Samaan-Beg hatte er Bekanntschaft gemacht, als er im Dienste Jakub-Begs stand, woselbst sie beisammen einige Jahre verbracht hatten. Samaan-Beg sprach sich sehr schmeichelhaft über die Persönlichkeit Dschemadars aus. Seinen Worten nach war das ein wahrhaft rechtlicher und biederer Mann von außergewöhnlicher Tapferkeit. — Der General glaubte, daß er für die Gesandtschaft von großem Nutzen sein konnte und machte ihm darum den Vorschlag, mit uns zusammen zu reisen, worauf Dschemadar sehr gern einging. Von diesem Tage an betrachteten wir ihn als Mitglied der Gesandtschaft, als welcher er sich auch späterhin bestens bewährt hat.

Am folgenden Tage, d. h. den 13. Juni, früh morgens, noch lange bevor der alte Muezzin der hiesigen Moschee seinen Ruf zum Namaz Jewel erschallen ließ — hatten wir schon den gemütlichen Flecken im Rücken. Bald ging es wieder bergauf, auf einem mit scharfen Steinen und großen Kieseln übersäeten Wege.

Bis Leilechan, der nächsten Station von Ser-Ab, sind es 30 Werst. Leilechan ist ein recht großes Dorf mit umfangreichen Gärten am Ufer des Flusses Schirabad-Darja gelegen.

Von hier aus bis zur Stadt Schirabad blieben uns noch etwa 20 Werst zurück. Die Strecke war bald zurückgelegt und schon gegen 5 Uhr zogen wir in die großen Gärten der Stadt ein. Wir hielten uns von Ser-Ab an die ganze Strecke durchweg an dem Flusse Schirabad-Darja, dem Lebensspender dieses Thales. An den Ufern des Flusses trafen wir auf recht bedeutende Felder, hauptsächlich mit Weizen bepflanzt.

Etwa 5 Werst von der Stadt Schirabad hatten wir noch die letzte Schlucht in diesem Gebirgsrücken zu passieren. Die Schlucht trägt den Namen Nan-Dagan[1]) („Nan" — Brot, Fladen). Wie sonderbar auch der Name „Fladen-Paß" erscheinen mag, so ist er doch recht bezeichnend und entspricht der Art der Central-Asiaten, wie überhaupt der kulturlosen Völker, sich handgreiflicher Vergleiche bei der Bezeichnung verschiedener Gegenstände zu bedienen. Die genannte Schlucht besteht eigentlich aus zwei Päffen, die so zu sagen zwei Thore bilden: ein Eingangs- und ein Ausgangsthor. Die beiden Thore sind durch die Arbeit des Flusses Schirabad-Darja entstanden. Die Wände der Eingangsschlucht gehen allmählich auseinander, eine jede beschreibt einen Halbkreis, der durch den Ausgang der Schlucht durchbrochen ist. Auf diese Weise bilden die bogenförmigen Wände annähernd einen Kreis oder, richtiger gesagt, ein Oval mit einer Längenachse von 3 und einer Querachse von 2 Werst. Die Fläche des Ovals nun gleicht vollständig einem hiesigen Fladen, dem „Nan" der Eingebornen. Der Oberst Rasgonow machte einen gelungenen Vergleich, indem er die Schlucht mit einer steinernen „Bombe"

---

[1]) Die Schlucht wurde im gleichen Jahre von Majew besucht. Siehe dessen wertvollen Bericht über die „Routen im südlichen Theil von Buchara". „Iswestija russk. geogr. Obschtschestwa" 1878 S. 361. Anm. des Uebers.

verglich, deren oberer und mittlerer Teil eingesunken waren; einen solchen Eindruck eben macht die Schlucht „Nan-Dagan" auf den Beobachter.

Der Fluß war gegenwärtig infolge des Schneeschmelzens in seinem Oberlaufe sehr wasserreich. Der Weg in der Eingangsschlucht läuft an einem simsartigen Vorsprung, der sich der steilen Wand entlang zieht, und stand zur Zeit teilweise unter Wasser. Noch mehr unter Wasser fanden wir die südlich gelegene Mündungsschlucht; sie war außerdem noch durch riesige Steine in dem Strombett verlegt. Das Wasser drang in furchtbarer Macht gegen die Steine und Felsen an und bahnte sich mit Ungestüm den Weg durch die verengte Mündung der Schlucht. Selbstverständlich war die Passage in einem solchen Thore nicht gerade eine bequeme. In der Nacht wäre es hier ganz unmöglich, durchzukommen. Während des höchsten Wasserstandes im Flusse ist die Schlucht gänzlich unpassierbar; der Weg führt dann bergauf und bergab über die Felsen.

Diese Schlucht ist bei Tschang-Tschun mit mehr Deutlichkeit beschrieben, als das „Eiserne Thor". Er schreibt: „Wir passierten einen großen Berg (auf dem Rückwege von Tochara nach Ssamarkand), in diesem Berge befindet sich ein steinernes Thor, das von der Ferne abgeschliffen wie Kerzen erscheint; ein kolossaler Stein liegt quer vor, eine Art Brücke bildend; unten braust ein reißender Strom. Die Vorreiter, welche die Esel antrieben, ertränkten sie in dem Strom; an seinen Ufern lagen schon viele Leichen (von Thieren). Dieser Punkt ist ein Grenzposten, den unlängst das Heer eingenommen hatte." [1])

Dieser Schilderung nach kann mit vieler Wahrscheinlichkeit angenommen werden, daß der chinesische Reisende die Schlucht beschreibe, die gegenwärtig den Namen „Nan-Dagan" führt.

Beim Ausgang der Schlucht empfing die Gesandtschaft die Administration der Stadt Schirabad [2]), an deren Spitze der Sohn des Begs. Durch die krummen, engen und staubigen Straßen der Stadt gelangten wir daraufhin zu dem für uns

---

[1]) Palladius a. a. O. S. 323.

[2]) Absolute Höhe 920 Fuß; astron. Lage: 30° 40′ 36″ nördl. Br. und 36° 43′ 0″ östl. Länge (nach Schwarz).

bestimmten Garten. Im Schatten laubreicher Karagatschen, die einen kleinen Teich umstanden, waren die Zelte und Jurten aufgeschlagen. Der Garten war reich an Obstbäumen: goldene Aprikosen und Pfirsiche, noch nicht ganz reif, aber schon sich rötend, schimmerten zwischen dem zarten Laub der Bäume hervor. Etwas weiter zeigten sich ebenfalls noch nicht ganz reife, saftige Trauben. Der Garten hatte schönen Rasen und wohlriechenden Klee. Unter den Speisen des Dostarchans befanden sich reife Melonen und Arbusen (Wassermelonen). Die Melonen waren ausgezeichnet, die Arbusen jedoch wässerig.

Kaum hatte ich mich mit außerordentlichem Genuß auf dem weichen Rasen unter einem mit Aprikosen beladenen Baume ausgestreckt, als man mich zum General rief. Der General machte mir die Eröffnung, daß der hiesige Beg krank sei und gebeten habe, daß man ihm den Arzt der Gesandtschaft zusenden möge. Ich machte mich sofort auf den Weg mit Samaan-Beg, als Dolmetscher, zum Kranken.

Unser Weg führte uns über den Bazar. Die gesamte Einwohnerschaft des Bazars war aus den Lehmbuden hervorgekrochen, um die bis dahin in der Stadt fast unbekannten „Urussen" anzuschauen. Die Nachricht, daß der Beg nach dem russischen „Hakim" (Arzt) gesandt habe, hatte sich schon über den ganzen Bazar verbreitet und jetzt wurde ich von allen Seiten neugierig angestarrt. Da hat ein Keßler seinen „Kumgan" (Theekanne der Eingebornen) verlassen und steht mit seinem Werkzeug in der Hand und macht mit dem benachbarten Schmied zusammen Bemerkungen über meine Person. Der Schmied hat jetzt ganz den Pferdefuß vergessen, an welchem er ein Hufeisen anzubringen hatte. Das Pferd aber benutzte diesen Augenblick, um mit seinem Gebiß den schläfrigen „Ischak" (Esel) nebenbei anzugreifen, dieser nun schreit darüber aus vollem Eselshalse und in der verzweifeltsten Weise. Unweit davon steht ein alter Schuster; soeben war er noch mit allem Eifer bei dem Anpassen eines neuen Schuhpaares von Saffian für einen Mullah; nun aber ist der Mullah vergessen; der Schuster hat seine Hände über den Bauch gekreuzt und flüstert mit seinem zahnlosen Munde: „Aman, Aman!" und blinzelt mich mit seinen geröteten, halbblinden Augen an, in der Hoffnung vielleicht, daß auch ihm, dem armen Alten, der „Uruß

Hakim" die scharfen Augen, wie er sie vor langen Zeiten gehabt hat, wiedergeben werde. An einer Ecke sprangen von ihren Ladentischen, die gleichzeitig auch als Sitze dienten, ein paar Leute mit langen Seitenlocken empor und riefen: „Sdrawstwuj." Die typischen Physiognomieen ließen es leicht erkennen, mit wem ich es zu thun hatte. Die Juden liefen mir eine Strecke nach mit lebhafter Aeußerung einer Freude, deren Ursachen mir übrigens unklar blieben.

Bald ging der Weg bergauf und wir gelangten nach einigen Minuten an das Thor der Citadelle, in welcher der Beg sich aufhielt. Jenseits des Thores mußten wir immer weiter bergauf steigen. Schließlich wurde der Weg außerordentlich steil, es fanden sich hier aber Stufen aus Stein und Holz. Vor uns erhob sich noch eine neue Mauer und in dieser war ein neues Thor. Auf der kleinen Terrasse vor dem Thore blieb ich einen Augenblick stehen: es eröffnete sich von hier aus eine weite und schöne Aussicht einerseits auf die ganze Stadt, die mit ihren reichen Gärten zu Füßen des Schlosses lag; andererseits auf die Berge, zwischen deren zackigen Gipfeln noch einzelne Strahlen der untergehenden Sonne hervorbrachen; dann aber irrte das Auge frei über den unabsehbaren Ozean der Steppe, die, einige Werst von der Stadt beginnend, sich gegen Süden bis zum Paropamisus erstreckt und im Süd-West in die große turkmenische Wüste übergeht; unmittelbar unter uns, am Fuße des Hügels, braust ein rascher Strom dahin und bespritzt mit seinem Schaum die massiven Grundfesten des Felsens, auf welchem sich die Citadelle befindet. In der That ist der Hügel, auf dem der festungsartige Palast des Begs erbaut ist, in seiner Art eine sehr bemerkenswerte Erscheinung. Es ist das ein Felsen, der sich auf etwa 20 Ssaschenj über dem Wasserspiegel des Flusses erhebt; drei Seiten, die westliche, nördliche und östliche sind senkrechte Mauern, die einzige weniger steile Seite des Hügels ist die südliche; dafür aber verteidigen sie zwei dicke Mauern. Jeder mittelalterliche Raubritter hätte zu diesem sicheren Plätzchen gegriffen, das sich vorzüglich für ein Räubernest eignet.

Ich wurde durch die Dienerschaft aus dem Sattel gehoben und trat in den Hof des Schlosses ein. Am Thore bereits wurde ich durch den Sohn des Begs und eine zahlreiche Dienerschaft

empfangen und dann in die inneren Gemächer des Hauses geführt [1]).

Die innere Ausstattung des „Palastes“ war gerade so wenig ansprechend, wie bei allen übrigen „Palästen“ der Begs, die ich bis jetzt gesehen hatte. Der einzige Luxus, der sich hier aufweisen ließ, waren einige wirklich vorzügliche Teppiche, die den Lehmboden des Zimmers bedeckten.

In dem größten Zimmer, dessen Fenster gegen Süden gerichtet waren und einen wunderbaren Ausblick auf die Stadt gewährten, saß auf Matratzen, die über den Teppich gelegt waren, der Beg. Es war das ein Mann von etwa 45 Jahren. Seine Augen hatten einen matten Glanz, die bleichen Wangen einen gelblichen Anflug, die trockenen Lippen waren blutlos, die Nase ein bloßes Knochengerüst mit Nasenflügeln, die sich bei den Atemzügen weit ausdehnten. Nur mit merklicher Anstrengung konnte er sein Haupt aufrecht halten; die Arme hingen kraftlos herab. Einen solchen Anblick gewährte der Beg Abdullah-Rachman-Chodscha.

Mit schwacher Stimme und unter häufigen Unterbrechungen von Seiten seiner Umgebung und seiner Anverwandten begann er mir von seiner Krankheit zu erzählen. Er klagte über starke Diarrhöe und Erbrechen, über bedeutende Kraftlosigkeit, Appetitlosigkeit und den Verlust des Gefühls an den unteren Extremitäten. Ich wünschte eine regelrechte medicinische Untersuchung anzustellen, was mir auch gewährt wurde. Als ich nun aber das Stethoskop, das Plessimeter und den Hammer in Anwendung brachte und dem Kranken ein Thermometer in die Achselhöhle steckte, da schauten mich die Verwandten und Angehörigen des Begs mit eben solchen Augen an, wie wohl die Burjaten und Ssamojeden die Kunststücke ihrer Schamanen anschauen. Sie wechselten hie und da leise Bemerkungen im Flüstertone, suchten

---

[1]) Die Citadelle Schirabad wäre vielleicht mit der Festung Ssam (Sena) zu identificieren, in welcher sich Al-Mokanna (der Verschleierte“), der muselmännische Pseudoprophet verschanzt hatte. Indessen bleibt es fraglich, ob Schirabad zur gegebenen Zeit (also 779 n. Chr.) existiert habe. Ich habe bei den älteren muselmännischen Geographen die Stadt Schirabad nicht finden können.

jedoch dabei keine meiner Bewegungen außer Acht zu lassen. Wenn ich sprach, so schauten sie mir alle gerade in den Mund hinein, als ob sie erwarteten, daß meine Worte sich in ein Heer beflügelter Geister verwandeln würden. Der Thermometer zeigte indessen 38,3° C. Die Untersuchung der Beine ergab eine stark herabgesetzte Sensibilität. Die Füße und die unteren Partieen der Kniee waren in bedeutendem Grade ödematös. Die Untersuchung der Brust ergab nichts Besonderes. Ich versorgte den Beg mit Arzneimitteln, die glücklicherweise in einer dem Fall entsprechenden Dosierung in meinem Reisesack vorhanden waren und begab mich in die Stadt zurück, nachdem ich dem Beg einen Besuch für morgen zugesagt hatte.

Am 14. Juni hielten wir in Schirabad einen Rasttag in ganz unerwarteter Weise, so zu sagen gegen alle Regel; der General geizte nämlich sehr mit den Rasttagen, gegenwärtig aber stimmte er selber mehr oder weniger für einen Aufenthalt.

Früh morgens besuchte ich wiederum meinen Patienten — den Beg; in seinem Zustande war, wie vorauszusehen, keine besondere Veränderung eingetreten. Seine subjektive Stimmung war jedoch in augenscheinlicher Weise gehoben. Er erzählte, daß er Nachts gut geschlafen habe und sich jetzt recht ordentlich fühle. Er wünschte sogar etwas zu essen, da er Appetit zu verspüren glaubte. Ich empfahl Hühnerbouillon, mußte aber auch die Zubereitung derselben angeben, ja selbst das Gewicht von Salz und Graupen dazu, indem der Beg viel darauf gab, daß meine Vorschriften bis aufs Genaueste befolgt würden. Er sprach mit Zuversicht von seiner Genesung und hielt sich hierbei an eine göttliche Offenbarung: „Da haben mich," sagte er, „die hiesigen Aerzte monatelang behandelt und ich bin dabei nahezu zu Grunde gegangen. Nun aber, wo ich bereits von niemand mehr Hülfe erwarten konnte, kommst urplötzlich Du, ein russischer Hakim, ein ganz fremder Mann und willst mich kurieren. Dich hat doch Gott selber gesandt? Der Wille Allahs entscheidet überall und, wenn er Dich zu mir gesandt hat, so bedeutet das, daß ich genesen werde."

Ich versuchte ihn natürlich nicht zu enttäuschen und ihm die Bedeutung seiner Krankheit klarzulegen. Ich versuchte blos nach Möglichkeit das durchzusetzen, worauf ein jeder Arzt an meiner

Stelle bestanden hätte. Der Palast nämlich, in welchem der Beg wohnte, hatte keine Spur von Baumschatten und wurde von der Tagessonne in furchtbarer Weise erhitzt. Die Luft war hier infolge dessen nichts weniger als erquickend. Nun riet ich dem Beg, an einen anderen Ort überzusiedeln, wo mehr Schatten wäre, etwa in einem schönen Garten. Hierauf erwiderte er jedoch: „Bis jetzt hat es noch niemand gesehen und es ist auch unerhört, daß der Beg einer Stadt nicht in der Festung wohne. So wohnten und wohnen alle Begs; so muß auch ich in der Festung wohnen." Ich fragte ihn, ob er denn keinen Garten außerhalb der Stadt besitze, in welchem er, wenn auch nur für kurze Zeit, krankheitshalber sich aufhalten könnte. Er antwortete, daß er allerdings über Gärten außerhalb der Stadt verfüge, er werde aber und dürfe in ihnen nicht wohnen, denn „ein jeder Beg muß dem Gesetze nach in der Festung wohnen".

„Sie werden aber doch den Palast verlassen müssen, wenn Sie von Ihrer Krankheit genesen wollen," argumentierte ich weiter, „im entgegengesetzten Fall können Sie ja hier — Allah möge Sie davor wahren — sterben. In diesem Backofen kann keinerlei Kur helfen!"

„Was ist dabei zu machen," entgegnete der Beg, „wenn es an's Sterben geht, so werde ich auch hier sterben können. Aber nein, ich weiß es, daß ich durch Deine Arzeneien und die Güte Allahs zur Genesung gelangen werde."

Ich merkte wohl, daß der Beg den eigentlichen Grund, warum es ihm unmöglich war, die Festung zu verlassen, nicht angeben wollte. Ich befragte ihn auch nicht mehr darüber.

Am folgenden Tage fand ich noch Gelegenheit, beim Beg vorzusprechen und konnte nun selber eine Besserung konstatieren. Ich ließ ihm einige Arzeneien zurück und ersuchte ihn, mir über seinen Zustand zu berichten und zu schreiben, wenn die Arzeneien ihm ausgegangen sein würden. Er horchte mit größter Andacht auf meine Vorschriften inbezug auf die Arzeneien und nahm mit Thränen in den Augen Abschied von mir. Vor der Abreise der Gesandtschaft sandte er mir ein Honorar von 400 Tengi (160 Rubel im Kurs), das ich jedoch ablehnte. Späterhin kam mir der Gedanke, das Geld zu nehmen und es dem „Roten

Kreuz" zu übermitteln. Der General, den ich hierüber befragte, gab mir jedoch nicht seine Zustimmung dazu.

„Sie glauben," sagte er, „daß sie eine derartige Verwendung des Geldes verstehen werden, sie werden sich einfach sagen, der Doktor hat anfänglich so stolz gethan, weil er mehr erwartete."

Ich halte mich jedoch zur Vermutung berechtigt, daß den Begs von Buchara die Existenz des „Roten Kreuzes" nicht unbekannt sein möge. Der Emir von Buchara spendet nahezu jährlich einige Tausend Tengi an das „Rote Kreuz". Der General war jedoch nicht in bester Laune; ich beharrte darum nicht länger auf meinem Vorschlag.

Am 15. Juni schließlich rückten wir aus Schirabad aus und schlugen die Richtung zum Amu-Darja, dem Oxus der Alten, ein. Von Schirabad zum Amu führen zwei Wege in der Richtung der zwei Fähren. Die obere Fähre, Patta-Gjusar, liegt fast unter dem gleichen Längengrad wie Schirabad. Die untere Fähre, näher zum Unterlaufe des Stromes hin, Tschuschka-Gjusar, steht von der ersterwähnten auf 30 bis 40 Werst ab. Wir entschlossen uns für die untere Fähre, für Tschuschka-Gjusar.

Mittags um 12 Uhr waren die staubigen Straßen der Stadt von einer Volksmenge angefüllt, die dem Abzug der Gesandtschaft zuschauete. Der Sohn des Begs geleitete uns, indem er an der Spitze seiner Angehörigen und der städtischen Aksakals voranritt. Unweit von unserer Wohnung stießen wir aber auf etwas durchaus Neues. Durch die Volksmenge hatten sich nämlich drei Reiter durchgedrängt, seltsam in ihrem Aeußeren, seltsam in ihrer Kleidung. Der eine von ihnen ritt auf den General Stolettow zu und überreichte ihm einen versiegelten Brief. Der General nahm den Brief entgegen, übergab ihn aber uneröffnet einem der Dolmetscher und setzte daraufhin seinen Weg fort. Nun aber ersuchte ihn der Mann, der den Brief überreicht hatte, in persischer Sprache, daß er den Brief lesen möge. Der General erwiderte, daß er jetzt keine Zeit dazu habe; auf dem Nachtlager angelangt, werde er es nicht unterlassen, selbigen durchzulesen. Der unbekannte Reiter bestand nicht weiter darauf, wendete sein Pferd um und schloß sich uns

dann mit dem gleichmütigsten Ausdruck im Gesichte an. Es wurde uns mitgeteilt, daß das Afghanen wären.

Diese drei Reiter, namentlich aber derjenige unter ihnen, der den Brief überreicht hatte und allem Anschein nach der Chef war, hatten auf uns einen großen Eindruck gemacht. Sie hatten ein von dem bucharischen so verschiedenes Aeußere und eine derartige Kleidung, daß sie von der gesamten Volksmenge, die uns nachzog, stark abstachen. Der Aelteste unter ihnen repräsentierte mehr einen europäischen Typus, als einen asiatischen. Es war das ein Mann von mittleren Jahren, mittlerem Wuchs, von kräftigem, untersetzten Körperbau und einem energischen Gesichtsausdruck. Er hatte eine allzuhelle Gesichtsfarbe für einen Asiaten. Dazu eine gerade Nase, braune Augen und ein nahezu helles Haupt- und Barthaar. Auch seine Kleidung konnte dem Material und dem Zuschnitt nach fast für eine europäische gelten. Er trug eine breite Jacke und lange Beinkleider, beides aus hellgrauem feinen Tuch. Die Jacke war durch einen breiten Ledergürtel zusammengefaßt, an welchem sich Ledertäschchen für Zündhütchen, Kugeln und Briefe befanden. Der Gürtel hatte eine silberne Schnalle mit Golddamascierung. An der linken Seite hingen ihm am Gürtel eine schwach gekrümmte „Schaschka" (Kosakensäbel) von $1\frac{1}{2}$ Arschin Länge, an der rechten Seite eine Pistole von bedeutendem Kaliber. Auf dem Haupte trug er einen jener Filzhelme, wie sie von Engländern in Indien getragen werden. Die Füße staken in ungeschwärzten dauerhaften Lederstiefeln. — Der Leser wird mir zugeben, daß die äußere Erscheinung dieses Reiters einige Zweifel in Bezug auf seine afghanische Abstammung erwecken durfte. Fügen wir aber noch hinzu, daß der Mann auf einem englischen Sattel saß und sein Roß einen englischen Zaum trug, so wird es klar, warum die Gesandtschaft ihn für einen im afghanischen Dienste stehenden Engländer hielt. Eine derartige Vermutung lag uns um so mehr nahe, da der General bereits mehrfach bemerkt hatte, daß die Gesandtschaft in Afghanistan auf manche Engländer stoßen werde, die im Dienste des Emirs Schir-Ali-Chan ständen [1]).

---

[1]) Es ist zu bemerken, daß zur Zeit in Turkmenien auch der bekannte Engländer Kapitän Buttler herumstrich.

In entschiedenem Gegensatz zu dem rätselhaften Manne standen seine Begleiter. Es waren das echte „Gorzen“ (Bergbewohner; der Russe nennt den Bergbewohner des Kaukasus „Gorez“; „Gora“ = Berg) mit feinen, aber scharfen Gesichtszügen, mit Adlernasen und glühenden dunklen Augen, die unter den dichten Augenbrauen hervorblitzten. Um ihre Häupter waren Turbans gewunden, die sich in ihrer Farbe wenig von ihrem pechschwarzen und borstenartigen Haar unterschieden. Sie waren vom Scheitel bis zur Zehe bewaffnet. Abgesehen von den Waffen, die auch ihr Chef trug, hatten sie gezogene Büchsen von anscheinend kleinem Kaliber in Ueberziehern über die Schulter hängend und im Gürtel zwei bis drei Dolche von verschiedener Größe. Sie ritten kleine, kräftige Pferde, ausgezeichnete Paßgänger. — Die Paßgänger, Trabgänger, werden überhaupt in Central-Asien sehr geschätzt wegen der Schnelligkeit des Laufes und der Bequemlichkeit für den Reiter. — Die beiden Afghanen schienen die Schnelligkeit ihrer Pferde und ihre eigene Kühnheit glänzen lassen zu wollen, sie sprengten mehrmals mit wildem Geschrei, ihren Pferden freien Lauf lassend, davon und verschwanden dann bald aus dem Bereiche unserer Blicke. Ihr Chef, der bei uns schon entschieden für einen Engländer galt, hielt sich die ganze Zeit über mit vieler Würde und schien von demjenigen, was ihn umgab, keinerlei Notiz zu nehmen. Dieser von uns entlarvte „Engländer“ wollte sich übrigens nicht als ein Sohn Albions zu erkennen geben. Malewinskij wandte sich mehrmals im Laufe des Tagemarsches an ihn mit englischen Anreden, erhielt aber zur Antwort nur ein hartnäckiges Schweigen; allerdings ließ sich hierbei in dem Blick des Engländers ein Anflug von Ironie bemerken. Seine Rätselhaftigkeit wuchs darum in unseren Augen nur um so mehr.

Nach einer Wanderung von mehreren Werst verließen wir wiederum das Kulturgebiet, welches Schirabad von drei Seiten mit seinen Feldern und Kischlaks umfängt. Der Weg ging durch den reichen Löß, der aber infolge des Wassermangels frucht- und leblos war. Wenn man von hier gegen Süden blickt, so wird die Steppe rechts von den Schirabader Gebirgszügen begrenzt, die ihre nebelumhüllten Gipfel zu einer Höhe von sechs bis sieben Tausend Fuß erheben. Im Süd und

Süd-Ost breitet sich die Steppe frei aus und scheint mit dem Horizont zusammen zu fließen.

In einer Entfernung von 20 Werst von Schirabad auf dem Wege nach Tschuschka-Gjusar wurde ein unglücklicher Kischlak zum Nachtlager bestimmt. Unweit von ihm erhoben sich Ruinen einer Festung, verfallene Stadtmauern und traurige Ueberreste von früheren Wohngebäuden. Ich habe den Kischlak nicht ohne Grund einen unglücklichen genannt. Wenn man den Erzählungen der Eingebornen Glauben schenken wollte, — und warum sollte man das nicht, — so erhält dies Dörfchen, das mit dem vom Schirabad-Darja abgeleiteten Wasser versorgt wird, sein Wasser nur jedes dritte Jahr. Von je drei Jahren hat das Dörfchen zwei Jahre durch keinen Tropfen Wasser von dem Schirabad-Darja zu erwarten, der in einer Entfernung von 15 Werst von ihm vorbeifließt. Es soll eine Anordnung in diesem Sinne von Seiten der bucharischen Administration getroffen sein wegen eines Vergehens, das sich die Bewohner dieses und zweier nächstliegender Kischlaks zu Schulden kommen ließen. Eine seltsame und grausame Strafe! Ich glaubte übrigens, die Motive dieser Anordnung in Zweifel ziehen zu können. Wenn eine derartige Wasserversorgung das Ergebnis einer Strafe ist, so ist diese jedenfalls eine himmlische und bezieht sich auf die Wasserarmut Central-Asiens überhaupt. Es ist ja z. B. bekannt, daß die Stadt Buchara nur an bestimmten Tagen des Jahres Wasser aus dem Serawschan erhält. Die Mehrzahl der Jahrestage über sind die Kanäle Bucharas trocken, sie enthalten keinen Tropfen Wasser. Nun ist das aber doch keineswegs die Folge einer Strafe von Seiten der russischen Administration von Ssamarkand, sondern wird lediglich dadurch bedingt, daß der Serawschan zu bestimmten Jahreszeiten relativ wenig Wasser enthält, welches von den Feldern am Ober- und Mittellaufe des Flusses völlig konsumiert wird. Offenbar ist hier die Strafe so zu sagen kosmischer Natur. Vielleicht haben nun auch die erwähnten Dörfer unter einer gleichartigen Strafe zu leiden.

Sobald wir auf unserem Nachtlager eingetroffen, schloß sich der General mit dem Dolmetscher N. in seiner Jurta ein und las den Brief. Der Inhalt des Briefes war ein derartiger, daß der General auch dem Oberst darüber Mitteilung zu machen für

nötig hielt. Die übrigen Mitglieder der Gesandtschaft blieben uneingeweiht in das Geheimnis des Briefes. Indessen merkten auch wir, die Uneingeweihten, sehr bald, daß der Brief einen schlimmen Eindruck hervorgebracht haben mußte. Der General unterhielt sich in einem verdrießlichen Flüsterton mit N. und dem Oberst und gab seine Verstimmung deutlich genug durch den scharfen Ton seiner Fragen und Antworten zu erkennen. Bald darauf verließ N. die Jurta und begab sich in das Zelt, in welchem sich die Afghanen befanden. Es entspann sich dort ein Gespräch in einer unbekannten Sprache, wobei die fragende Stimme des N. eine gewisse Unsicherheit verriet, die Stimme des Afghanen hingegen ruhig und selbstbewußt klang. Da ich nun unbeteiligt bei der Sache war und momentan nichts vorzunehmen hatte, so streckte ich mich auf dem Teppich aus, der inmitten der Jurta ausgebreitet lag, und beobachtete dasjenige, was um mich vorging. Endlich aber, als mir die Sache zu lang wurde und ich immerhin nicht ergründen konnte, was dem General zugestoßen sei, begab ich mich zu meinem Lieblingsroß, einem schlappöhrigen Paßgänger, der von den Reisegefährten einstimmig mit dem Namen „schlappöhriger Philosoph" getauft worden war. Unweit von ihm befanden sich auch die Pferde der Afghanen. Sie waren an den Pflöcken mit Ketten angebunden, die auch für einen Elefanten gut genug gewesen wären. Die Halfter, die Pferdedecken und alles übrige in ihrem Geschirr war aus dauerhaftem Material verfertigt und zwar mit einer Sachverständnis, wie sie eben nur Leute erwerben können, die ihr lebelang im Sattel sitzen. Ich hatte jedoch noch nicht einmal Zeit gehabt, mit meiner Betrachtung der Pferde, die mich so sehr interessiert hatten, zu Ende zu kommen, als ich zum Abendessen gerufen wurde.

Während des Abendessens wurden wir alle mit dem Inhalt des Briefes bekannt gemacht. Der Brief rührte her von dem „Lojnab" des Vilajets Tschaar, Schir-Dil-Chan[1]),

---

[1]) „Lojnab" — ein typisch afghanischer Titel: „Loj" — groß, „Naib" — Statthalter, also „großer Statthalter". Tschaar-Vilajet — für Afghanisch-Turkestan. Schir-Dil-Chan — „Löwenherz, tapferes Herz"; — „Schir" — Löwe, „Dil" — Herz.

dessen Residenz gegenwärtig in Masari-Scherif lag. In seinem an den Chef der russischen Gesandtschaft gerichteten Briefe und in Beantwortung eines Schreibens des Generals Iwanow, machte der Lojnab die Mitteilung, daß er, der Lojnab, von dem Emir keinerlei Instruktionen in Bezug auf eine Durchreise der russischen Gesandtschaft durch Afghanistan nach Kabul erhalten habe; auf eigene Verantwortung vermöge er nicht eine solche der Gesandtschaft zu gestatten und ersuche sie darum, den afghanischen Boden nicht zu betreten und in Schirabad, oder wo es ihr sonst belieben sollte, so lange zu verweilen, bis die Bewilligung des Emirs eintreffen werde. Der Lojnab sprach ferner die Vermutung aus, daß er im Laufe von zehn Tagen im Besitze der erforderlichen Instruktionen sich befinden werde.

Der General glaubte indessen, daß wir uns durch einen derartigen Brief nicht gerade irre machen lassen dürften; wir sollten seiner Anschauung nach die Reise durchaus fortsetzen, so lange wenigstens, bis die Afghanen nicht einen offenen und entschiedenen Widerstand einer jeden Weiterbewegung der Gesandtschaft entgegensetzen würden.

„Es sind das die gewöhnlichen Stückchen der Afghanen," sagte er. „Sie lassen die Europäer überhaupt nicht gern in ihr Gebiet hinein, indem sie stets Anschläge auf ihre Unabhängigkeit befürchten zu müssen glauben. Als zum Beispiel im Jahre 1873 T. Douglas-Forsyth[1]) aus Kaschgar nach Indien zurückkehrte und die Absicht aussprach, seinen Weg über Badachschan (Badakhshan) und Kabul zu nehmen, so wurde ihm das von Seiten der afghanischen Regierung mit Entschiedenheit verweigert. Jetzt versuchen sie das gleiche mit uns. Aber wir wollen nicht auf den Leim gehen, sondern energisch vorschreiten."

So beschlossen wir denn, die Reise morgen wieder aufzunehmen und, wenn möglich, auch über den Amu-Darja hinüberzusetzen.

„Es wäre ja lächerlich," meinte der General, wenn wir jetzt wieder nach Schirabad zurückkehren und dort zehn Tage warten

---

[1]) T. Douglas-Forsyth — ein durch mehrfache Reisen in Central-Asien bekannter englischer Beamter, hochverdient um die Verbreitung des engl. Handels in Ost-Turkestan. Anm. des Uebers.

wollten. Sehr wahrscheinlich, daß man uns nach dem zehnten Tage einen neuen Termin von zehn Tagen vorschlagen wird, und so könnte sich denn die Sache Gott weiß wie lange hinziehen."

Hiermit waren alle einverstanden. Immerhin beschloß der General, dem Lojnab einen Brief zu schreiben, um ihm auseinanderzusetzen, warum die Gesandtschaft nicht länger im bucharischen Gebiete verweilen könne und ihre Reise unausgesetzt weiterführen müsse. Ich fand späterhin Gelegenheit, den Originaltext des Briefes einzusehen, welcher folgendermaßen lautet:

Nach den üblichen Begrüßungsformeln schrieb der General: „Die Gesandtschaft dürfe nicht am Ufer des Amu den Beschluß des Emirs abwarten, denn das wäre eine Schmach für den russischen Namen. Er, der General, wäre bereit, seine Eskorte und sein Geleit aufzugeben und allein vorwärts zu ziehen; er sähe nichts Schmachvolles darin, daß er auf der Reise ermordet, beraubt oder gefangen genommen werden könnte, aber länger zu warten vermöge er nicht. Er versprach übrigens im Fall, daß der Emir der Gesandtschaft keine Aufnahme gewähren sollte, sofort von dem Punkt zurückzukehren, wo ihm der eigenhändige Erlaß des Emirs hierüber eingehändigt werden würde."

Der Brief wurde noch in derselben Nacht dem afghanischen Boten zur unmittelbaren Beförderung an den Lojnab überwiesen.

Unterdessen war Mahmet-Chan; so nannte sich nämlich der afghanische Bote, für uns ein noch größeres Rätsel geworden. Als er über sein Amt und den ihm zukommenden Rang befragt wurde, gab er folgendes zur Antwort: „Das ist gleichgültig, welchen Rang ich besitze, momentan bin ich hier so gut wie ohne Rang." Es war klar, daß er nicht aus der Rolle eines einfachen Boten treten wollte und sich absichtlich so unnahbar hielt.

Am folgenden Tage setzte sich unsere Karawane in der Frühe in Bewegung. Die Steppe gewann allmählich den Charakter einer Sandwüste. Rund herum herrschte in unbeschränkter Weise der Tod: kein Strauch, kein Gras! Zu Ende des Uebergangs, näher zum Flusse traten die sandigen „Barchans"[1])

---

[1]) Barchan (Barkhan) — Flugsandhügel, 20 bis 35 Fuß hoch.
Anm. des Uebers.

(Hügel) auf, deren graue Gipfel mit knorrigem „Saxaul"[1]) bewachsen waren. Um so tiefer war aber hier der Sand geworden, die Pferde sanken fast bis zu den Knieen ein. Die Hitze bei voller Windstille drohte Menschen und Tiere zu ersticken. Wohl motiviert war darum die Freude, die sich unserer bemächtigte, als wir plötzlich bei einer Wendung des Weges in der Ferne in südlicher Richtung den blauen Amu glänzen sahen. Bald darauf verschwand er wiederum hinter den Hügeln und erst nach 1½ Stunden, als wir aus der Reihe der „Barchans" hervortraten, konnten wir den mächtigen Strom ungehindert betrachten. Der Strom zeigt sich im Osten als hellblauer Streif, macht einige Krümmungen und verliert sich im Westen. Beide Ufer sind von einem breiten, grünen Saum eingefaßt und auf mehrere Werst in das Land hinein mit Schilfrohr, kleinen Hainen und mitunter auch mit angebaueten Feldern bedeckt.

Das Nachtlager war nicht am Flusse selber, sondern etwa 2 Werst von demselben auf einer Erhöhung aufgeschlagen. Wir suchten dadurch der Bekanntschaft mit den berühmten Mücken von Amu-Darja zu entgehen, die an Gefährlichkeit von einigen Reisenden den Moskiten gleichgestellt werden. Ratsam war es auch, sich möglichst fern von den noch mehr berüchtigten Fiebermiasmen des Amu-Darja zu halten, die sich an den Ufern des Stromes, in den Schilfgründen eingenistet haben. Die Dorfschaft Tschuschka-Gjusar[2]) blieb rechter Hand von unserem Nachtlager und einige Werst weiter stromabwärts.

Das war nun also der geheimnisvolle Strom, der der civilisierten Welt lange Zeit hindurch ein Rätsel gewesen war, gleich dem Nil! Auch dieser Strom hat seine Mungo Parks und Livingstones in Moorcroft, Burnes und Wood gefunden. Seine Erforschung hat ebenfalls schwere Opfer gekostet und auch

---

[1]) Saxaul — Haloxylon Ammodendron, gehört zu den Chenopodiaceen. Scheinbar blattlose, zumeist verkrüppelte zwanzig und mehr Fuß hohe, ein Fuß im Stammdurchmesser besitzende Bäume, oft auch Sträucher; benutzt als Brennmaterial. Der Saxaul bildet mitunter lichte, schattenlose Wälder.

Anm. des Uebers.

[2]) Absolute Höhe 800 Fuß; astr. Breite 37° 21′ 51″, Länge von Pulkowo 36° 27′ 52″, nach Schwarz.

er hat seine Märtyrer gehabt, die, im Dienste der Wissenschaft stehend, nicht vor dem Tode zurückscheueten.

Ich hielt es nicht recht in der Jurte aus und begab mich darum in Begleitung des Topographen ans Ufer des Amu. Der Flußpfad zum Ufer hin führte durch Schilf und hohes Gras. Eine spezifisch scharfe Verdunstung, geradezu ein Schwefelgeruch, belästigte uns in unangenehmster Weise. Wir traten unmittelbar ans Ufer. Der Amu, der uns von der Ferne als blauer Streif erschienen war, erwies sich jetzt als ein breiter Strom, der seine großen, trüben Wassermassen mit Schnelligkeit uns vorbeiführte. Der Strom ist hier an zwei Werst breit. Inmitten der Strömung bemerkt man einige flache Inseln mit Schilfrohr bedeckt. Die Ufer sind sehr flach, stellenweise fällt es sogar schwer, die Uferlinie zu bestimmen, indem das Wasser weit ausgetreten ist und sich in den Schilfgründen verliert. Das Ufer war von einer Masse verschiedener Pflanzen bedeckt, die von den Wellen hinausgeworfen waren; sie faulten hier und lieferten somit ein reiches Material für die Entwickelung der Miasmen. Einige Pflanzen waren noch frisch, die meisten bereits in verschiedenen Stadien der Fäulnis begriffen. Statt des Schilfrohrs traten hie und da auch magere Büsche von „Koljutschka" und dichtes gigantisches Riedgras auf. Einige verkrüppelte, niedrige Pappeln fanden sich ebenfalls ein. Das Wasser war außerordentlich trüb und enthielt eine Menge suspendierter fester Bestandteile. Schöpfte man eine Handvoll von diesem Wasser, so blieb stets ein tüchtiger Bodensatz zurück. Als ich mich zum Fluß begab, hatte ich die Absicht, ein Bad zu nehmen, jetzt aber war mir beim Anblick des schmutzigen Wassers jede Lust dazu vergangen. Der Thermometer zeigte im Wasser um 1 Uhr mittags 23,4° C.; nachdem ich den benetzten Thermometer aus dem Wasser gezogen hatte, 18,6° C.; er stieg daraufhin selbst im Schatten auf 39° C.

Das entgegengesetzte afghanische Ufer war ebenfalls flach und unbelebt, wie das bucharische. Ein paar Sandhügel erhoben ihre stumpfen Kegel über die Fläche, in der Ferne waren Gruppen von recht hohen Bäumen zu unterscheiden. Im Süden ließen sich bei einiger Anstrengung des Auges in der nebeligen Ferne die schwachen Umrisse des Paropamisus erkennen, die von hier in einer Entfernung von 100 Werst stehen.

Indessen hatte der General die Anordnung getroffen, N. mit einem Briefe an den Lojnab vorauszusenden. Der Brief war eine Kopie von dem Schreiben, das dem afghanischen Boten gestern zur Uebermittelung an den Lojnab überliefert war. N. ließ sich sofort auf das jenseitige Ufer hinübersetzen. Die Bucharen waren auch thätig gewesen. Sie hatten drei Fahrboote herbeischaffen lassen, die hier den imponierenden Namen „Schiffe“ führen; zwei von diesen Schiffen gehörten den Afghanen, eins den Bucharen.

Am anderen Morgen, den 17. Juni, wurden die Vorbereitungen zum Hinübersetzen getroffen. Mahmet-Chan bemerkte angesichts dieser Vorbereitungen sehr zuvorkommend, daß die Gesandtschaft besser thun würde, eine Antwort abzuwarten, da ja auf dem Ufer jenseits die Grenzposten sich jedenfalls einer Weiterbewegung der Gesandtschaft widersetzen werden. Aber seinen Mahnungen wurde kein Gehör geschenkt.

Bald darauf standen wir nun alle mit dem Gepäck beisammen am Ufer in Erwartung der „Einschiffung“. Aber, großer Gott! was waren das nur für Schiffe! Beim Anblick derselben fühlte ich mich sofort in das prähistorische Zeitalter versetzt. Das „Schiff“ war ein unbehülfliches, roh zusammengesetztes Fahrzeug von geringem Tiefgang. Es hatte keinerlei Verdeck, ja nicht einmal eine einfache Diele. Zwei Querbalken waren über dies schwerfällige Fahrzeug hinübergeschlagen. Ruder und Steuerruder fehlten. Am Boden stand Wasser. Der Bootsrand erhob sich auf etwa ein Arschin über den Wasserspiegel. Die Länge des Fahrzeuges betrug fünf, die Breite zwei Ssaschenj.

Drei dieser Schiffe erwarteten uns nun an dem flachen Ufer. Ein jedes mochte etwa ein paar hundert Pud fassen können.

Wir machten uns an die „Einschiffung“. Der General ließ das Gepäck, die Pferde und einen Teil der Kosaken vorerst hinübersetzen, da die Gesandtschaft in ihrem vollen Complexe, mit Pferden und Gepäck, nicht mit einem Mal hinüber zu bringen war. Das Laden selber ging in einer Weise vor sich, die unter jeder Kritik stand. Vom Ufer zum Schiff führte kein Steg, kein Brett. Die Fahrzeuge standen zwar dem Ufer sehr nahe, aber es blieb doch noch ein Zwischenraum von ein bis zwei Arschin

zurück. Dieser Raum war für die Menschen leicht zu überspringen, aber mit den Pferden gab es hier eine Not. Sie wollten keineswegs in das Fahrzeug springen. Die Lautschen trieben sie mit Knuten und Stockschlägen an, während Männer, die schon im Boote waren, sie mit Arkanen (Wurfleinen), die an die Halfter angebunden waren, hinüberzuziehen suchten. Alles das half aber wenig. Die Pferde zerrissen die aus Haar geflochtenen Arkanen, sie feuerten mit den Hinterbeinen auf die Lautschen aus, warfen sich wild hin und her ... Es war ein furchtbarer Lärm am Ufer, ein Gemisch von Pferdegewieher, von dem Zurufen und dem Geschrei der Treiber, dem Gebrüll und den Pfiffen der Lautschen, von dem Schall der Schläge schließlich, die reichlich auf die Pferde nieder regneten. Man mußte sich geradezu die Ohren zuhalten! Selbst der Oberst beteiligte sich an dem Lärm und sein verzweifeltes: „Tratur!“ (halt!) hatte die Pferde vor manchen Stock- und Knutenschlägen gerettet. Schließlich griffen die Treiber auf Rat unseres Karawanen-Baschi zu einem neuen Mittel, um die Pferde in die Schiffe zu bringen: Sie banden an einem Vorderfuß des Pferdes einen Arkan, an diesem Arkan sowie an dem Halfter wurde das Pferd nun wacker von mehreren Männern gezogen, die im Boote standen und es zu einem unfreiwilligen Sprunge zu bringen suchten; gleichzeitig aber wurde das Pferd auch vermittelst eines anderen Arkans, der ihm um die Hinterfüße geschlungen war, von mehreren anderen Männern vom Ufer gestoßen. Alles das wurde natürlich auch mit dem üblichen Geschrei und Lärm und mit reichlichen Knutenschlägen begleitet. Das Pferd mußte notgedrungen den Sprung machen. Oft aber geriet es, wenn es den Sprung nicht richtig abgemessen hatte, mit den Vorder- oder Hinterfüßen in den Zwischenraum zwischen Ufer und Schiff. Dann mußten es die Männer hervorziehen und in das Boot schleppen. Bei dieser Manier des Einschiffens konnten die Pferde leicht ihre Beine brechen; bei uns lief übrigens die Sache bis auf einige unerhebliche Verletzungen glücklich ab. Bemerkbar war es, daß uns diese Schwierigkeiten hauptsächlich von denjenigen Pferden gemacht wurden, die nie vorher eine derartige Fähre gesehen hatten. Die Pferde der Afghanen hingegen und der Uferbewohner sprangen kühn und geschickt in die Boote hinüber.

Jetzt aber mußten die Schiffe zum anderen Ufer befördert werden. Aber wie? Der „Kajuk“ (Lokalbenennung für Fähre) hatte weder Ruder, noch Steuerruder. Am Boden des Fährbootes sah ich zwar eine Stange liegen, aber an den tiefen Stellen konnte sie bei ihrer geringen Länge doch kaum Verwendung finden. Die Frage wurde bald entschieden, wenngleich in einer Weise, die mich wiederum stark an die Prähistorik erinnerte. Ich sah nämlich, daß ein Pferd, an dessen Zaum ein Tau gebunden war, von dem Boot ins Wasser gelassen wurde. Zwei Leute, die am Vorderteil des Bootes standen, hielten das freie Tauende in den Händen. Das Pferd sollte also das Boot ziehen. Bei einem seichten Fluß konnte ich ein Pferd in einer derartigen Rolle noch gelten lassen; nun aber war es doch sehr klar, daß ein schwimmendes Pferd, denn das Pferd mußte schwimmen, da die Tiefe des Stromes nirgends unter 1 Ssaschenj war, nicht im stande sein konnte, das Fährboot mit einer Last von einigen hundert Pud nach sich zu ziehen; es vermochte das nicht gegen den Strom, aber auch nicht einmal quer über den Fluß hinüber. Es konnte nur gewissermaßen als Steuerruder dienen und dem Fährboot die erforderliche Richtung geben; die bewegende Kraft mußte das Wasser selber sein. Bei der geringen Kraft, mit welcher das Pferd dem Fährboot eine Seitenbewegung zu geben vermochte, hatte dasselbe eine mindere Bedeutung, als ein einfaches Steuerruder, das ja auch nur eine seitliche Bewegung, welche sich aus der Zerlegung der Stromkraft in ihre Komponenten ergiebt, für das Boot bezweckt. Ein Pferd aber hierfür zu verwenden, nicht auf die Idee eines Steuerruders zu kommen, das ja selbst den wilden Stämmen Central-Afrikas bekannt ist, das ist nun aber doch ein rechtes Beispiel für die primitiven Kulturzustände, die hier an den Ufern des einst in den Annalen der Geschichte so berühmten Stromes herrschen. Bedürfte es vielleicht noch eines Beweises dafür, daß die Menschheit hier seit der griechisch-baktrischen Herrschaft nicht nur um keinen Schritt vorwärts gekommen, sondern zurückgegangen sei!? und doch liegen nur in einigen Tagereisen von hier die Ruinen von Balch (Balkh) — „der Mutter der Städte“ [1]), wie es die arabischen Geographen

[1]) Arabisch: „Um-el-Bilâd“. Die arabischen Schriftsteller nannten ferner diese Stadt: „die Kuppel des Islams“, „das irdische Paradies“, „das schönste

nannten. Dasselbe Balch, das sich im Altertum einer weitberühmten Kultur erfreute, zur Zeit der griechisch-baktrischen Monarchie und auch später, als die Araber hier herrschten, wovon die arabischen Reisenden solche Wunder zu erzählen wissen. Nach diesen Berichten muß hier ein üppiges und reges Leben geblüht haben. Man lebte hier, man vegetierte nicht: die Wissenschaften und Künste standen in hoher Entwicklung, die Bevölkerung vermochte solche Bauten auszuführen, wie die zur Zeit so berühmte große Moschee, deren mächtige Kuppel sich kühn auf einige Dutzend Ssaschenj erhoben haben soll. Aber viel früher noch konnte der Amu-Darja bereits für einen Vermittler gelten zwischen Ost und West, Süd und Nord. Es war das die einzige belebte Route für den indo-europäischen Handel [1]). Das Leben hingegen, das gegenwärtig hier geführt wird, ist ein rein vegetatives. Die Menschheit ist hier wie von einem tiefen, lethargischen Schlaf befangen. Aber es naht ein Ende diesem unwürdigen Leben in Dunkelheit und Eingeschlossenheit! Vom Westen her kommt die Morgenröte eines neuen Lebens! Heller und heller wird von ihren Strahlen das dunkle Gefängnis, Central-Asien genannt, beleuchtet; dies Gefängnis, in welchem der menschliche Geist Jahrhunderte durch geschmachtet hat, in den Fesseln des grausamen Despotismus und der schrankenlosen Willkür, die ja stets und allerorts die Unwissenheit, die geistige Erstarrung, den moralischen Tod nicht nur des einzelnen Individuums, sondern ganzer Völker bedingt haben. Auf den stillen Gewässern des mächtigen Stromes, die jetzt nur das Gebrüll des Tigers und die monotonen Improvisationen der Nomaden vernehmen, werden nun bald die schrillen Pfiffe der russischen Dampfer ertönen und der kühne Gesang der russischen Matrosen. Die humanen, menschenwürdigen Gesetze, die Rußland mit jedem seiner Schritte in das Innere Central-Asiens weiter verbreitet, werden auch diesem Gebiete eine friedliche Entwickelung zusichern. Dann

Land auf Erden"; siehe Aboul Ghazi-khan, Histoire des Mogols et des Tatares, publiée, traduite et annotée par Baron Desmaisons, Anm. auf S. 20.

[1]) Siehe Wilson, Ariana antiqua, London 1841, S. 162—163 und Strabo, Geographie, Bd. II. Kap. 1.

wird dies Land von seinen von Bildern einer früheren Größe erfüllten schweren Träumen erwachen . . .

Die Fährböte, erfaßt von der starken Strömung, rückten nur langsam zur Mitte des Stromes vor und wurden anderseits rasch stromabwärts getragen. Bald verloren wir sie vollständig aus den Augen, indem sie hinter dem Schilfrohr einer flachen Insel verschwanden, welche in einigen Werst stromabwärts von unserem Standpunkt den Fluß in zwei ungleiche Hälften teilte. Die Hauptstömung befand sich jenseits der Insel.

Wir hatten lange an unserem Ufer zu warten, bis sich schließlich die Kajuks am jenseitigen Ufer zeigten. Um nun wiederum auf das diesseitige Ufer hinüberzusetzen und an unserem Standorte zu landen, mußten die Fährböte einige Werst stromaufwärts geführt werden; auch hierbei waren die Pferde behülflich. Die Fährböte hatten somit ein Dreieck beschrieben, dessen Seiten etwa 5 Werst eine jede betrug; hin und zurück hatte das Fährboot etwa 15 Werst zu machen. Nun möge man aber bedenken, wie viel Zeit bei einem derartigen Uebersetzen verloren geht; genug, daß im Laufe des Tages die Böte nur zweimal hin und zurück gehen konnten. Bei alledem sind ja die Centralasiaten noch nichts weniger als rasch; sie machen alles sehr langsam. Es dauert unendlich lange, bis der Centralasiate sich umkehrt und umschaut, bis er bedächtig an die Arbeit Hand legt und unzählige mal sein „Allah, Allah!“ in allen Redensarten und Sprüchen hinmurmelt — erst dann macht er sich ordentlich an die Sache. Einem Europäer gewährt das anfänglich einen geradezu unerträglichen, nervenerregenden Anblick, aber selbst die empfindlichsten Nerven stumpfen sich ab und schließlich verhält man sich nach einiger Zeit zu solchen Erlebnissen viel gleichmütiger.

Man mag sich leicht vorstellen, wie angenehm es für uns war, am öden Ufer und unter den brennenden Sonnenstrahlen zu warten. Der berühmte englische Reisende Burnes darf sich anderer Eindrücke in Bezug auf diese Fähre rühmen. Wir lesen bei ihm[1]): „Wir wurden von einem paar Pferde hinübergezogen,

[1]) Verfasser citirt Burnes in der russischen Uebersetzung von Golubkow, 1848. Wir beziehen uns auf die deutsche Uebersetzung: „Neue Bibliothek der Reisebeschreibungen Bd. LXIV 1835, Burnes u. s. w. Bd. I. S. 254—255. Anm. des Uebers.

welche mittelst eines an ihren Mähnen befestigten Taues vor die beiden Buge des Bootes gespannt waren. Der Zaum wird angelegt, als wenn das Pferd bestiegen werden sollte; das Boot wird in den Strom gestoßen und ohne eine andere Hülfe (?), als die der Pferde, in gerader Richtung quer über den reißenden Fluß gezogen." Und weiter: „Auf diese sinnreiche Weise gelangten wir binnen 15 Minuten (?!) wirklicher Fahrt über einen fast eine halbe Meile breiten Fluß, dessen Strömung die Schnelligkeit von 3½ Meilen in der Stunde hatte."

Burnes ist so sehr für diese Art Fähre eingenommen, daß er entsprechenden Personen folgenden Rat zukommen läßt: „ich sehe nichts, was die allgemeine Einführung dieses schnell fördernden Verfahrens, welches eine unschätzbare Verbesserung unterhalb der Ghats (Ghauts) in Indien sein würde, verhindern könnte." Für Indien? vielleicht. Aber hier für den Amu steht eine solche Fähre unter jeder Kritik.

Je näher die Böte kamen, desto genauer ließen sie sich erkennen. Jetzt sind sie bereits in der Mitte des Stromes, jetzt stehen sie uns gegenüber. Aber sie wurden noch mehrere Werst stromabwärts geführt von unserem Haltepunkt; sie vermochten nicht daselbst zu landen, trotzdem daß sie ursprünglich ihre Richtung weit oberhalb dieses Punktes genommen hatten. Die Kajuks wurden nun wiederum langsam stromaufwärts längs dem Ufer gezogen von denselben Pferden, die sie aufs gegenseitige Ufer hinüber gebracht hatten. Die Bootsleute waren aber nicht mehr allein. Mit ihnen war auch Radschab-Ali gekommen. Er sprang rasch aus dem Boot und erzählte eine Geschichte, die uns auf mancherlei schwere Gedanken brachte.

„Die Afghanen wollen uns nicht weiter lassen," rief er, „sie haben unsere Leute beleidigt und beschimpft . . . Sie erzählen, daß Nasirow-Tjurja, der den Brief für den Schir-Dil-Chan führte, aufgehalten worden sei, er befinde sich am afghanischen Ufer. Ich habe ihn nicht gesehen und befürchte, daß er im Gefängnis ist!"

Auf diese Mitteilung des erregten Radschab-Ali hin, ließ der General den afghanischen Boten rufen, um von ihm Erklärung über das Vernommene zu fordern.

„Ich habe Ihnen ja bereits mitgeteilt," meinte Mahmet-

Chan ganz kaltblütig, „daß niemand ohne Bewilligung des Emirs auf afghanischem Boden auch nur einen Schritt machen könne; der General-Saib hatte mich nicht hören wollen; jetzt allerdings kann er sich von der Wahrheit meiner Worte überzeugen. Was nun die Gefangenschaft des Boten betrifft, so weiß ich darüber gerade so viel, wie der General-Saib selber. Sehr wahrscheinlich ists, daß die Grenzadministration ihn nicht nach Masari-Scherif gelassen hat, weil sie sich nicht einer Verantwortlichkeit unterziehen wollte den Russen und auch dem Emir gegenüber, für den Fall, daß dem Boten auf der Reise etwas Schlimmes zustoßen sollte. Der Weg nach Masari-Scherif ist nicht gerade sicher. Die Turkmenen haben noch unlängst einen Ueberfall in diesen Gebieten gemacht."

Das war nun die Antwort des Mahmet-Chan. Offenbar war die Sache dadurch um nichts klarer, die Situation der Gesandtschaft um nichts bestimmter geworden. Hier am Ufer länger zu warten, das hatte einfach keinen Sinn. Der General rief uns zu einem Kriegsrat zusammen. Was war zu thun? Sollten wir hinübersetzen und ohne Bewilligung weiter vordringen? Aber wozu sollte das führen? Und was thun, wenn die Gesandtschaft, nachdem sie aufs jenseitige Ufer gelangt, plötzlich, wie das der General befürchtete, in Gefangenschaft der Afghanen geraten würde? Wer konnte wissen, welche Absichten die Afghanen in Bezug auf die Gesandtschaft hegten. Die Gefangennahme konnte unter dem Einflusse der Engländer bewerkstelligt werden, denn daß der Einfluß der Engländer solches bei den Afghanen durchzusetzen vermöge, das bezweifelten wir nicht. Die Aussicht auf eine Gefangenschaft in Masari-Scherif oder in Kabul oder sonst wo, hatte nichts Verlockendes an sich. Es wurde darum beschlossen, nicht auf das jenseitige Ufer hinüberzusetzen, die Pferde und das Gepäck aber sollten von dort zurückkommen. Es wurde übrigens die Befürchtung ausgesprochen, daß die Afghanen bereits unser Gepäck ausgeplündert und die Leute in Gefangenschaft abgeführt haben könnten.

Der General schrieb nun einen Brief an den Chef des afghanischen Grenzpostens, in welchem er Aufklärung in Bezug auf die Gefangennahme Nasirows forderte. Mit der Beförderung des Briefes wurden Samaan-Beg betraut und Malewinskij, der nie

den guten Humor verlor und sich „freiwillig in die Unfreiwilligkeit“ zu begeben bereit erklärte. Sie hatten auch das Gepäck und die Leute zurückzubringen. Nach den Instruktionen des Generals sollten sie den Chef des Grenzpostens über die Verantwortlichkeit aufklären, der er sich unterziehe, wenn er die Gesandtschaft aufhalten und sie im Hinübersetzen aufs jenseitige Ufer behindern wollte. Für den äußersten Fall sollte die Drohung dienen, daß der General Stolettow, wenn er endgültigen Bescheid über den Widerstand der afghanischen Administration erhalten, sofort den General-Gouverneur von Turkestan durch einen speziellen Boten darüber benachrichtigen werde, was natürlich nur schlimme Folgen für den Chef des Postens und für Afghanistan überhaupt haben könnte. S. und M. bestiegen das Boot und setzten sofort auf das afghanische Ufer hinüber.

Am Ufer blieben nur vier Mitglieder aus der ganzen Gesandtschaft zurück. Die Sonne brannte erbarmungslos. Von den Bucharen war ein Zeltdach aufgeschlagen worden, um die „Urussen-Tjurja“ vor der Sonnenhitze zu schützen, aber im Schatten dieses Zeltdaches erreichte die Temperatur doch 41,5° C. Unter freiem Himmel war die Hitze so arg, daß ein im Reisesack des Oberst befindliches Pfund Stearinkerzen ausschmolz und die daselbst verpackten Kleidungsstücke verdarb. Der General suchte sich selber und seine Gefährten mit verschiedenen Sprüchlein aus persischen Dichtern, die zum gegebenen Fall passen konnten, zu trösten. So citierte er, indem er auf dem nackten Ufersand saß, den Sadi, wie er sich bildlich über die Beherrschung seiner Wünsche ausspricht: „auf den Teppich der Erwartung lege das Kissen der Geduld“ — was blieb uns in unserer Lage noch mehr übrig, als zu warten! Der General ließ bald darauf den Mahmet-Chan von neuem rufen und begann mit ihm eine Unterhaltung in persischer Sprache. Ich ließ mich mit dem Oberst in eine gelehrte Debatte über Refraktion und Accommodation des Auges ein. Der Topograph schließlich, den wir in Afghanistan, um die Augen, oder besser gesagt die Ohren der Afghanen über seinen eigentlichen Beruf zu täuschen, den „Naturforscher“ titulierten, widmete sich lediglich dem Warten.

Kurz vor Sonnenuntergang erschienen die Kajuks wiederum an unserem Ufer. Bald stand auch M. vor uns und behauptete

mit Bestimmtheit, daß „er der Erste unter den Russen das afghanische Land entdeckt habe". Mit ihm war aber auch Nasirow angelangt, der angebliche Gefangene, das Opfer des afghanischen Fanatismus, nahezu als Märtyrer von uns proklamiert. Er erzählte ganz gemächlich, daß er keineswegs das Vergnügen gehabt habe, in Gefangenschaft zu sitzen; indessen habe man ihn auch nicht nach Masari-Scherif ziehen lassen wollen. Als er dem Verbote trotzend weiterreiten wollte, wurde sein Roß von einem liebenswürdigen Afghanen am Zügel erfaßt und mit dem Schwanz dorthin gestellt, wohin soeben noch der Kopf desselben gerichtet gewesen war. Die Soldaten kreuzten die Gabeln, die an ihren Gewehren statt der Bajonette befestigt waren, und machten somit jedes weitere Vordringen unmöglich. N. mußte zurückweichen. Gleichzeitig erklärte er, daß er das Gepäck nicht gesehen habe, und auch nicht wüßte, wer die Geschichte von seiner Gefangennahme aufgebracht haben könnte. Die Afghanen waren seinen Schilderungen nach höchst zuvorkommend; die russische Gesandtschaft wird wie ein lieber Gast erwartet, man lade sie ein, aufs jenseitige Ufer hinüberzusetzen und habe für ihren Unterhalt eine Menge erforderlicher Sachen herbeigeschafft; trotzalledem aber werde die Gesandtschaft ohne Bewilligung des Emirs ihre Reise nicht fortsetzen dürfen. Samaan-Beg war mit den Leuten und dem Gepäck auf dem jenseitigen Ufer geblieben.

Die Gesandtschaft stand nun vor einem neuen Dilemma. Es war klar, daß die Befürchtungen, auf dem jenseitigen Ufer in Gefangenschaft zu geraten, nicht viel mehr als das Erzeugnis einer allzu lebhaften Phantasie gewesen waren. Die Afghanen zeigten sich gastfreundlich, sie wollten der russischen Gesandtschaft mit Vergnügen Aufnahme gewähren, aber sie hielten sich streng an den Wortlaut des Gesetzes und wollten uns nicht ohne Bewilligung des Emirs oder der höheren Administration überhaupt weiterziehen lassen.

„Alles das ist sehr schön," sagte der General, „wenn wir nun aber auf dem jenseitigen Ufer sind, was fangen wir dann an? Wir werden dann doch nicht mehr weiter können. Wäre es nicht vielleicht praktischer, sich bei den Afghanen für ihre Liebenswürdigkeit und Gastfreundschaft zu bedanken und den erwünschten Bescheid hier auf bucharischem Ufer abzuwarten? Nun

aber ist es doch fatal, wenn wir den Bucharen noch weiter mit unserer Anwesenheit hier zur Last fallen wollen, was ja für sie mit verschiedentlichen Unkosten verknüpft ist. Und was werden diese Bucharen, die den russischen Namen so hoch verehren, was werden sie schließlich denken, wenn sie sehen, daß die „lumpigen Afghanen“ — denn so nennen sie ihre Nachbarn — der russischen Gesandtschaft ein entschiedenes Veto entgegenzustellen sich erkühnt haben, und daß die Gesandtschaft sich diesem Veto unterworfen hat?“

Eine schlimme Lage! wie man die Sache auch kehren und wenden wollte, so oder so — es kam dabei nichts Vernünftiges zu stande.

Inzwischen war die Nacht angebrochen. An eine Ueberfahrt konnte jetzt nicht mehr gedacht werden. Der Chef beschloß, daß Nasirow von neuem hinübersetzen sollte, er möge es nochmals versuchen, nach Masari-Scherif zu gelangen; sollte ihm das trotz aller Anstrengungen nicht gelingen, so müßte er den Brief mit einem afghanischen Sendboten dem Schir-Dil-Chan zusenden. Unseren Berechnungen nach konnte der Brief in Masari-Scherif, von dem wir auf 90 Werst entfernt waren, mit der afghanischen Eilpost, dem „Tschebbar“, am nächsten Morgen um 10 Uhr anlangen, die Antwort aber noch am selbigen Tage am Abend erhalten werden. In diesem Falle hatten wir also am nächsten Abend, nach 24 Stunden, einen bestimmten, für unsere weiteren Handlungen maßgebenden Bescheid zur Verfügung. Das Gepäck wurde bis auf den nächsten Tag auf dem jenseitigen Ufer gelassen. Wir aber begaben uns nun alle unmittelbar zu unserem früheren Aufenthaltsort, zur gestrigen Station zurück und boten somit den Bucharen nochmals die Gelegenheit, ihre Gastfreundschaft in glänzendster Weise zu entfalten. Ein weißes Nebeltuch hatte den Strom und das benachbarte Thal überdeckt. Die eingetretene Nacht beschloß die vielfachen Abenteuer dieses Tages.

Vor Sonnenaufgang traf Samaan-Beg vom afghanischen Ufer ein mit der Mitteilung, daß Nasirow seine Reise nach Masari-Scherif durchgesetzt habe. Die Leute und die Pferde auf dem afghanischen Ufer waren mit allem Notwendigen reichlich versorgt gewesen und er, S. habe die Afghanen im höchsten Grade liebenswürdig und zuvorkommend gefunden.

Am Morgen meldete sich Mahmet-Chan beim General und eröffnete ihm, daß er Instruktionen erhalten habe, nach welchen der Gesandtschaft ein Vorrücken bis Masari-Scherif gestattet wäre. Er ersuchte uns darum, aufs andere Ufer hinüberzukommen. Sein Vorschlag wurde acceptiert und wir setzten langsam in den erwähnten vorhistorischen „Behältern“ auf das afghanische Ufer hinüber. Leb wohl, du gastfreundliches Buchara! Auf Wiedersehen, teures Rußland! Jetzt betraten wir ein Land, das wir von unserem Standpunkte aus kühn eine „terra incognita“ betiteln konnten.

4. Kapitel.

Im afghanischen Turkestan.

Jenseits des Amu-Darja. — Der Empfang der Gesandtschaft von Seiten der Afghanen. — Ankunft der afghanischen Eskorte. — Die erste Nacht in Afghanistan. — Durch die turkmenische Wüste bis Masari-Scherif. — Aufnahme in Masari-Scherif. — Aufenthalt der Gesandtschaft in Masari-Scherif. — Die Krankheit und der Tod des Lojnab des Tschaar-Vilajets. — Das lokale Malaria-Fieber. — Der Emir Schir-Ali-Chan ladet die Gesandtschaft nach Kabul ein. — Wir verlassen Masari-Scherif.

Am jenseitgen Ufer des Amu erwarteten uns ein Dutzend Afghanen. Sie waren zumeist mit Steinschloßgewehren bewaffnet, die mit gegabelten, vermutlich auch als Bajonette verwendbaren Ständern versehen waren; die Flintenschäfte zeigten dabei Formen, wie ich sie früher noch nie gesehen hatte: einige sahen so aus, wie ein einfacher runder Stock, andere waren cylinderförmig und stark gekrümmt; ordentliche Flintenschäfte, wie wir sie bei den russischen und überhaupt bei den europäischen Flinten zu sehen gewöhnt waren, konnte ich nicht bemerken. Das Material, aus welchem die Flinten verfertigt waren, konnte zweifellos für gut gelten. Es ließ sich das schon aus der kunstvollen Damascierung schließen, mit welcher einige Flintenläufe verziert waren; von diesen waren einige gezogen, andere glatt. Die Soldaten waren in Jacken von grauem Tuch, die unseren „Kosakenröcken“ ähnlich waren, oder in ein Mittelding von englischer Uniform und bucharischem Militär-Chalat gekleidet. Die meisten hatten zottige konische Mützen auf dem Kopfe. Es war das der afghanische Grenzposten, gleichzeitig auch das Ehrengeleit für die Gesandtschaft. Als wir aus den Booten stiegen, präsentierten sie das

Gewehr. Ich musterte die Physiognomieen der Soldaten und bemerkte, daß sie nahezu alle unverkennbare Merkmale der mongolisch-tatarischen Rasse aufzuweisen hatten: die Backenknochen breit, die Augen schiefgeschlitzt, ja selbst die Ohren abstehend, wie bei jedem Vollblutstataren von Kasan. Späterhin brachte ich in Erfahrung, daß das Hesares waren, was mir ihre Aehnlichkeit mit den Tataren allerdings erklärte.

Inzwischen hatte das Ausladen der Schiffe begonnen. Das Ufer, noch flacher als dasjenige von Buchara, schien völlig unbewohnt zu sein. Auf viele Werst rund herum war keine Spur einer menschlichen Wohnung zu entdecken. Das Ufer hob sich an unserem Landungspunkte auf kaum ein oder zwei Viertel Arschin über den Wasserspiegel; der Strom hatte an manchen Stellen über das Ufer gegriffen und große Partieen Land unter Wasser gesetzt. Das Uferland wird stets vom Flusse unterwaschen, der hier eine außerordentlich starke Strömung besitzt. Das Hauptfahrwasser hält sich an der afghanischen Seite und entwickelt hier eine bedeutende Stromgeschwindigkeit. Die Tiefe des Stromes muß eine enorme sein; mit einer Stange von zwei Ssaschenj konnten wir den Boden nicht erreichen; eine genauere Messung vermochten wir nicht vorzunehmen. Auf der gesamten, beim Hinübersetzen über den Strom zurückgelegten Strecke, die wir nicht weniger als auf 5 Werst schätzten, stießen wir nie auf eine Tiefe unter einer Ssaschenj. Welch' großartige Wassermengen befördert wohl dieser mächtige Strom Central-Asiens!

Die Pferde waren bald wiederum beladen und wir begaben uns in das nächste Dorf, das nach Aussage der, vermutlich zur afghanischen Miliz gehörenden Soldaten, auf einige Werst vom Ufer abstand. Der Weg führte uns anfänglich durch reine Sümpfe. Die Pferde, namentlich die Lasttiere, sanken tief in den Schmutz ein, einige stürzten sogar unter der Last des Gepäcks nieder. Inmitten einer tiefen Wasserlache stießen wir auf einen afghanischen Offizier, der von einigen Reitern begleitet wurde. Er salutierte. Es war das ein „Sercheng" (serjeant?), der Chef des Grenzpostens. An und für sich war er nichts weniger als bemerkenswert. Selbst sein grüner, großer Turban, dessen Zipfel, in die Mitte hineingesteckt, fächerartig von dort hinausschaute, konnte uns nur wenig interessieren. Was aber unsere allgemeine Auf-

merksamkeit fesselte, das war sein arabisches Vollbluts-Roß, weiß mit grauen, runden Flecken.

Bald darauf ließ der Schmutz ein wenig nach. Rechts und links traten Mais- und Weizenfelder auf und ihnen folgten nun bald die Lehmmauern der Straße eines kleinen Usbegen-Dörfchens. Besonders auffallend war in diesem Oertchen die Form der Häuser. Es waren das ägyptische Tempel in Miniatur: die Mauern der Häuser waren nämlich nicht aufrecht stehende, sondern zu einander geneigte, so daß die Häuser oben schmäler als unten waren. Es befanden sich hier ferner zahlreiche zugestutzte Maulbeerbäume mit jungen Zweigen, ein zweifelloses Anzeichen, daß hier Seidenraupenzucht gepflegt wurde. Ein großer Hof, in welchem einer der erwähnten „ägyptischen Tempel" stand, wurde von der Gesandtschaft bezogen. Die Jurten waren bereits aufgeschlagen und unsere Kosaken und Diener, die noch gestern hinübergesetzt hatten, empfingen uns hier vollzählig und in bester Verfassung. Das Gepäck war inmitten des Hofes regelrecht aufgestapelt, ein Wachtposten stand dabei.

Als wir uns nun eingerichtet hatten, eröffnete uns der „Sercheng", daß wir in diesem Dorfe doch zwei bis drei Tage zu verweilen haben würden. Seine Mitteilung rief natürlich Proteste von unserer Seite hervor. „Wenn das Warten unvermeidlich war, so sollte man uns doch nicht über den Strom locken?" sagten wir, „warum hat man uns denn das Versprechen gegeben, daß man uns auf dem Wege nach Masari-Scherif nicht aufhalten werde? Was soll das heißen? Will man sich etwa über uns lustig machen!?"

Der „Sercheng", den wir mit diesen Vorstellungen bestürmten, entgegnete mit größter Ehrerbietung, daß die Afghanen keineswegs die Russen hintergehen wollten, sie seien hingegen sehr erfreut, die Russen bei sich zu sehen und gewährten ihnen gern brüderliche Aufnahme; wenn aber die Gesandtschaft gegenwärtig ein wenig zu warten haben werde, so fordere das ihr eigenes Wohl.

„Der Weg ist unsicher," behauptete er, „wir wollen aber doch nicht zulassen, daß unseren teueren Gästen irgend welche Unannehmlichkeiten während der Reise zustoßen. Die russische Gesandtschaft wird eine Eskorte zur Begleitung erhalten, aber

bis die aus Masari-Scherif anlangt, muß man eben warten; mit ihr werden auch einige hochgestellte Persönlichkeiten zur Begrüßung der Gesandtschaft eintreffen."

Hierauf behaupteten wir, daß die Gesandtschaft keiner besonderen Eskorte bedürfe: die 22 wohlbewaffneten Kosaken und das Dutzend der afghanischen Infanteristen und Reiter, die wir hier gesehen hatten, könnten für diesen Zweck vollständig genügen. Was nun aber eine Begrüßung betreffe, so habe er, der „Sercheng", uns ja begrüßt und könne uns auch das Geleit geben.

„Ich bin eine unbedeutende Persönlichkeit und bekleide einen geringen Rang," entgegnete der „Sercheng", „ich bin viel zu unwürdig, als daß ich eine so hohe Gesandtschaft begrüßen, geschweige denn ihr Geleit geben könnte. Zu diesem Zwecke werden hochgestellte Männer anlangen. Wenn Sie nun aber den Wunsch aussprechen, ohne besondere Eskorte zu reisen, so muß ich mir doch die Bemerkung erlauben, daß unser Land, und namentlich das hiesige Gebiet, Ihnen unbekannt ist. Eine Eskorte, und zwar eine recht bedeutende Eskorte, ist unentbehrlich; von einer solchen muß aber die Gesandtschaft schon aus Rücksicht auf die ihr gebührenden Ehren begleitet werden."

Da war nun nichts weiter auszurichten. Wir mußten uns in die Verhältnisse schicken. Es war ja klar, daß wir durch ein rücksichtsloses Vorgehen nichts bezwecken konnten. Wir entließen darum den „Sercheng" und widmeten uns unseren üblichen Beschäftigungen. Der General schrieb seinen Bericht, der Schatzmeister, im gegebenen Fall Samaan-Beg, hatte die Bootsleute in langer Reihe aufgestellt und beschenkte nun einen nach dem andern für die von ihnen geleistete Arbeit mit Chalats. Es war höchst kurios, wie die ganze Reihe der Eingebornen in ihren in allen Regenbogenfarben schillernden Chalats die Hände, die sich in den langen Chalatärmeln verloren, an den Magen drückte, wie auf ein Kommando tiefe Bücklinge machte und unverständliche Worte des Dankes murmelte. „Gerade so wie Papageien," meinte M., diese Lästerzunge.

Bald darauf bemerkte ich, daß M. verschwunden war; ich suchte ihn allerorts, konnte ihn aber nicht finden. Plötzlich war er wieder da mit einem recht großen Strang Rohseide in den Händen. Er zeigte uns allen diese seine Acquisition und wußte

sie auch recht hübsch zu rühmen. Die Seide war wirklich vorzüglich und M. freute sich schon im voraus über den Eindruck, welchen er mit diesem Gegenstand auf Herrn Aschanin, einen bekannten Seidenraupenzüchter in Taschkent, machen werde, denn für diesen war die Seide zum Geschenk bestimmt.

Nun war mir aber auch das eintönige Geräusch erklärlich, das mir ursprünglich wie von einem Mühlstein herzurühren schien und sich aus dem nächstliegenden Gebäude vernehmen ließ. Es wurde dort Seide gehaspelt. Ich begab mich sofort dorthin, um zu sehen, wie das hier zu Lande bewerkstelligt werde.

In dem kleinen Schuppen, aus welchem das Geräusch hervordrang, konnte ich im Halbdunkel einige schmutzige Eingeborne von verschiedenem Lebensalter erkennen. An einem kleinen Fenster, der einzigen Lichtquelle in dem Gemach außer der Thüre, stand auf dem Lehmboden die Haspelmaschine. Sie bestand aus einem hölzernen, roh zusammengefügten Gestelle, auf welchem sich eine Garnwinde bewegte; letztere bestand aus mehreren Walzen, die an zwei Reifen befestigt waren. Die Winde wurde von einem Knaben von 10 bis 12 Jahren vermittelst eines Stockes in Bewegung gebracht. Unmittelbar am Fenster stand auf einer Lehmbank eine große Schüssel mit einigen Seidencocons; aus dieser zur Hälfte mit heißem Wasser angefüllten Schüssel entstiegen Dämpfe. Vor der Schüssel stand ein ältlicher Mann von usbegischem Typus und rührte mit einer Hand, die mit einem Stäbchen bewehrt war, unausgesetzt die Cocons in der Schüssel um, während er mit der anderen Hand den Faden hielt, der sich aus den abgewickelten Seidenfädchen der Cocons bildete, und gleichzeitig auch noch die richtige Auftragung des Fadens auf die Winde besorgte. Nebenbei befand sich noch ein in die Mauer eingesetzter Kessel mit Wasser, welches beständig erwärmt wurde. Nach erfolgter Abwickelung der Seide von den Cocons warf der Alte die Puppen aus dem Fenster hinaus. In dem primitiven Atelier herrschte nun ein furchtbarer Gestank. Die Haufen der aus dem Fenster hinausgeworfenen Puppen faulten und verpesteten die Luft durch die Fäulnisprodukte. Es schien das übrigens die Eingebornen wenig zu genieren. Zwei von ihnen, die wohl nichts Besseres zu thun hatten, schwatzten alles Mögliche zusammen. Ob nun aber das Thema ihrer Gespräche erschöpft

war, ob es ihnen schließlich zuwider geworden war, zum hundertsten Male die Neuigkeiten des Tages, die Ankunft der „Urussen", durchzusprechen, genug, der eine von ihnen begab sich in einen Winkel des Schuppens, langte von dort einen mit dicker Schmutz- und Rußschicht bedeckten „Tschilim" [1]) hervor und machte sich nun bedächtig einen „Kaljan" bereit. Bald darauf ließ sich ein Paffen vernehmen, ein Zeichen, daß die wichtige Operation zu Ende geführt sei. Der „Tschubuk" von Messing mit billigen Türkisen verziert wanderte nun von Mund zu Mund. Selbst das monotone Geräusch der Winde verstummte für einige Zeit. Der „Usta" (Meister) unterließ es ebenfalls nicht, ein paar tiefe Schlucke von dem Rauch des vom Koran versagten Krautes zu sich zu nehmen [2]).

Der Strang Seide, den M. erworben hatte, wog etwa 2 Pfund und kostete 20 Tengi, also 4 Rubel.

Samaan-Beg erkrankte an diesem Tage leicht an Wechselfieber. Zweifellos hatte er sich die Erkrankung in der Nacht zugezogen, die er am Ufer des Amu verbrachte, als er Nasirow „erretten" und das Gepäck zurückbefördern sollte. Es war mir von früher her bekannt, daß das Fieber des Amu-Darja sehr gefährlich sei, ich hatte darum die nötigen prophylaktischen Maßregeln ergriffen, oder glaubte sie wenigstens ergriffen zu haben, indem ich täglich eine kleine Dosis Chinin schluckte und solches auch den anderen empfohlen hatte. Trotzalledem war nun S. erkrankt. Glücklicherweise war der Anfall ein recht leichter und der Kranke fühlte sich gegen Abend schon recht leidlich.

Ich hatte mich an mein Tagebuch gemacht, aber die Hitze und Schwüle, die in der Jurta herrschte, erschwerten mir selbst diese leichte Arbeit. Uebrigens mußte ich von dem Eintragen der Ereignisse in das Tagebuch momentan abstehen, da soeben die Eskorte der Afghanen eingetroffen war, die uns bis Masari-Scherif geleiten sollte; an der Spitze derselben standen zwei

---

[1]) Tschilim — lokale Benennung für Pfeife, Kaljan — Wasserpfeife, Tschubuk — Pfeifenrohr.

[2]) Das Tabakrauchen war lange Zeit in Buchara, Persien und in der Türkei von den Religionsgelehrten als „Musekkirat" (berauschender Genuß) untersagt. Anm. des Uebers.

Generäle. Die rasche Ankunft der Eskorte kam uns recht unerwartet. Wir hatten uns bereits darauf gefaßt gemacht, die unvermeidlichen zwei bis drei Tage hier in Erwartung und in Langeweile zu verbringen. Wohl begreiflich war darum die Freude, mit welcher wir das Eintreffen der Eskorte begrüßten. Recht auffallend war die Eile, mit welcher sich diese zu unserem Standorte begeben hatte. Eine derartige Eile liegt dem Asiaten sonst fern. Die Vermutung, daß die Afghanen der Ankunft der russischen Gesandtschaft eine besonders große Bedeutung beilegten, war darum nicht unberechtigt. Offenbar war die Gesandtschaft den Afghanen ein erwünschter Gast. In dieser Voraussetzung wurden wir auch durch den Umstand bestärkt, daß an der Spitze der Eskorte, wie erwähnt, zwei Generäle standen, der eine ein Gehülfe des Lojnabs, der andere der Kommandant der Festung Tachtapul, die als Basis der afghanischen Macht in dem Tschaar-Vilajet gelten könnte. Die Eskorte bestand aus 200 Reitern und etwa 100 Infanteristen.

Um 4 Uhr nachmittags machten die beiden Generäle in Begleitung einiger Offiziere der Gesandtschaft ihre Visite. Sie waren ebenso gekleidet wie Mahmet-Chan. Nur der ältere General, der Gehülfe des Lojnabs, hatte Pantoffel an den Füßen, wozu ihn jedoch, wie er das später erklärte, ein rheumatisches Leiden in den Beinen nötigte. Der General hieß Mirsa-Mahomed-Hassan-Chan, „Kemnab“ und führte ferner den Titel eines Debir-ul-Mulk. Es war das ein Mann von mittlerem Wuchs, ein Fünfziger etwa. Sein Gesicht war ausdrucksvoll, die Nase gebogen, die feurigen dunklen Augen hatten einen klugen Blick. Sein schwarzer Vollbart war leicht rötlich gefärbt. Sein Gefährte, der Kommandant von Tachtapul, war hingegen sehr auffallend durch die grelle Färbung seines Bartes und seiner Nägel. Aus dem runzligen, geradezu zu einem Knoten zusammengezogenen Gesichte dieses unscheinbaren Mannes schauten scharfe, durchdringende Augen hervor; in dem kalten Glanz dieser Augen, in den zusammengekniffenen Lippen und den eckigen Gesichtszügen sprachen sich eine vielerprobte und eiserne Willenskraft aus. Allerdings galt er unter den Afghanen für einen außerordentlich tapferen Mann; er hatte sich ganz besonders bei der Erstürmung der Stadt Meimene durch die Afghanen im

Jahre 1875 hervorgethan, woselbst er ernstlich verwundet worden war.

Die afghanischen Generäle wurden von der Gesandtschaft auf einer kleinen Terrasse empfangen, die am Ufer eines vom Amu-Darja hergeleiteten und recht breiten Aricks errichtet war. Wegen Mangel an Möbeln mußten wir uns, gerade wie unsere Gäste es thaten, mit untergeschlagenen Beinen auf den Teppich niedersetzen. Uebrigens habe ich mich nicht ganz korrekt ausgedrückt, indem ich sagte, aus Mangel an Möbeln. Die Gesandtschaft führte ein halbes Dutzend Feldstühle und zwei zerlegbare Tische mit sich, die Sachen waren aber verpackt und darum nicht zu benutzen.

Die Generäle begrüßten die Gesandtschaft, indem sie die Hand an den Rand ihrer helmartigen Hüte, „Külach", führten und daraufhin einem jeden von uns die Hand drückten. Der Debir legte dann nochmals beide Hände an die Ränder des Hutes und ließ sich ermattet auf dem Teppich nieder. Die Mehrzahl der afghanischen Offiziere, die sich in Begleitung der Generäle eingefunden hatten, stellte sich zu beiden Seiten der Gesandtschaft auf. Es war das ein interessanter Anblick! Sämtliche Farben des Lichtspektrums waren hier in ihren Gewändern vertreten: Da steht ein hochgewachsener Afghane mit energischem Gesichtsausdruck und mit Pistolen im Gürtel; er steckt in einer hellgrünen Kleidung. Neben ihm hat ein vollständig brauner Mann Platz genommen, in engen Beinkleidern, die wie Tricot seine Beine umspannen; die Augenwimpern und die Ränder der Augenlider des Mannes zeigen eine seltsam dunkle Färbung, deren Natürlichkeit stark zu bezweifeln wäre. Bei einigen hingen an Brustriemen Artilleristentäschchen mit Schlagstiften und Kettchen. Mehrere trugen recht hohe, kegel- oder besser gesagt kuppelförmige Schafspelzmützen, die nationale Kopfbekleidung der Afghanen.

Unser Bekannter, Mahmet-Chan, setzte sich neben den Kommandanten hin. Jetzt erfuhren wir aber auch, wer er war. Es erwies sich, daß er nichts mit den Söhnen des nebligen Albions zu thun habe. Er war ein Afghane von Geburt, er stand dem Lojnab sehr nahe und hieß „Ditten" (Hauptmann) Mossin-Chan. Er verhielt sich still in seiner Ecke und hörte

dem Gespräch des Debir=ul=Mulks mit dem General gleichmütig zu. Mitunter fügte er ein paar Worte zur allgemeinen Unterhaltung bei und schwieg dann wiederum. Der Kommandant blieb die ganze Zeit über stumm. Er blinzelte bloß mit den Augen und zupfte an den gefärbten Härchen seines Bartes herum, gerade als ob er, wie der Russe zu sagen pflegt, alles das, was er vernommen, „auf den Schnurrbart wickeln" wollte. Uebrigens beschränkte sich das Gespräch lediglich auf gegenseitige Begrüßungen und Glückwünsche. Der Debir=ul=Mulk machte die Mitteilung, daß der Emir sich zweifellos darüber freuen werde, die Gesandten des großen, weißen Zaren zu empfangen. Wenige Minuten nach dieser Eröffnung verabschiedeten sich die Generäle, indem sie eine Ermüdung von der Reise vorschützten.

Während ihrer Visite wurden als Dessert Aprikosen und Pfirsiche aufgetragen. Es war erstaunlich, daß sie schon völlig reif waren; wir hatten ja erst den 18. Juni! Sie waren sehr schön. Durch ihre Saftigkeit sind die central=asiatischen Pfirsiche überhaupt berühmt und haben in dieser Hinsicht wohl kaum einen Rivalen. Das Gleiche dürfte jedoch nicht von ihrer Schmackhaftigkeit behauptet werden. Die Sache ist auch sehr natürlich: die hiesigen Pfirsiche sind unkultiviert, wild. Die Versuche, die in Bezug auf die Kultur des hiesigen Obstes in Taschkent und in anderen Städten Turkestans von russischen Gärtnern gemacht wurden, haben es bewiesen, daß man bei sorgfältiger Kultur und bei dem Anpfropfen edler Sorten vorzügliche Früchte zu erzielen vermag. Die Größe der Früchte war mitunter eine erstaunliche. Der Obstzucht in Turkestan steht überhaupt eine glänzende Zukunft bevor. Es läßt sich das schon gegenwärtig konstatieren angesichts der raschen Entwickelung des nach russischem Muster betriebenen Gemüsebaues in Russisch=Turkestan.

Da ich mich nun überhaupt etwas vorsichtig zu dem Genuß von Früchten verhielt, so wagte ich mich anfänglich nicht an die Pfirsiche zu machen und beschränkte mich auf die Aprikosen allein. Der Debir=ul=Mulk, dem meine Vorsicht aufgefallen war, bemerkte sehr zuvorkommend, daß die Früchte völlig reif seien und darum ohne Nachteil für die Gesundheit genossen werden können. Nachdem er aber über meine Spezialität aufgeklärt worden war,

sagte er, sich auf seinen mir erteilten Ratschlag beziehend: „Der Doktor-Saib wird übrigens in solchen Sachen besser Bescheid wissen, als sonst jemand."

Indessen ging der Tag zur neige. Die Glut der Abendröte hatte den halben Horizont ergriffen. Nach und nach erloschen aber die feurigen Aederchen, die das Sonnenlicht in den halbdurchsichtigen Schichtwolken wiederspiegelten. Die Schatten verdichteten sich immer mehr und mehr. Vom Ufer des Stromes her wehte kühle Frische; in der Luft machte sich einige Feuchtigkeit fühlbar, die die Schwüle und Hitze des langen Sommertages abgelöst hatte. Die Wacht, ein Kosake, schritt langsam und regelmäßig vor dem inmitten des Hofes aufgestapelten Gepäck hin und her. Einige Lautschen badeten die ihrer Obhut anvertrauten Lastpferde im nächsten Arick. Die armen Geschöpfe erquickten sich an der kühlen Flut, sie standen unbeweglich im Wasser und prusteten und schöpften tief Atem. Im Umkreise unserer Wohnung waren einige dunkle Schatten aufgetaucht, es waren das afghanische Wachtsoldaten. Ihre blauen Jacken schienen in der zunehmenden Dunkelheit ganz schwarz zu sein. Es befanden sich mehrere Posten an dem von uns eingenommenen Gebäude. An einigen Punkten standen die Gewehrpyramiden der Ablösungswache. Der Lärm und das Geschrei verstummten nach und nach selbst auf dem Hofe, auf welchem sich die Dschigiten, Lautschen und die Pferde befanden. Hie und da nur drang noch ein Nachtgespräch der Lautschen zu uns herüber, oder das laute Gewieher eines Rosses, das des ihm zugebrachten Futtersackes mit Gerste ansichtig wurde. In der Steppe flammten einige Feuer auf. Der Pappelhain an der Grenze lag in völlige Dunkelheit gehüllt.

Beim Abendessen sprach sich der General, zu meinem nicht geringen Staunen, in außerordentlich scharfer und verächtlicher Weise über die Afghanen aus. Es waren das seinen Worten nach freche Diebe und Räuber: „Ihr verräterisches Wesen," sagte er, „ist sprichwörtlich geworden; ein Afghane kann ohne besondere Gewissensbisse seinen Vater erschlagen, oder ihn verkaufen und dergl. mehr." Der General empfahl uns infolge dessen, im Verkehr mit den Afghanen recht auf der Hut zu sein. Der Kosakenwachtposten wurde verdoppelt. Aber hierauf beschränkten sich die Vorsichtsmaßregeln nicht: der General schlug uns vor, abwechselnd

auf der Wache zu stehen; ein jeder sollte 1½ Stunde wachen. Wir gingen selbstverständlich auf diesen Vorschlag ein. Der General wollte auch wie jeder von uns Wache halten, wogegen wir jedoch einstimmig Protest einlegten. Es wäre ja undelikat gewesen, wenn der Chef der Gesandtschaft, der die Last der Verantwortlichkeit für alle und alles zu tragen hatte, noch den durch Zufall herbeigeführten Beschwerden einer Nachtwache ausgesetzt sein sollte. Nur nach vielen Bemühungen gelang es uns, den General von seinem Vorhaben abzubringen. Die erste Wache hatte ich abzuhalten: ich hatte von 10 bis 12 Uhr zu wachen. Die halbe Stunde extra war mir zugekommen, da die Wacht in diesen Stunden die leichteste war. Einen guten Teil meiner Wachtstunden verbrachte ich übrigens nicht allein; der General hatte sich mir zugesellt. Er saß lange mit mir auf der Terrasse und erzählte mir mancherlei aus dem soeben erst abgeschlossenen russisch-türkischen Kriege, in welchem er ja, wie bekannt, eine nicht unbedeutende Rolle gespielt hatte. In charakteristischer Weise schilderte er den Rückzug des Generals Gurko nach dem Treffen bei Eski-Sagra (Eski-Zaghra). Er geriet in Begeisterung, als er von der Belagerung des Schipka sprach. Er verglich die Türkei in dem Moment, wo der zweite Sturm der Russen auf Plewna zurückgewiesen und die Verluste bei Schipka erlitten waren, mit einem Raben, der seine Flügel entfaltet. Meiner Anschauung nach, ein trefflicher Vergleich! Die Türkei würde, selbst wenn sie entschiedenen Sieg über uns davon getragen hätte, doch nicht einem Adler, ja nicht einmal einem Falken geglichen haben. Als blutdürstiger Rabe würde sie dann aufgetreten sein. Ich hörte ihn lange von der sprichwörtlichen Tapferkeit des russischen Soldaten reden und von seiner unbegrenzten Bereitwilligkeit, sich dem Wohle der anderen zum Opfer zu bringen, sei es vor der Mündung der Kruppschen Kanonen oder im „Schneeburan" (Schneesturm), in wilden Gebirgsschluchten. Der General schien bei seinen Erzählungen nochmals die Leiden der Soldaten durchzuleben.

Ich hatte die verschiedentlichsten Urteilssprüche für und wider die Bulgaren zu hören gehabt, namentlich über ihr Verhältnis zu der russischen Armee während des Krieges und war darum begierig, das Urteil des Generals über die Bulgaren zu vernehmen,

da er ja mehr als sonst jemand mit ihnen zu thun gehabt hatte; er war der Chef des bulgarischen Freikorps gewesen. „Ja, sehen Sie," sagte der General, „unter den Bulgaren existieren zwei Parteien: die Intelligenz, die gewissermaßen enttäuscht ist in Bezug auf Rußland, und die reine Volkspartei, die uns blindlings folgt, und all' ihr Hoffen und Sehnen auf Rußland setzt; es sind das in vollem Sinne des Wortes unsere „Bratuschki" (Brüder). Warum nun die vorwiegend intelligente Partei sich in Rußland enttäuscht hat, ist leicht zu sagen: sie hatte von Rußland mehr erwartet und hatte sich dabei auf die Versprechungen von Russen gestützt, die Macht und Einfluß besaßen. Man sprach früher und spricht auch gegenwärtig noch viel davon, daß die Bulgaren undankbar wären und von den russischen Kriegern, die für das Wohl der Bulgaren ihr Blut vergossen, für alles unmenschliche Preise gefordert haben. Nun aber sollte man sich doch über die Not orientieren, in welche die Bulgaren infolge der Kriegszeit geraten waren. Dann aber tauchte ja noch eine spezifische Räubersorte auf in der Person der Agenten der Lieferantenkompagnie Kohen, Greger & Co. Was haben doch diese Leute für Stücke mit der Bevölkerung gemacht. Es wurden z. B. Ochsen für einen bestimmten Preis geliefert, bei der Zahlung aber — da war der Preis wieder ein anderer. Es soll passiert sein, daß die Agenten der Armeelieferanten in Militäruniformen verkleidet im Namen der russischen Regierung Requisitionen bei den unglücklichen Bulgaren anstellten. Aber hierüber ists besser zu schweigen!..." Mit diesen Schlußworten entfernte sich der General, um sich schlafen zu legen.

Ich mochte etwa eine Stunde allein auf der Wacht gestanden haben. Die Sterne blinkten hell am südlichen hohen Himmel. Es herrschte eine absolute Stille, die nur durch die abgemessenen Schritte des wachthabenden Kosaken unterbrochen wurde. Die afghanischen Wachen standen unbeweglich gleich Bildsäulen. Ich schaute um die Ecke der Terrasse. Sofort geriet eine der Figuren in Bewegung, ein Afghane, der im Gebüsch am Ufer des Aricks, gestützt auf seine Flinte, stand. Er richtete sich empor, schaute mich scharf an, nahm aber sofort wieder seine unbewegliche Stellung ein. Es war klar, wir wurden gut bewacht!

Sobald der Zeiger der Uhr sich der Ziffer 12 genähert

hatte, weckte ich den Topographen auf, der mich abzulösen hatte. In der Jurta war es zwar schwül und heiß, ich schlief indessen „wie ein Toter."

Die Sonne stand bereits hoch am Himmel, als ich am nächsten Morgen erwachte. Die Nacht — die erste Nacht auf afghanischem Boden — war ohne jegliche Vorfälle vorüber gegangen. In unserem kleinen Lager entwickelte sich bereits die dem Reiseleben eigene Thätigkeit. Aus der Ferne ließen sich abgebrochene Trompetenstöße und hie und da auch ein paar Trommelschläge vernehmen. Ein paar Afghanen in rothen Uniformen schauten in unser Lager hinein. Drei afghanische Reiter sprengten im Galopp vorbei; indem sie sich den Jurten näherten, spornten sie ihre Pferde noch mehr an, gerade als ob sie die Vorzüge derselben zeigen wollten ... Im benachbarten Gebäude begann die Haspelmaschine ihr Geräusch von neuem. Der Tag nahm seinen üblichen Lauf.

Der General begab sich zu den Afghanen, um die Visite zu erwiedern. Er war allein. Die übrigen Mitglieder der Gesandtschaft blieben zu Hause. Ich machte mich an die Auspackung des Barometers. Ich hatte das Instrument nicht verwendet, weil unsere Route im bucharischen Gebiete an vielen Punkten bereits barometrisch bestimmt gewesen war. Hier aber in Afghanistan, namentlich in den nördlichen Partieen, fehlt es nahezu völlig an Bestimmungen, selbst an englischen. Indessen war es auch mir nicht beschieden gewesen, die wenigen vorhandenen Notizen zu vervollständigen. Ich entkleidete das Instrument mit größter Vorsicht seiner Filzumhüllung und seines Ueberzuges, bemerkte aber schon, indem ich den Ueberzug abstreifte, einige verhängnisvolle Quecksilberkügelchen. Als ich aber die beiden Hälften des hölzernen Behälters öffnete, da stürzte ein wahrer Regen von Quecksilberkügelchen mir entgegen und verlief sich in den verschiedensten Richtungen. Ich stand nun da, starr vor Schmerz. Der Oberst, der mir bei meiner Arbeit assistierte, meinte phlegmatisch: „Schlimm!" Ein Blick auf die Röhre genügte, um zu sehen, daß sie unversehrt war. Ich prüfte die Sache näher ... ja, die Röhre war unbeschädigt, aber sie enthielt nur eine halbe Quecksilbersäule. Die „topographische Abteilung" hatte ein altes, mehrfach in der Reparatur gewesenes Instrument geliefert, der Verschluß war

schlecht repariert und aus ihm war ein Teil des Quecksilbers herausgeflossen. Den Aerger, der sich meiner bemächtigt hatte, vermag sich wohl nur derjenige vorzustellen, der ähnliches durchzumachen Gelegenheit gehabt hat. Ich ärgerte mich um so mehr, da dem Uebel nicht abzuhelfen war. Wir hatten kein Quecksilber im Vorrat; wenn das der Fall gewesen wäre, so könnte man doch den Versuch gemacht haben, das Quecksilber von neuem einzugießen. Jetzt konnte aber hier nichts weiter gemacht werden . . .

Der General kehrte bald aus dem Lager der Afghanen zurück und teilte uns mit, daß wir noch heute Abend um 6 Uhr ausrücken und die Nacht durchreisen würden. Die Nacht war zu dem Zwecke gewählt worden, um die Tageshitze zu vermeiden, die gegenwärtig geradezu unerträglich war. Unser Weg nach Masari-Scherif führte uns in einer Strecke von circa 50 Werst durch die Turkmenische Wüste, die hier golfartig zwischen dem Ufer des Amu und den Ausläufern des Paropamisus eindringt. Unser Topograph war allerdings recht unangenehm überrascht durch diesen Beschluß; eine Route in der Nacht zu führen ist keine leichte Sache. Aber auch für ihn war hierbei nichts zu machen.

Exakt um 6 Uhr waren wir im Sattel.

„Zu zweien rechts — Marsch!“ ertönte das Kommando des Wachtmeisters und die 22 Kosaken und vier Burschen folgten uns paarweise im langen Zuge. Das Gepäck ging gesondert; es war für dieses Mal ohne jegliche Eskorte von Seiten der Kosaken gelassen; nicht einmal die Burschen waren beim Gepäck zurückgeblieben. Die Besorgung des Gepäcks fiel lediglich den Lautschen und Dschigiten zu, die Bewachung aber den afghanischen Infanteristen und Reitern. Ich glaube kaum, daß diese Anordnung stichhaltig war. Wir konnten leicht ohne Gepäck bleiben. Wenn nicht die Afghanen selber, so mochten doch die Lautschen, die zumeist aus bucharischen Gebieten zusammengelesen und ohne jegliche Garantieen in unseren Dienst getreten waren, dessen wohl fähig sein, daß sie unsere Sachen ausraubten und sich in dieselben mit der afghanischen Eskorte teilten. Es konnte das um so leichter geschehen, als ja das Gepäck ganz gesondert von uns zog und zudem zu nächtlicher Weile. Sollte der General die

Absicht im Auge gehabt haben, unsere Wehrkraft dadurch zu erhöhen, daß er sämtliche Kosaken und Burschen zusammenthat, so läßt sich's doch bezweifeln, ob dieser Zweck erreicht werden konnte. Sollten die Afghanen einen verräterischen Ueberfall auf uns machen, so konnten wir, 30 Mann gegenüber den 300 Afghanen in der Wüste, in völlig unbekannter Gegend und in der nächtlichen Dunkelheit doch absolut nichts ausrichten! Es war ja klar, daß, wenn wir uns einmal schon mit der geringfügigen Eskorte von 22 Kosaken, die ja doch nur als Ehrengeleit gelten konnten, nach Afghanistan begeben hatten, daß wir dann uns auch ausschließlich nur auf das Ehrgefühl der rauhen Bergbewohner zu verlassen hatten. Eine Wehrkraft konnten die 22 Kosaken und 4 Offiziersburschen unter solchen Umständen doch kaum bieten.

Bei der Ausfahrt aus dem Dorfe stießen wir auf die beiden afghanischen Generäle mit ihrem Gefolge und einem langen Geleit von Reitern in glänzenden, roten Uniformen. Die Mehrzahl der Reiter hatte kegelförmige, zottige Fellmützen auf. Sie waren alle mit Vorderladergewehren bewaffnet; bei manchen staken Pistolen und lange Messer in den breiten Ledergürteln. Die Offiziere waren mit langen Säbeln und Pistolen bewaffnet. Die vordersten Reiter trugen Abzeichen in Form von kleinen Fähnchen, die an langen Bambuspiken befestigt waren.

Als wir auf einen offenen Platz gelangt waren, nahmen die Reiter folgende Stellung ein: ein Teil derselben galoppierte davon und ritt erst in einer Entfernung von circa 2000 Schritt vor uns langsam weiter; es war das die Avantgarde. Hinter uns, ebenfalls in einiger Entfernung, folgte eine andere Reitergruppe als Arrieregarde. An beiden Seiten der Gesandtschaft ritten in langer Reihe Afghanen. Die Gesandtschaft bewegte sich somit in einem Rechteck von afghanischen Reitern. Als die afghanischen Generäle uns begrüßten, erschallten Trommelwirbel und helle Trompetenstöße.

Ich gestehe es offen, es war mir nicht recht geheuer in dem dichten Haufen der Afghanen. Auf ein Zeichen hin konnten diese Afghanen uns niederstrecken, ohne daß auch nur einer von uns Zeit gehabt hätte, einen Laut von sich zu geben. Ich glaube, daß dieses Gefühl auch von einigen meiner Gefährten geteilt

wurde. Es kam jedoch zu keinem Ueberfall. Die Afghanen starrten uns bloß neugierig an. Es traf uns kein mißgünstiger, kein feindlicher Blick. Man bewachte uns stark, aber nicht wie Gefangene, sondern wie teuere und zwar sehr teuere Gäste, um deren Sicherheit man außerordentlich besorgt war. Nach ein paar hundert Schritten gab es einen unerwarteten Aufenthalt. Das einzige Gepäck, das mit uns ging, die „Kasna", unsere Geldkasse, war auseinandergegangen. Man machte sich daran, das Gepäck wieder zusammenzuschnüren, wobei der General uns den Rat erteilte, das Wort „Kasna" zu vermeiden und statt dessen Geldkasten zu sagen. „Kasna" ist nämlich ein der Türksprache entnommenes Wort; es konnte darum recht gut von den Afghanen, namentlich aber von den Hesaren verstanden werden, deren viele unter den Reitern waren. Die neue Benennung hatte den Zweck, unsere Eskorte über den wahren Sinn des Gepäcks im Unklaren zu lassen.

Wir waren also wiederum im Wege. Nach einem halbstündigen Ritt gelangten wir in eine Gegend, die bereits einen ganz anderen Charakter trug. Auf unserem letzten Rastpunkt war ein Ueberfluß an Wasser vorhanden gewesen; allerorts herrschte Feuchtigkeit und rund herum waren Sümpfe. Jetzt war der Boden durchweg trocken und kein Tropfen Wasser weit umher zu finden; statt der Maulbeer- und Pfirsichbäume ragte auf den Sandhügeln Saxaulgesträuch.

In Central-Asien stößt man häufig auf schroffe Kontraste in der Natur. Unmittelbar aneinander grenzen hier derartige Gegensätze, wie man sie sich in Europa gar nicht einmal vorstellen kann. Neben einem mächtigen Strome findet man eine wasserlose große Wüste. Auf weiter Fläche erheben sich unmittelbar riesige Berge und Bergketten. Die tropische Sonnenhitze wechselt mit außerordentlicher Winterkälte [1]). Auf einer blühenden Oase finden wir Trümmer ... u. s. w.

Wir hatten nun im Dunkeln zu reiten, die Nacht war eingetreten. Die Dunkelheit wurde noch gesteigert durch die Staub-

---

[1]) Taschkent hat im Juni und Juli eine Temperatur von + 40° C., was ganz in der Regel ist, im Winter 1877 bis 1878 hingegen gab es — 26° C.

wolke, die von den Hufen von mehreren hundert Pferden aufgewirbelt wurde und unsere Cavalcade völlig einhüllte. Es herrschte absolute Windstille. Hie und da nur blitzt ein Flintenlauf in der Dunkelheit; die Flamme eines Zündhölzchens spiegelt sich auf ihm für ein paar Sekunden ab, dann erlischt sie. Selten nur weht ein Lüftchen von den Bergen des Paropamisus her und zerteilt für kurze Zeit das Wolkengewand, das Himmel und Erde umhüllt hat. Dann läßt sich für einen Moment die ganze, in strenger Ordnung sich fortbewegende Menge der Reiter übersehen; sie wird aber bald wiederum in die Staubwolke gehüllt. Die Wüste, die uns umgiebt, ist leblos. Es ist das das Grab für jedes lebende Wesen. Es herrscht hier lautlose Stille, die nur jetzt unterbrochen wird von dem dumpfen Pferdegetrampel, dem Geklirr des Pferdegeschirrs und hie und da auch durch das gedehnte, von einem Hügel zum anderen wiederhallende Gewieher eines feurigen afghanischen Rosses. Von Zeit zu Zeit wurde die Wüste aus ihrem tiefen Schlaf auch durch Trommelwirbel und scharfe Trompetenstöße geweckt. Aber der Trommelschlag verhallte dumpf in der Wüste und die Barchanen (Sandhügel) schienen nur ungern ihr Echo zur Antwort auf die Trompetenstöße zu geben. Der Boden war stellenweise hart; dann schritten auch die Pferde rüstiger vorwärts. Bald aber mußten sie wieder im tiefen Sand waten.

Der Debir-ul-Mulk blieb öfters zurück. Die Gesandtschaft mußte dann stehen bleiben, um auf ihn zu warten. Nachdem wir einige mal angehalten hatten, schien der Debir in die lustigste Stimmung gekommen zu sein. Nach einiger Zeit stand es für uns außer jedem Zweifel, daß der ehrenwerte afghanische Würdenträger völlig betrunken war. Das kam uns nun sehr sonderbar vor: die Afghanen gelten für außerordentlich religiös und der Genuß des Weines wird ja von dem Koran versagt. Indessen ließ die Sache sich nicht weiter bezweifeln. Späterhin wurde uns erzählt, daß der Debir-ul-Mulk kein geborner Afghane, sondern ein persischer Emigrant sei. Seine Neigung zum Wein war darum recht begreiflich: die Perser machen sich nämlich, wie bekannt, nicht gerade viel aus den Vorschriften des Korans, wenn es sich um Wein und Weintrinken handelt. Der bekannte Feth-Ali-Schah (Schach), ein Schah von Persien, ein Mann, der

angeblich eine so zahlreiche Nachkommenschaft besessen haben soll, daß er nicht einmal alle seine Kinder dem Aeußeren nach zu erkennen vermochte, sprach sich folgendermaßen über den Thee und den Wein aus: „der Thee,“ sagt er, „erhitzt das Blut, er sollte darum in dem heißen Klima von Persien nicht genossen werden; der Wein hingegen ist ein erfrischendes Getränk und darum aller Achtung wert und dem ersteren vorzuziehen.“ Vermutlich unterzog sich der Kemnab, als geborner Perser, gern der Autorität eines so bedeutenden Mannes, wie das der erwähnte Schah war; es fiel ihm das im gegebenen Fall um so leichter, als der Wein, den er trank, ihm kostenfrei zugekommen war. Der Wein war von dem Lojnab Schir-Dil-Chan der russischen Gesandtschaft zugesandt worden. Der Lojnab nämlich dachte sich, daß die Russen gleich den übrigen „Feringi“ (Europäer) den Wein gern hätten, er fügte darum den Nahrungsmitteln auch einige Flaschen Wein bei. Der Chef der Gesandtschaft hatte jedoch den Wein kategorisch abgelehnt und nun vertilgte ihn der Debir-ul-Mulk.

Ich weiß nicht; wie es dazu kam, daß der Chef der Gesandtschaft den Wachtmeister zu sich rief und den Kosaken den Vorschlag machte, ein Lied im Chor zu singen. Die Kosaken antworteten mit ihrem üblichen: „Sluschajuß!“ (zu Befehl!) und nun erschallte in der endlosen, düsteren Wüste, im fremden Lande und vermutlich hier zum ersten Mal seit der Schöpfung der Erde — ein kraftvolles russisches Soldatenlied. Worüber sangen denn die Kosaken? Ueber ihre Feldzüge, ihre Siege, ja auch über ihre Rückzüge? Mächtig und kühn klangen ihre Stimmen, wenn sie einen Sieg besangen; wenn es aber an einen Rückzug kam, dann wurde der Ton der Lieder ein schwermütiger. Eine unverstellbare Lust und Ungebundenheit, wie sie dem russischen Gemüt eigen ist, ließ sich in dem Liede vernehmen, das auf die Eroberung der Stadt Kokan (Chokand) durch Skobelew gedichtet war:

„Skobelew zieht uns voran
Und der Tod ficht uns nicht an.
Den Kosaken ist's ein Vater,
Den Soldaten ein Berater! . . .“
u. s. w.

Daraufhin klang es geradezu wie Trompetenstöße, als das

Lied auf das Treffen bei Irdschar (Jedschar) vom Jahre 1866 abgesungen wurde:

„Wie Posaunen unsre Thaten klingen
Und von Tschinas in die Ferne dringen.
Haben uns am Darja wir geschlagen,
Kann die Steppe manches von uns sagen . . .“
u. s. w.

Der Debir machte dem General vielfache Komplimente in Bezug auf den Gesang der Kosaken und bemerkte dabei, daß „die Afghanen nicht so schön im Chor singen könnten, wenngleich sie einzelne vorzügliche Sänger hätten und in Herat, da gäbe es sogar solche, die sehr schön sängen“. Der Kommandant von Tachtapul ließ die ganze Zeit über kein Wort fallen, gerade als ob ihm der Mund verschlossen war. Er schien seine ganze Aufmersamkeit auf den Ohren seines kleinen grauen Paßgängers konzentriert zu haben. Es wäre interessant gewesen, wenn wir den Eindruck hätten beobachten können, den der Gesang der Kosaken auf die afghanische Eskorte gemacht hatte, aber bei der nächtlichen Dunkelheit ließen sich die Gegenstände nicht weiter als auf ein paar Schritte unterscheiden. Mossin-Chan wandte sich mehrmals nach den Kosaken um, schaute sie lange und scharf an und hörte ihnen zu, doch auch er sprach sich nicht über seine Eindrücke aus.

Wie reich nun auch das Repertoir der Lieder der Kosaken war, so mußten sie doch schließlich schweigen: es waren alle Lieder abgesungen. Der Vorsänger, der Kosak Gaguschkin, machte zwar den Versuch, ein bereits durchsungenes Lied nochmals zu wiederholen, aber es fiel niemand in seinen Gesang ein und so schwieg auch er.

Wiederum herrscht eine allgemeine Stille. Selbst der Trommelschläger schien seine Trommel vergessen zu haben und scheuchte nicht mehr das dumpfe Echo der Wüste durch seine Wirbel auf. Es bemächtigte sich meiner eine gewaltige Ermüdung. Ich wollte furchtbar schlafen. Ich hatte schon mehrfach Anlauf genommen, im Sattel einzunicken, der Oberst aber, der neben mir ritt, achtete scharf auf mein Hin- und Herwanken und, wenn ich gar zu arg zu nicken begann, so rief er mir zu: „Doktor, schlafen Sie? Sie stürzen vom Pferde . . . Sie werden

sich zerschlagen!“ Die Aussicht, unter die Pferdehufen zu geraten, genügte selbst für meine halbwache Vorstellungskraft: ich riß sofort die Augen auf und beteiligte mich aktiver an dem Ritt. Aber nach kurzer Zeit wurden die Augenlider wieder schwer, sie fielen allmählich zu, die Zügel entglitten der Hand, die Füße vermochten nicht mehr die Steigbügel zu fühlen und wiederum riefen die schwankenden Bewegungen meines Körpers die Mahnungen des Obersten hervor. Um mich ein wenig aufzumuntern, beginnt er etwas zu erzählen, aber Mitte und Schluß seiner Erzählung gehen für mich verloren, statt alledem höre ich wieder die unvermeidliche Phrase über die unangenehme Möglichkeit, mit den Pferdehufen in Berührung zu kommen ...

Auf diese Weise hatten wir circa 40 Werst in der Wüste gemacht. Es war geradezu unmöglich, noch weiter zu reiten. Ich war nicht der einzige, der einem unbesiegbaren Verlangen nach Schlaf unterlag. Selbst der ewig fröhliche M. schwieg und hatte allem Anschein nach, währenddem die Kosaken sangen, seine Zeit mit Nutzen verwendet, zumal er über einen wunderbar bequemen Sattel verfügte, einen Sattel „von Walther selber“, wie er mit Stolz zu sagen pflegte. Schließlich wurde es auch den afghanischen Generälen zu arg. Man entschloß sich zu einer kurzen Rast unter freiem Himmel auf nacktem Wüstensand. Gott weiß, wie das den Afghanen gelungen war, sofort Thee zu bereiten. Sie führten wohl einiges Wasser mit sich. Aber wo hatten sie das Brennmaterial herbekommen, um das Wasser zu erwärmen? Ich konnte das auch späterhin nicht in Erfahrung bringen; rund herum war kein Saxaulzweig, kein Grashalm zu finden. Wir tranken ein Glas Thee und streckten uns ohne weiteres nieder. Wir mußten uns mit dem primitivsten Lager begnügen. Der Leinwandkittel mußte als Bett und als Decke dienen. Das Gepäck war weit zurückgeblieben und konnte darum nicht gebraucht werden. Statt Kissen leistete mir übrigens meine Reisetasche mit Arzneimitteln den vorzüglichsten Dienst. Noch lange hörte ich den Debir ächzen und stöhnen unter den Händen eines geübten Afghanen, eines „Professors“ der hiesigen Massage, der, ich glaube, seine Arbeit mit dem „Spaziergang“ begann und mit dem „Zerhacken“ beschloß.

Als wir von neuem ausrückten, war die Steppe bereits von

dem blassen Morgenlicht des beginnenden Tages beleuchtet. Ich zitterte am ganzen Leibe, denn es war recht kühl und ich hatte bloß den Leinwandkittel an. Als unangenehme Folgen dieser auf nacktem Boden zugebrachten Nacht konnten sich allerdings mancherlei Katarrhe, Rheumatismus, Fieber und dergl. mehr einstellen, aber für dieses Mal lief die Sache glücklich ab. Mehrere Stunden noch ritten wir durch die traurige Wüste. Rund herum war auch keine Spur von Leben zu bemerken. Im Süden wuchsen, indem wir vorrückten, blaue Berge vor unseren Augen empor, im Norden hingegen waren die Umrisse der Schirabader Berge in nebeliger Ferne verschwunden. Bald darauf stießen wir auf die Ruinen einer alten Stadt, deren traurige Trümmer zu beiden Seiten des Weges verstreut lagen. Sie bedeckten ein Gebiet von einigen Quadrat-Werst. Stellenweise sahen wir noch recht gut erhaltene Bogenthore; vereinzelt ragten aus den Schuttmassen die Ueberreste von Türmen hervor, ein ewiger Protest gleichsam gegen die Urheber der Zerstörung. Ein paar unscheinbare Kuppeln hatten sich noch leidlich erhalten, sie konnten dem Wanderer Schutz bieten vor der furchtbaren Wut des Unwetters, vor dem Sandburan (Buran = Sturm), der alles Lebende auf seinem Wege zu begraben droht. Hier aber, o Wunder! zwischen den abgestorbenen Ruinen erglänzten ein paar Streifen Land mit goldigem, reifen Weizen bedeckt. Die vollen Aehren senken sich schwer zur Erde hin. Von wo mag dieser Lebensstrahl in die düstere, leblose Wüste hineingefallen sein? — Die Lösung des Rätsels fand sich bald. In einigen Werst von hier zeigte sich eine Laubmasse, es war das, wie wir uns davon überzeugten, als wir näher kamen, ein großes Dorf, durchquert von einem breiten Arick. Von dem Arick floß ein schmaler Streif des lebenspendenden Naß den kleinen Weizenfeldern zu, die unsere von der Wüste ermüdeten Augen so sehr ergötzt hatten. Und wiederum war es uns klar, und zwar hier mehr als sonst wo, daß das Wasser das Lebenselement der Erde ist. Die Bäume, deren sich das Dorf erfreuete, die Kornfelder, die auf mehrere Quadrat-Werst im Umkreise die Erde mit ihrem Gold geschmückt hatten — in welchem Kontrast stand das alles zu dem finsteren, unbelebten Sand-Ocean, der die Oase von allen Seiten umspannt hatte!

Der Ort heißt Karschiak. Er hat sein reges Leben, seine üppige Vegetation und die reichen Kornfelder dem Kanal zu verdanken, der vom Balchstrome herüber geleitet ist. Vom Ufer des Amu steht der Ort auf 50 Werst ab, von den Ruinen der Stadt auf 40 Werst. Nahezu in gleicher Entfernung steht Karschiak auch von Masari-Scherif ab. Das Dorf zählt circa 200 Höfe und ist an Obstgärten außerordentlich reich.

Wir gehörten zu den ersten Europäern, die der Ort in seinen Mauern aufnahm. Moorcroft passierte diesen Ort im Januar 1874 bei seiner Reise nach Buchara. Burnes nahm seinen Weg durch die Turkmenische Wüste, westlich von diesem Ort auf Andscho (Andkhoo) und Chodscha-Salu (Khojusalu); Vámbéry war noch westlicher als Burnes gezogen.

Schon bei der Einfahrt in das Dorf überraschte uns die Bauart der Häuser. Allerorts in Turkestan, wo ich bis jetzt gewesen war, fanden sich Häuser vom gewöhnlichen Typus, viereckige Gebäude mit flachem Dach. Hier aber waren die Häuser fast durchweg kuppelförmig gebaut. Ja oft hatten wir sogar mehrere regelrechte und abgerundete Kuppeln. In der Mitte der Kuppel befindet sich gewöhnlich eine Oeffnung für den Durchgang des Rauches. Es sind das dem Aeußeren nach so zu sagen versteinerte Jurten. Der Kischlak war durchweg von Usbegen bewohnt, was mir den Ursprung der hier gebräuchlichen Häuserform genügend erklärte. Die Usbegen, ein Nomadenvolk noch vor kurzem, wohnten früher in Jurten, den üblichen transportabeln Wohnungen der Nomaden. Indem sie nun ansässig wurden, behielten sie den alten Typus ihrer Wohnungen bei, nur daß auch die Wohnungen „ansässig“ wurden und nicht aus Filz, sondern aus Stein und Lehm errichtet waren[1]).

Wir passierten den Kischlak und hielten an seiner Ostseite an in einem Garten mit alten mächtigen Aprikosenbäumen. Hier standen für uns Jurten bereit. Um den Garten herum wurde sofort eine Kette afghanischer Wachtposten aufgestellt.

---

[1]) Ich bemerke gelegentlich, daß die Bauten auf den Friedhöfen der Kirgisen kuppelförmig gebaut sind, oder, richtiger gesagt, in der Form von Jurten. Auf diese Weise erhalten auch diese Bauten noch den Typus der Jurten, trotzdem, daß sie aus Stein und Lehm errichtet werden.

Ich wollte gern etwas über die Ruinen, die wir am Wege gesehen, in Erfahrung bringen. Leider vermochte ich es nicht, denn in der örtlichen Bevölkerung hatten sich keinerlei Traditionen erhalten. Der Debir-ul-Mulk erzählte zwar, daß das Ueberreste einer Stadt der „Kaffiren" wären; aber was das für Kaffiren waren, was für eine Stadt und wann sie zerstört wurde und dergl. mehr — alle diese Fragen blieben unbeantwortet[1]). Es ist übrigens für ganz Central-Asien zu bemerken, daß die lokalen Traditionen zumeist sehr spärlich fließen. Eine recht natürliche Erscheinung bei dem ewigen Wechsel der diese Gebiete bevölkernden Stämme! Ein Völkerstrom verdrängt hier den anderen und vernichtet mit seinen Vorgängern auch ihre Traditionen und Sagen. Den Ankömmlingen sind diejenigen Erinnerungen völlig fremd, die von den früheren Bewohnern des Landes aus irgend welchen Gründen gehegt wurden und ihnen teuer waren. Nicht gerade wunderbar ist es darum, wenn hier die Erinnerungen an die Vergangenheit fehlen, wenngleich das auch recht zu bedauern ist.

Am selbigen Tage, d. h. am 20. Juni, hatten wir Gelegenheit, unsere erste Bekanntschaft mit dem hiesigen Scirocco zu machen, dem „Germ-Sir", d. h. „heißer Wind", wie man ihn hier nennt. Zur Mittagszeit stieg die Temperatur in dem Schatten der Jurten im dicht belaubten Garten auf 42,6° C. Auffallend war es dabei, daß der Wind ein östlicher und nicht ein westlicher war. Ich prüfte mehrmals die Windrichtung und fand jedesmal Ostwind. Das war nun höchst sonderbar. Im Osten erhoben sich mächtige Schneeberge, ein natürlicher Kühlapparat für die Dämpfe und die Luft der angrenzenden Wüste. Der Ostwind müßte somit Frische bringen und die Temperatur herabsetzen. Im Gegensatz hierzu erstreckt sich im Westen die mächtige Fläche des Turangebietes, zum Kaspi-See und dem Ural hinreichend, und weit noch bis in die sibirische Steppe hineingreifend. Es ist dies Gebiet beim gänzlichen Wassermangel gleichsam ein glühender Herd. Die Westwinde müssen somit der Ostgrenze dieser Fläche erhitzte Luftmassen in Menge zuführen.

---

[1]) Ich konnte bei der Mehrzahl der arabischen und persischen Geographen und Historiker keinerlei Nachricht über diese Stadt finden.

Hierdurch wird nun auch die Entstehung des „Germ-Sir“ bedingt. Indes war die erwähnte Erscheinung nicht wegzuleugnen. Ich glaube sie auf einen Rückschlag der Luftströmungen von den Höhen des Pamir zurückführen zu müssen. Es müssen sich hier zweifellos zwei Strömungen in der Luft ganz besonders bemerkbar machen: eine obere und eine untere. Die obere Schicht wird durch die westliche Strömung bedingt, die untere durch die östliche. Im gegebenen Fall mußte jedoch die Differenz in der Temperatur der Schichten eine so bedeutende gewesen sein, daß die Weſtströmung, selbst nach ihrem Rückschlag von den Bergen von Badachschan und Wachan und nach ihrer Abkühlung durch die Schneemassen der Gebirge, noch eine genügend große Menge von Wärme erhalten hatte. Ich gebe zu, die Erklärung mag ein wenig gesucht sein, aber anders konnte ich mir die Sache nicht zurechtlegen.

Die Hitze steigerte sich besonders gegen 3 Uhr nachmittags. Ein chinesischer Knabe, der im Dienste bei S. stand, wurde vom Sonnenstiche betroffen. Einige Eimer Wasser, die wir über ihn ausgossen, und einige andere Mittel brachten ihn bald wieder zur Besinnung.

Am anderen Tage riefen uns die Trompetenstöße und das dumpfe Trommelgewirbel wieder in den Sattel.

Der Weg berührte einige Kischlaks, die uns hie und da bei der Weiterreise entgegentraten; stellenweise fanden sich kleine, goldig gefärbte Felder; manchmal sahen wir auch einen Usbegen, der mit seiner Familie seine Reichtümer, sein Korn einheimste. Im allgemeinen aber war der Weg noch immer sehr einförmig und öde. An einer Stelle ritten wir bei einem recht hohen Erdhügel vorbei, auf welchem noch die Ueberreste von Festungsmauern sich erhalten hatten. Um den künstlichen Erdhügel führte ein gegenwärtig halbverschütteter Graben. Auch über diesen Erdhügel waren ebensowenig, wie über die anderen Ruinen, irgendwelche Nachrichten aufzutreiben.

In 25 Werst von Karschiak, im Dörfchen Maidan, hatten die Afghanen ein Nachtlager für die Gesandtschaft vorbereitet. Neben der kleinen afghanischen Festung, die sich hier erhob, waren Zelte für uns aufgeschlagen. Das eine Zelt war recht auffallend. Es war groß, quadratförmig, aber mit einer

kegelförmigen Spitze: die Seite des Quadrats maß 5 bis 6 Ssaschenj, die Höhe des Zeltes bis zur Spitze des Kegels betrug $2\frac{1}{2}$ Ssaschenj; es war aus Segeltuch verfertigt. Das Zelt war zudem noch doppelt, d. h. es befand sich in demselben noch ein anderes. Die Seitenwände und die Kegelspitze dieser beiden Zelte standen von einander auf $1\frac{1}{2}$ Arschin ab. Hierdurch wurde ein Korridor gebildet. Auf den entgegengesetzten Seiten befanden sich Thür und Fenster, die mit entsprechenden Stücken des Segeltuches zuzudecken waren. Die ganze Schwere des Zeltes ruhte auf einer hölzernen Stange inmitten des Zeltes, die aus zwei vermittelst einer Schraube zusammengehaltenen Teilen bestand; ihre Spitze ging durch das Centrum des Zeltkegels durch. Die Seitenwände des Kegels waren stark angespannt durch eine Menge von Schnüren, welche an Pfählen, die man in einiger Entfernung vom Zelte in die Erde eingeschlagen hatte, angebunden waren. Der Korridor war mit Pflanzen geschmückt, der Fußboden des Zeltes mit Teppichen einheimischer Fabrikation bedeckt. Dieses Zelt, das wir das „indische“ genannt hatten, war von mehreren anderen kleineren und einfacheren Zelten umgeben. Ein speziell für das Zelt herbeigeleiteter Arick umfloß dasselbe von allen Seiten. Das ganze Gebiet, auf welchem sich unser kleines Lager befand, war von kleinen Aricks durchschnitten, die speziell für das Lager der Gesandtschaft aus dem nächsten großen Arick abgeleitet worden waren. Die Afghanen wollten uns offenbar in bester Weise aufnehmen und sparten nicht an Liebenswürdigkeiten. Hierzu gehörte auch die Versicherung, die uns gegeben wurde, daß wir im Notfall Lastpferde und überhaupt die nötigen Transportmittel für unser Gepäck erhalten würden. Auch die Bewirtung war eine glänzende. Wenn in Buchara der Tisch für uns zumeist beladen war mit einer ungeheueren Menge von Speisen und Getränken, die dem europäischen Geschmack nichts weniger als zusagten, so konnte man keineswegs das gleiche von der afghanischen Küche behaupten. Die Speisen waren mit mehr Kunst zubereitet, als man das in so entlegener Gegend zu erwarten berechtigt gewesen wäre. Das einheimische Beefsteak, „Schaschlick“, hier „Kjabab“ genannt (bei Burnes werden „Kjababs“ als Früchte bezeichnet!) war geradezu vorzüglich. Ein besonderes Vergnügen bereiteten uns schließlich die marinierten

Sachen, die hier zu dem außerordentlich fein gebratenen Fleisch gereicht wurden. Die Bucharen haben keine Idee von Marinaden; die Afghanen übertreffen eben ihre Nachbarn bei weitem in der Kochkunst.

Am selbigen Tage traf ein Bote aus Kelif ein mit einem Brief von dem Beg der genannten Stadt an den Chef unserer Gesandtschaft. Der uns völlig fremde Beg brachte in diesem Brief dem ihm persönlich durchaus unbekannten General seine Glückwünsche zur bevorstehenden Reise. Der Beg folgte im gegebenen Falle vermutlich einer Anordnung des Emirs von Buchara. Es war das gewissermaßen ein Zeichen der Zeit! Der bucharische Gouverneur einer Stadt, die auf 200 Werst von uns entfernt war, entsandte einen Boten zur Begrüßung eines vorbeireisenden russischen Generals!... Der Bote wurde bei der Gesandtschaft bis zur Ankunft in Masari-Scherif zurückgehalten. Er sollte persönlich Zeuge dessen sein, wie die russische Gesandtschaft von den Afghanen empfangen wurde; er sollte dasjenige, was er gesehen, seinem Beg wiedererzählen und dieser würde solches natürlich unmittelbar dem Emir von Buchara melden.

Bis Masari-Scherif hatten wir noch zwei kleine Tagemärsche vor uns; der letzte Uebergang war von nur 15 Werst. Die Afghanen beachten nämlich die gleichen Regeln, wie die Bucharen und die Asiaten überhaupt in Bezug auf Würde und Ehrenbezeugung: auch hier heißt es: je langsamer — desto wichtiger.

Am 23. Juni betraten wir die Hauptstadt des Vilajets Tschaar oder des Afghanisch-Turkestan — Masari-Scherif. Schon tags vorher wurde mancherlei in unserem Kreise in Bezug auf den uns bevorstehenden Empfang gesprochen; die Afghanen lächelten geheimnisvoll und selbstbewußt. Der Kemnab machte uns die Mitteilung, daß die Gesandtschaft von dem gesamten Militär, das sich in Masari-Scherif und in der benachbarten Festung Tachtapul befände, werde empfangen werden. Man glaubte, daß der Lojnab selber uns mit großem Gefolge auf einem Elefanten entgegen kommen würde. Morgens um 6 Uhr bestiegen wir die Pferde und zogen nach Süd-Ost, woselbst eine dunkle Masse zu bemerken war. Die Luft war so klar, daß wir recht gut in einer Entfernung von 15 Werst zwei grüne

Kuppeln unterscheiden konnten, die aus der Menge der Gärten hervortraten. Es ist das ein „Masar“ (Kapelle), in welcher der örtlichen Sage nach die Gebeine des legendarischen Heiligen und Helden der Muselmänner, des Ali, ruhen. Die Sage beschränkt sich übrigens nicht nur auf das Tschaar-Vilajet. Auch unter der Bevölkerung der bucharischen Gebiete und im Russisch-Turkestan sind die Wallfahrten zu der angeblichen Grabstätte des Ali in Masari-Scherif sehr üblich.

Ueber die Entdeckung der Grabstätte erzählt Mir-Abdul-Kerim-Boukhari folgendes[1]: „Die Grabstätte wurde zur Regierungszeit des Sultans Hussein-Mirsa-Baikara (im Jahre 1480) entdeckt. Es war hier zur Zeit ein einfacher Erdhügel. Bedi-us-Seman-Mirsa, der damalige Gouverneur von Balch, las einst in den Chroniken (der Araber), daß an diesem Ort die Grabstätte Alis (Gott sei ihm gnädig!) sich befände. Er ließ den Erdhügel abtragen und fand das Grab; hiervon gab Seman-Mirsan seinem Vater, der sich zur Zeit in Herat befand, Nachricht. Der Sultan Hussein-Mirsa traf sofort in Balch ein und überzeugte sich persönlich von der Richtigkeit des ihm Mitgeteilten. Er ließ eine Kuppel über der Grabstätte errichten und begründete hier eine Schule und ein Kloster — eine Herberge für Pilger. Zum Unterhalt dieser Stiftungen wurden bedeutende Einkünfte von Ländereien bestimmt. An der Grabstätte setzte er die Aemter eines Aufsehers, eines Imams und eines Wächters ein und traf die Anordnung, daß allabendlich Speisen für die Pilger unentgeltlich verabreicht würden. Diese frommen Zwecken gewidmeten Gebäude, die so laut für die seelischen Vorzüge des großen Monarchen reden und die unentgeltliche Verabfolgung von Speisen an die Pilger existieren noch bis auf den heutigen Tag (d. h. im Jahre 1817, als Mir-Abdul-Kerim sein Werk verfaßte). Und wenn selbst tausend Pilger an einem Tage eintreffen würden, so hätte bestimmt ein jeder von ihnen seinen Teil an Nahrung und Geldspenden von dem Aufseher, Mutawalli, über die der Grabstätte gewidmeten Güter erhalten. Jährlich kommen hier große Mengen von Pilgern

[1]) Mir-Abdul-Kerim-Boukhari, „Histoire de l'Asie Centrale, publiée, traduite et annotée par C. Schefer.“ Paris 1876. S. 74.

zusammen aus verschiedenen Gegenden Indiens, aus Chorossan und Turkestan. Die Blinden, Geschwächten und überhaupt an verschiedenen Gebrechen Leidenden suchen hierher zu gelangen, um die Grabstätte anzubeten und manche haben hier ihre Genesung erlangt."

Bei Mirchond finden sich einige Variationen und Details in Bezug auf die Entdeckung der Grabstätte. Nach diesem Autor begab sich ein Heiliger, namens Asis-Schems-ud-Din-Mahomed, ein Nachkomme des Sultans Bajased-Bestama, im Jahre 885 der Hedschra (1480) aus Gasna nach Balch, um dem Mirsa-Baikara ein zur Regierungszeit des Seldschukenfürsten, Sultan Sendschar, verfaßtes, historisches Werk vorzuzeigen, in welchem die Angabe enthalten war, daß die Grabstätte des Ali sich in einer Entfernung von 3 Fersach (Farsakh), ein Wegmaß von 7 bis 8 Werst, von Balch, im Orte Chadscha-Chairan befinde. Die Ausgrabungen, die hier in Anwesenheit des Fürsten, der Kadi, Scherifs und anderer hochgestellter Persönlichkeiten aus Balch angestellt wurden, führte zur Entdeckung einer weißen Steinplatte, auf welcher sich folgende arabische Inschrift befand: „Es ist das die Grabstätte des Löwen Gottes, des siegreichen Ali, Sohn des Abu-Taleb; Brudersohn des Propheten Gottes, des von Gott Gewürdigten." Der Sultan, der von dieser Entdeckung benachrichtigt wurde, begab sich selber von Herat nach Balch. Er erbaute in der Nähe der Grabstätte einen Bazar, Kaufläden und Bäder, von welchen das Einkommen der Grabstätte zufließen sollte. Zu gleichem Zwecke wurde auch ein Wasserzoll von einem der balchischen Kanäle gewidmet, der von nun an den Namen „Naher-Schahi" trug. Der Sultan entsandte jährlich der Grabstätte zum Geschenk eine Summe von 100 Tumanen ...

In der Richtung zu den Bergen hin, die sich anscheinlich unmittelbar hinter Masari-Scherif schroff emporheben, waren einige mehr oder weniger bedeutende Dorfschaften zu bemerken; stellenweise glänzten in der Sonne die weißen Mauern, mit denen einige der Dörfer umgeben waren. Eine von diesen Ortschaften, abseits vom Wege gelegen, gerade nach Süden hin von uns, war von einer langen und hohen Mauer umgeben. Es war das Tachtapul — der Hauptpunkt der afghanischen Herrschaft im Vilajet Tschaar. Die Afghanen sprachen mit Ent-

zücken von dieser Festung; ihren Worten nach war sie völlig uneinnehmbar.

Die Stadt trat indessen immer deutlicher hervor; es waren schon einzelne große Bäume zu unterscheiden; ein paar hohe Häuser erhoben ihre flachen Dächer über die Laubmasse, von welcher die Stadt umringt war — den Gärten. Bald lenkten wir von dem recht befahrenen Weg in südlicher Richtung ab und gingen nun über Stock und Stein, gerade durch die Felder. Es war ein bedauernswerter Anblick, als die schon völlig reifen, aber noch nicht abgeernteten Saaten von den mehr als 300 Pferden zertreten wurden. Die hauptsächlich mit Weizen bepflanzten Felder waren von einem dichten Aricknetz durchzogen. Mehrere der Aricks waren recht breit und tief. Beim Hinübersetzen über einen dieser Aricks glitt mein Pferd mit einem Hinterbeine aus und ich stürzte nahezu mit dem Pferde zusammen in das Wasser hinein.

Wir ritten daraufhin längs der Mauer einer kleinen Festung oder vielmehr eines einzelnen Forts. Die Mauer desselben war von einem mit Wasser gefüllten Graben umgeben; hinter den Schießscharten der Mauer, die eine Höhe von etwa 2½ Ssaschenj besaß, waren die in der Sonne blitzenden Spitzen der Bajonette der afghanischen Wachtposten zu bemerken. Am Thore des Forts, an der südöstlichen Mauerseite, befand sich ein Wachtposten von einigen Infanteristen, die vor der Gesandtschaft das Gewehr präsentierten. Bald gelangten wir wieder auf einen sehr befahrenen, breiten und ebenen Weg; an beiden Seiten desselben waren Gräben gezogen; man sah es dem Wege an, daß er auch remontiert wurde. Es war der große Landweg zwischen Masari-Scherif, Tachtapul und Balch. In einigen hundert Schritten vor uns, näher zur Stadt hin, zeigte sich afghanisches Militär, das auf beiden Seiten des Weges aufgestellt war.

Bei unserer Annäherung ritten uns zwei vornehme Afghanen mit ihrem Gefolge in schönem Galopp entgegen. Einer von den beiden war ein hochgewachsener, athletisch gebauter Mann. Er saß auf englische Manier auf seinem Vollblutaraber, einem weißen Roß mit grauen runden Flecken. Sein Kostüm bestand aus einer roten, goldgestickten Uniform mit einem roten Ordens-

band über der rechten Brust; auf dem Haupte trug er einen glänzenden Metallhelm mit einem Federbusch und einem Kettchen, das nach englischer Sitte nur bis zur Unterlippe geführt war. Ein kostbarer Säbel hing ihm an der Seite. Dieser Reiter war der „Serdar“ [1], Feïs (Feiz)-Mahomed-Chan; er führte gegenwärtig das Kommando über das gesamte Militär, welches sich in dem Vilajet Tschaar befand. Sein Begleiter, ein Mann von mittleren Jahren, war ein hübscher Brünett von mittlerem und untersetztem Wuchse. Einen außerordentlich angenehmen Eindruck machten seine feinen, wie von dem Meißel eines Künstlers ausgearbeiteten Gesichtszüge. Bei seinem Anblick mochte man gar nicht denken, daß man einen rauhen Bergbewohner vor sich habe, einen kulturlosen Menschen. Er hatte einen schwarzen Sammetrock an, dessen Kragen und Aermel mit Gold und Posament gestickt waren. Sein Haupt war mit einem helmartigen Hut aus Sammet bedeckt, dessen Felder statt der üblichen Bänder mit einem eleganten Kaschmirgürtel umwunden waren. Seine Bewaffnung bestand aus einem außerordentlich eleganten Säbel und einem soliden Revolver. Sein feurig herumtänzelndes Pferd war ein Vollblutaraber, schneeweiß, ohne jegliche Zeichen. Es war das der älteste Sohn des Lojnabs, Kemnab, Chosch-Dil-Chan (schönes Herz — persisch).

Die beiden Würdenträger begrüßten die Gesandtschaft, nachdem sie sich ihr genähert hatten; sie reichten dem General die Hand und begrüßten die übrigen Mitglieder, indem sie die Hand an den Helm führten. In diesem Augenblick stießen die Trompeter in die Trompeten; wir vernahmen Signale — und die Soldaten riefen uns ihren Gruß zu. Nun folgten wiederum Signale, woraufhin die dem Wege nach in zwei langen Reihen aufgestellten Soldaten in der Richtung der Stadt vorwärts zu marschieren begannen. Wir passirten bei einzelnen Bataillonen vorbei, die unmittelbar am Wege aufgestellt waren, dann folgten Kavallerieregimenter und Artilleriebatterieen. Als wir uns der ersten Batterie näherten, wurden einige Salutschüsse abgegeben; bei der zweiten Batterie wiederholten sich die Schüsse. Unsere

---

[1]) Serdar — der Hauptchef eines bestimmten Teiles des afghanischen Volkes; ungefähr ein russischer Bojar oder Lehnsfürst aus der Zeit vor Peter I.

Pferde gerieten anfänglich bei dem plötzlichen Schießen aus den nur wenige Schritte von uns entfernten Geschützen in eine furchtbare Aufregung. Das Pferd des Generals, ein Geschenk des Begs von Schirabad, bäumte sich und sprang zur Seite. Der General konnte sich nur dadurch im Sattel halten, daß er sich an die Mähne des Rosses festklammerte. Einige der afghanischen Soldaten ergriffen das Pferd sofort beim Zügel und führten nun in dieser Weise das scheue Tier den ganzen Weg durch, der Fronte des Militärs entlang bis zu der uns angewiesenen Wohnung. Unter solchen Umständen gelangten wir bis zur Stadt. Ein neben dem Oberbefehlshaber zu Fuß hinschreitender Offizier rief von Zeit zu Zeit das Kommando, nach welchem die von beiden Seiten des Weges uns folgenden Reihen der Soldaten ihre Schritte beschleunigten oder verlangsamten.

Wir gelangten in die Stadt. Die engen und krummen Straßen waren von einer Volksmenge angefüllt, welche die hier noch nie vorher gesehenen „Urrussen" angaffte. Die vielköpfige Masse schaute aufmerksam und mit großer Neugier die fremden Leute an; keine drohende Miene war zu entdecken, nur Neugier konnte ich auf ihren Gesichtern lesen. Im Gegenteil, es schien mir, daß manche ein Wohlwollen aussprachen. Nachdem wir einige Zeit kreuz und quer in den engen und krummen Straßen geritten waren, kamen wir vor das uns angewiesene Haus. Am Thore salutierte uns die Ehrenwache.

Der allgemeine Charakter dieses Gebäudes war der gleiche wie in Karschi. Dasselbe Lehmquadrat, in mehrere kleinere Quadrate geteilt; die gleichen hohen Mauern isolieren auch hier die Bewohner des Hauses von der übrigen Welt. Allerdings unterschied sich dies Gebäude von demjenigen in Karschi dadurch, daß es räumlicher und reinlicher war. In dem inneren Hofe, der ungefähr eine halbe Desjatin Land einnahm, befanden sich zwei längliche Gebäude: eines an der nördlichen, das andere an der südlichen Seite; sie enthielten eine große Anzahl von Zimmern, die jedoch alle schlecht eingerichtet und von Möbeln nahezu entblößt waren. Die Dächer der Gebäude waren teilweise flach, teilweise kuppelförmig. Auffallend war hier der Reichtum an Schatten und Laub. Inmitten des Hofes floß ein recht breiter Arick, von Riesen'tschinaren beschattet. In den Ecken des Hofes

waren Blumen und Rasen zu bemerken. Unmittelbar am Arick, im Schatten der Tschinaren, war eine erhöhete Terrasse errichtet, die von einem Zeltdach überdeckt und mit Teppichen belegt war; hier wurde der Gesandtschaft bei ihrer Ankunft der Thee und der Imbiß serviert [1]).

Als wir zum Imbiß auf der Estrade Platz genommen hatten, zeigte eine Rotte der Ehrenwache, aus den Gardesoldaten des Emirs bestehend, wie wir das später erfuhren, die Gewehrgriffe. Der General fand die Manöver der Soldaten sehr gut, bemerkte aber, daß sie ein paar unnütze Griffe machten, die übrigens noch jetzt in der englischen Armee im Gebrauche sind. Daraufhin marschierten die Soldaten und zeigten die Auflösung der Linie und den Bajonettangriff. Nach alledem wünschten der Oberbefehlshaber und der Sohn des Lojnabs Kemnab der Gesandtschaft angenehme Ruhe und verließen unsere Wohnung.

Jetzt erschien auch Nasirow wieder. Wir bestürmten ihn mit Fragen in Bezug auf seine Reise. Indessen waren ihm keinerlei Abenteuer auf dem Wege zugestoßen. Er hatte die Strecke von 100 Werst, von unserem Aufenthaltsorte am Amu bis Masari-Scherif, in 24 Stunden zurückgelegt; er ritt Tag und Nacht und hatte sich nur eine kleine Rast in Karschiak gegönnt. Einige afghanische Reiter und ein Dschigit aus unserer Dienerschaft begleiteten ihn. Nach seiner Ankunft in Masari-Scherif wurde er sofort beim Lojnab vorgelassen.

„Es ist das," erzählte Nasirow, „ein hoher Greis von 60 Jahren, athletisch gebaut, mit klugem und energischem Gesichte. Er empfing mich im Bett, indem er ein Unwohlsein vorschützte. Nachdem Schir-Dil-Chan den Brief, den ich ihm übergab, entgegengenommen hatte, sprach er seine Freude über die Ankunft der russischen Gesandtschaft aus, die seinen Worten nach ein gern gesehener Gast sei. Auf meine Anfrage, warum die Gesandtschaft in ihrer Reise aufgehalten werde, antwortete er, daß er dem Emir Mitteilung in Bezug auf die Reise der Gesandtschaft nach Kabul gemacht habe, noch immer aber keine Bewilligung für die Weiterreise der Gesandtschaft besitze. Aus eigener Macht

[1]) In Afghanistan ist es nicht üblich, die Gäste mit einem großen Dostarchan zu bewirten, wie es die Bucharen thun.

der Gesandtschaft die Weiterreise von Masari=Scherif zu gestatten, vermöge er, der Lojnab, nicht. „Glauben Sie aber nicht," meinte er, „daß die Hindernisse, die der Gesandtschaft entgegengestellt werden, das Ergebnis einer feindlichen Stimmung der afghanischen Obrigkeit sind. Nach einigem Aufenthalt hier werden Sie sich von meinem Wohlwollen, sowie von dem freundschaftlichen Verhältnis der Afghanen überhaupt zu Ihnen, unseren Gästen, überzeugen können. Sie werden mit denjenigen Ehren empfangen werden, wie sie einer Gesandtschaft des mächtigen Reiches des Weißen Zaren würdig sind. Bleiben Sie hier einige Zeit, betrachten Sie sich als meine Gäste, bis die Bewilligung des Emirs, die ja zweifellos nicht lange ausbleiben wird, anlangt. Wenn nun aber die Gesandtschaft genötigt gewesen war, am Ufer des Amu zwei Tage in Erwartung einer zu Ihrer Begleitung genügenden Eskorte zu verharren, so war das durch die Notwendigkeit bedingt. Die Mehrzahl der Afghanen wird ja gewiß den russischen Gästen mit Herzlichkeit entgegenkommen, es könnten sich aber immerhin auch böse Leute finden, die der russischen Gesandtschaft Schaden zufügen möchten — sei's aus eignem Unverstand oder unter dem Einfluß anderer Leute, in deren Interesse es liegen würde, zwischen Afghanen und Russen Unfrieden zu stiften. Als treuer Diener des Emirs bin ich verpflichtet, ihm die russischen Gesandten wohlerhalten zuzustellen und auch den geringfügigsten Anlaß zu einer Unzufriedenheit von ihnen abzuwenden zu suchen."

Das nun erzählte uns Nasirow. Wir mußten den vernünftigen Ansichten des Schir=Dil=Chans beistimmen. Bemerkenswert schien uns der Gedanke, daß es in Afghanistan Leute geben könnte, denen etwas daran läge, zwischen den Afghanen und den Russen Unfrieden zu stiften. Man konnte diesen Satz füglichst so interpretieren, daß man unter den „Leuten" die englischen Spione und Agenten verstand [1]). Nasirow fügte ferner noch hinzu, daß Schir=Dil=Chan zuvor die Absicht gehabt hatte, selber der Gesandtschaft entgegenzukommen, hiervon aber wegen seiner Krankheit abzustehen genötigt war. Nasirow selber war von den Afghanen

[1]) Späterhin hatten wir öfters Gelegenheit in den Kreisen der afghanischen Regierung von mancherlei Seiten solche Befürchtungen zu vernehmen; inwiefern diese begründet waren, wird der Leser später ersehen.

mit außerordentlicher Zuvorkommenheit behandelt, wenngleich er sich stets unter wachsamer Aufsicht einer Ehrenwache befand. Er hatte in Masari-Scherif auch davon gehört, daß sich daselbst momentan die Gesandten des Emirs von Buchara aufhielten.

Der ganze darauffolgende Tag verging für uns recht unbemerkt. Wir ruheten uns von der Reise aus, schrieben Briefe nach Taschkent; der Topograph machte sich an die Ausarbeitung seiner Marschroute — kurzum ein jeder war in seiner Art beschäftigt. Die Stille und Ruhe, die in unserem kleinen Lager herrschten, wurde nur durch den Debir-ul-Mulk oder noch häufiger durch Mossin-Chan unterbrochen, die bei uns vorsprachen. Die Begrüßungen: „Dschernel-Saib! Kernel!" (General Colonel — englisch), die der letztere aus vollem Halse auszurufen pflegte, verrieten ihn schon von weitem. Wenn er mich begrüßen wollte, so fügte er zu den erwähnten zwei Begrüßungen noch die dritte hinzu: „Doktor-Saib!" Die übrigen Mitglieder der Gesandtschaft wurden seltsamerweise keiner Begrüßung von ihm gewürdigt; ich glaube, Mossin-Chan konnte einfach nicht alle Namen im Gedächtnis behalten. Er besuchte die Gesandtschaft regelmäßig jeden Tag — morgens, mittags und abends — und erkundigte sich gewöhnlich darnach, ob es der Gesandtschaft gut gehe, ob genügend Nahrungsmittel vorhanden wären u. dgl. m. Es oblag ihm auch unter anderem die Aufsicht über die Ehrenwachen, welche an allen Aus- und Eingängen unseres Hauses aufgestellt waren. Hinter jeder Mauer und an jeder Ecke unseres Lehmquadrats, das den stolzen Namen eines „Palastes" des General-Gouverneurs des Tschaar-Vilajets führte, waren Haufen von Infanteristen zu bemerken. Es war übrigens recht wahrscheinlich, daß dieser Palast vor unserer Ankunft vornehmlich von dem weiblichen Teile der Familie des Lojnabs bewohnt gewesen war. Es sprachen hierfür die Blumenbeete vor einem der Gebäude und eine Baumgruppe auf grünem Rasen in einer Ecke des Quadrates — Erscheinungen, die im allgemeinen den centralasiatischen Gebäuden nicht eigen sind; den Stadtwohnungen, die den Europäer gewöhnlich durch Mangel an Komfort überraschen, fehlt jedes Pflanzengrün; die Landwohnungen sind dagegen reich mit Pflanzen ausgestattet. Meine Vermutungen begründeten sich jedoch hauptsächlich darauf, daß in dem südlichen Gebäude mehrere Zimmer

mit Blumenbouquets und verschiedenen Figuren bunt bemalt waren. Die Simse waren mit persischen Sprüchen geschmückt. Einer von den Sprüchen lautete: „Um seiner Schönheit wegen wird dies Gemach selbst von der Sonne beneidet.“ Die weißen Fensterpfeiler waren an mehreren Stellen mit Aufschriften versehen; es waren das Gedichte — die Früchte der centralasiatischen Muse. Seltsam genug machten sich einige „en pendant“ hierzu an den Wänden aufgeklebte Papierstreifen, auf denen in russischer Sprache zu lesen war: „russische Zucker-Raffinade“ oder „russische Zuckerkand-Raffinade“; daneben befand sich auch die Abbildung der entsprechenden Fabrik mit einem Garten und ein paar Frauenfiguren darin; dann folgten Bilderchen von den Enveloppen der Kopeken-Konfekts, die in der Heimat so sehr bei den niederen Volksschichten verbreitet sind. Unsere vaterländischen Fabrikate standen hier offenbar nicht minder in Ehren, wie in einem beliebigen russischen Dorfe, im Haus etwa eines Vater Diakonus oder eines vermögenden Bauern, wo, wie bekannt, die Fensterpfosten, besonders aber die Rahmen der schiefen und krummen Spiegel reichlich mit solchen „Portraits“ von Konfekten „geschmückt“ sind. Es freuete mich, daß die russische Zuckerkand-Raffinade so ferne Wege gefunden hatte; späterhin bekamen wir übrigens auch noch andere unserer Handelsartikel auf den hiesigen Märkten zu sehen, die augenscheinlich guten Absatz fanden.

Das bunteste von den Zimmern, eben dasjenige, welches „um seiner Schönheit wegen selbst von der Sonne beneidet wurde“, hatte sich der Topograph zu seinen Arbeiten auserlesen. Hier versteckte er sich, um über seiner ungeheuer langen Marschroute tagelang gebeugt zu sitzen; er versteckte sich bei seiner Arbeit im vollen Sinne des Wortes. Nachdem es nämlich festgestellt war, daß wir hier einige Tage zu verbringen hatten, machte der Topograph in seinem Pflichteifer dem General die Mitteilung, daß er hier die Entwürfe der Marschroute aus den Tagebüchern in einer allgemeinen Linie aufzunehmen gedenke. Der General hingegen untersagte ihm das kategorisch, indem er befürchtete, daß die Afghanen ihn bei einer solchen Arbeit überraschen könnten. Nun hatte der Topograph sich auf eigenes Risiko hin an die Ausarbeitung seiner Marschroute gemacht, mußte sich aber dabei nicht nur vor den Afghanen, sondern auch vor dem General verstecken.

Der für den 25. Juni angesetzte Besuch der Gesandtschaft bei dem Lojnab konnte nicht zustande kommen, weil das Unwohlsein des letzteren sich von Tag zu Tag steigerte. Indessen zeigten weder der Debir-ul-Mulk, noch auch die anderen Afghanen irgend welche Befürchtungen in Bezug auf den Ausgang dieser Krankheit. Im Gegenteil, sie sprachen alle ihre Hoffnungen auf seine baldige Genesung aus. Der General bot ihnen zwar meine Dienste an, sie lehnten jedoch sein Anerbieten ab, indem sie die Krankheit nicht für so gefährlich hielten, daß die Einmischung eines fremden Arztes erforderlich gewesen wäre. Selbstverständlich bestanden weder ich noch der General weiter darauf, daß man mich zur Behandlung des Lojnabs hinzuzog.

Den 26. Juni wurde die Gesandtschaft durch den Sohn des Lojnabs, Chosch-Dil-Chan, in den Palast eingeladen. In voller Parade-Uniform bestiegen wir unsere Rosse und begaben uns in Begleitung des Debirs, Mossin-Chans und der Leibwache des Lojnabs auf den Weg. Die Gardesoldaten waren in blauen Tuchuniformen und eben solchen Hosen; als Kopfbedeckung trugen sie abgestumpfte, kegelförmige Mützen, auf denen vier halbmondförmige, weiße Pelzstreifen, je zu einem auf jeder Seite der Mütze angenäht waren, vorn an der Mütze waren noch gelbe, wollene Kügelchen angebracht; die Uniformen waren mit gelben Tuchepauletten ohne Aufschrift versehen. Die Soldaten waren mit Vorderladern, mit gezogenen Büchsen bewaffnet; außerdem trugen sie noch lange Messer im Gürtel an der linken Seite. Am meisten fiel mir die Fußbekleidung der Soldaten auf, mit der ich mich auch später noch lange Zeit nicht versöhnen konnte. Eine häßlichere Fußbekleidung könnten vielleicht nur die Savoyer in ihrem Sabot aufweisen. Man denke sich plumpe Schuhe aus dickem, grobem Leder, welches nie geschmiert wird; die Spitze und das Hackenleder der Schuhe sind nach oben aufgebogen; die dicke und eisenharte Sohle ist mit großen Eisennägeln beschlagen. In einem derartigen Unding wird der Fuß wie von Klammern zusammengepreßt. Ein Marsch von einigen 5 Werst in derartigen Schuhen genügt, um die Füße blutig abzureiben; es kann das um so leichter geschehen, als ja die Afghanen die Schuhe auf bloßem Fuß tragen, ohne dabei von Fußlappen, geschweige denn von Strümpfen Gebrauch zu machen. Zu bemerken

ist es übrigens, daß nur die Soldaten eine derartige Fußbekleidung haben und zwar nur die Infanteristen; die Kavalleristen haben Stiefel, wenngleich aus ebenso grobem und ungeschwärztem Leder. Uebrigens halten die Afghanen ihre Fußbekleidung für sehr geeignet, namentlich für Bergtouren; ich kann mir dieses nur dadurch erklären, daß die großen Nägelköpfe, mit denen die Sohlen der Schuhe beschlagen sind, dem Fuß auf den glatten Bergpfaden eine gute Stütze gewähren. Die Haut auf dem Fuße eines afghanischen Infanteristen muß aber so sehr abgehärtet sein, daß er ohne jeglichen Nachteil das Reiben dieser Schuhe ertragen kann.

Der Palast des Lojnab war gerade 1000 Schritte von unserer Wohnung entfernt. Ein großer Teil dieses Abstandes wurde durch ein Kleefeld[1]) eingenommen. Gleich hinter dem Felde, gerade gegen Norden, erhob sich eine Lehmmauer, die äußere Mauer der Wohnung des Lojnabs. Durch ein weites Thor traten wir in einen recht großen, aber noch jungen Garten ein, der sehr regelmäßig entworfen war und festgestampfte Wege besaß. Wir ritten im Garten weiter, bis wir auf einen offenen Platz gelangten, der sich vor zwei großen sorgfältig übertünchten Gebäuden erstreckte; das westliche Gebäude war zweistöckig mit einem Türmchen auf dem flachen Dache; gerade vor uns in etwa 50 Schritt befand sich eine Gruppe von Riesentschinaren, die ein kleines mit fließendem Wasser gefülltes Bassin umstanden. Hier im Schatten dieser Riesen war ein Zeltdach errichtet, unter welchem uns der Kemnab Chosch-Dil-Chan erwartete.

Wir stiegen von unseren Pferden ab, übergaben sie der uns folgenden Dienerschaft und gingen, von einem Dutzend Kosaken gefolgt, auf die Tschinaren-Gruppe zu. Chosch-Dil-Chan machte uns einige Schritte entgegen, begrüßte uns, indem er einem jeden die Hand reichte, und forderte uns auf, unter dem Zeltdach Platz zu nehmen. Hier standen einige Sessel von sehr einfacher Konstruktion; aber ihre Zahl war für uns ungenügend. Der Mangel an Sesseln wurde allem Anschein nach nur mit großer Schwierigkeit ersetzt. Der Debir nahm an der Seite des Kemnabs Platz, Mossin-Chan blieb aber in ehrerbietiger Entfernung von uns stehen.

[1]) Vermutlich Luzerne, Medicago sativa, welche in Turkestan gewöhnlich kurzweg als Klee bezeichnet wird. Anm. d. Ueb.

Es war ein klarer und heißer Tag. Kein Lüftchen regte sich. Nicht einmal die leichtbeweglichen, schöngeschnittenen Blätter der Tschinaren unterbrachen durch ihr „Geflüster“ die Stille des von Sonnenlicht erfüllten Tages. Desto vernehmlicher schallten die gleichmäßigen Schritte der afghanischen Wachen, die an den Gebäuden und längs den Mauern des Gartens hin und her marschierten. Zwischen dem General und Chosch-Dil-Chan entspann sich bald ein lebhaftes Gespräch. Der General bediente sich hierbei nur selten der Aushilfe des Dolmetschers. Die übrigen Mitglieder der Gesandtschaft, die keine Idee vom Persischen hatten, mußten sich lediglich auf die Betrachtung der Unterredenden beschränken. Ich hatte das Glück, an der Seite von Samaan-Beg zu sitzen, der mir das ganze Gespräch nahezu wörtlich übersetzte.

Chosch-Dil-Chan teilte uns mit, daß die Krankheit des Lojnabs sich leider in die Länge ziehe und daß keine Besserung zu bemerken sei. „Aber,“ sagte er, „Insch-Allah (mit Hilfe Gottes) wird die Krankheit bald überwunden sein.“ Chosch-Dil-Chan erzählte ferner, daß nach der Behauptung der einheimischen Aerzte der 9. Tag der Krankheit sehr wichtig sei; sollte dieser Tag ohne besondere Folgen vorübergehen, so müßte die Entscheidung am 11. oder 14. Tag kommen; bei günstigem Ausgang der Krankheit schwitzt der Kranke stark in diesen Tagen und schläft daraufhin viel. „Gegenwärtig,“ fuhr er fort, „liegt der Lojnab bewußtlos und nimmt keinerlei Speise zu sich.“

Mich interessierte diese Krankheit und ich bot darum nochmals meine Dienste an; der General machte von neuem Chosch-Dil-Chan den Vorschlag, mich zu Rate zu ziehen; wir konnten jedoch auch diesmal nicht das Erwünschte durchsetzen.

„Wir haben ja selber gute Aerzte,“ sagte Chosch-Dil-Chan, „sie versprechen, den Kranken in einigen Tagen auf die Beine zu bringen.“

Der General glaubte die Kunst der einheimischen Aerzte bezweifeln zu müssen und bestand noch immer auf meiner Beteiligung an der Behandlung des Kranken.

„Hören Sie, Dschernel-Saib,“ antwortete darauf Chosch-Dil-Chan. „Ich zweifle nicht daran, daß Ihre Aerzte mehr als die unsrigen verstehen; ich halte es aber doch für unpassend,

Ihren Arzt zu meinem Kranken zu rufen, und zwar aus folgenden Gründen: unsere Aerzte könnten sich beleidigt fühlen durch das Eindringen eines fremden Arztes in das Gebiet ihrer Thätigkeit und würden von jeder weiteren Behandlung des Kranken abstehen. Was werden wir aber dann nach Ihrer Abreise machen?"

Die von Chosch-Dil-Chan vorgeführte Bemerkung war wirklich sehr gewichtig. Die einheimischen Aerzte hätten meine Einmischung gewiß mißmutig aufgenommen. Der General bestand darum nicht weiter auf unserem Vorschlag.

Inzwischen wurde von dem „Tschaitschi" oder „Tschai-Chan", so heißt die Persönlichkeit, welcher die Zubereitung des Thees obliegt, allen Gästen der aromatische Aufguß des grünen Thees — in Tassen russischen Fabrikats von Kornilow — herum gereicht. Zu bemerken ist es, daß die Afghanen, sowie auch die Bucharen, fast ausschließlich grünen Thee und zwar in großen Quantitäten trinken; hingegen sprechen sie mit Verachtung von unserem schwarzen „Familie"-Thee, wie sie ihn nennen. Beim Thee kam man von neuem auf die Reise der Gesandtschaft nach Kabul zu sprechen. Chosch-Dil-Chan wiederholte die Versicherung, daß der Emir Schir-Ali-Chan gewiß sehr erfreuet sein werde, die russischen Gäste zu empfangen. Er fügte noch hinzu, daß aller Wahrscheinlichkeit nach der Lojnab selber die Gesandtschaft nach Kabul begleiten werde, da er nach dem Urteil der einheimischen Aerzte zweifellos seiner Genesung entgegengehe. Der Lojnab mußte, wie der Kemnab erzählte, ohnehin nach Kabul in eigner Angelegenheit reisen: er hatte nämlich dem Emir Schir-Ali-Chan die Jahresabgaben von dem Vilajet Tschaar zuzustellen. Diese Abgaben waren recht bedeutend. Es waren das einige tausend Pferde, 800 Kamele und ein „Lack" [1]) Rupien. Diese Zahlen könnten übrigens noch einigem Zweifel unterliegen. Späterhin habe ich von vertrauensvollen Personen in Erfahrung gebracht, daß die gesamte Summe der Abgaben, die die Bevölkerung von Afghanisch-Turkestan dem afghanischen Emir zahlt — die Ausgaben für Lokaladministration inbegriffen — an 3 000 000 Rupien reicht (eine Rupie = 60 Kop.).

---

[1]) Lack — die einheimische Bezeichnung für 100 000. 100 Lacks machen einen „Kurur" aus = 10 000 000.

Wir nahmen Abschied von Chosch-Dil-Chan, nachdem wir dem Lojnab eine baldige Genesung gewünscht hatten, und kehrten auf gleichem Wege in unser von der Sonne stark erhitztes Lehmquadrat zurück. Es vergingen noch zwei Tage nach diesem Besuch; die Gesandtschaft verharrte in ungeduldiger Erwartung der Nachrichten aus Kabul. Wir versuchten sogar, auszurechnen, wo sich gegenwärtig der Postbote befinden möchte; wir hielten uns dabei an folgende Angaben: den Versicherungen der Afghanen gemäß, konnte der Postbote die Entfernung von Masari-Scherif bis Kabul — etwa 550 Werst — in drei Tagen zurücklegen. Wir berechneten nun: drei Tage für die Hinreise, drei Tage für die Rückreise, zwei Tage — wahrscheinlicher Aufenthalt in Kabul — also im ganzen acht Tage. Sechs Tage waren bereits verflossen, seitdem dem Emir die Nachricht von der Ankunft der Gesandtschaft zugeschickt worden war. Augenscheinlich hatten wir also nur noch zwei Tage zu warten. Es zeigte sich jedoch, daß unsere Berechnungen irrig waren: statt der zwei Tage hatten wir in dem „Lehmpalast" unter der Obhut der Ehrenwache volle zehn Tage zu verbringen.

Ein Tag verging nach dem anderen. Es wurde nachgerade recht langweilig, in dem von einer dreifachen Mauer umgebenen Quadrat zu hocken, ohne dabei irgendwie hinauszukommen. Von den terrassenförmigen Dächern unserer Wohnung, auf denen man sehr bequem spazieren konnte, eröffnete sich eine Aussicht auf die Stadt und die Umgebung. Weit in die Runde um unsere Wohnung herum erstreckte sich eine grüne Insel, reich an Baumwuchs. Aus dem Dickicht der Gärten schaueten die kuppelförmigen und flachen Dächer der Häuser hervor. Die ganze Stadt sah einem Bienenstand nicht unähnlich; die Häuser standen wie Bienenkörbe da. Zum Süden hin in etwa 20 Werst von der Stadt beginnen in schroffen Strebemauern die Höhen des Paropamisus, durch den Meridian von Balch in zwei Teile gespalten. Die dunklen, rauhen, übereinandergetürmten Felsmassen erheben ihre Gipfel bis zu bedeutenden Höhen, wenngleich sie noch lange nicht die Schneelinie erreichen. Im Nordost und teilweise im Westen wird die Stadt von der toten, unabsehbaren Turaner Wüste umfangen.

Ich und einige andere Mitglieder der Gesandtschaft verspürten nicht geringe Lust, einen Spaziergang in der Stadt und

in der Umgebung zu machen. Namentlich die Stadt interessierte mich sehr: es war das ja die erste afghanische Stadt, die wir zu sehen bekamen. Eine Menge von Fragen, die sich bei dieser Gelegenheit aufstellen ließen, mußten auf praktischem Wege gelöst werden. Es war interessant, die hiesigen Bazars, Märkte, Medresse, schließlich die Kasernen zu besuchen. Diese Wünsche wurden jedoch nicht realisiert. Der General wollte durchaus nichts von Spaziergängen in der Stadt wissen: er fürchtete den Fanatismus der Bevölkerung, durch welchen diese gegen Europäer überhaupt, ganz abgesehen von der Nation derselben, feindselig gestimmt sein sollten. Der Debir und Mossin-Chan wiederholten das Nämliche. Es blieb uns also weiter nichts übrig, als unausgesetzt die ganze Zeit über in unseren vier Wänden zu verharren.

Der 27. Juni brachte uns eine Ueberraschung und zwar von sehr unangenehmer Art: an diesem Tage starb der Lojnab Schir-Dil-Chan. Ich sage — eine Ueberraschung, denn die Afghanen hatten die Gefährlichkeit seines Zustandes sorgsam vor uns verhehlt; sie versicherten im Gegenteil beständig, daß der Kranke bald genesen werde. „In zwei bis drei Tagen wird der Lojnab-Saib das Vergnügen haben, unsere Gäste nach Kabul zu begleiten," so sprachen sie noch tags vor seinem Tode. Jetzt aber galt es für uns, dem Lojnab ein Geleit zu geben in das Gebiet der ewigen Schwelgereien, der ewigen ununterbrochenen Lustbarkeiten, als welches sich die Muselmänner das Jenseits denken.

Mit dem Tode des Lojnabs war aber auch ein neues Hindernis für unsere Reise nach Kabul aufgetreten. Der Debir sprach davon, daß wir jetzt, selbst wenn eine Bewilligung von Schir-Ali-Chan für die Weiterreise der Gesandtschaft eintreffen sollte, doch noch einige Tage in Masari-Scherif, bis zur Einsetzung eines neuen Lojnabs, zu verweilen haben würden. Es wurde davon gesprochen, daß nach dem Tode des Lojnabs sein ganzes Vermögen sequestriert und von der Schatzkammer des Emirs eingezogen worden sei; und daß es ganz von dem Willen des Emirs abhänge, das Vermögen den Erben des Lojnabs zurückzugeben oder es zu behalten; im letzteren Falle würde die verwaiste Familie in ihren Existenzmitteln stark eingeschränkt worden sein, wenn nicht gerade der Emir den Söhnen des Verstorbenen irgend-

welche hohe Posten in der Administration des Reiches verleihen würde. Auf den Posten des Lojnabs gab es mehrere Kandidaten, unter welchen sich auch der ältere Sohn des Lojnabs, Kemnab Chosch-Dil-Chan befand. Denselben Gerüchten zufolge stand es mit seinen Aussichten darauf, daß die Würde seines Vaters auf ihn übergehen werde, sehr schlimm; obgleich diejenigen, die seinen Erfolg bezweifelten, unmittelbar hinzufügten, daß Schir-Dil-Chan dem Emir Schir-Ali-Chan nicht nur ein leiblicher Onkel, sondern auch ein inniger und ergebener Freund gewesen war. Zudem war Chosch-Dil-Chan mit einer Tochter des Emirs von seiner Lieblingsfrau verheiratet. Selbstverständlich mußten die genannten Umstände die Chancen Chosch-Dil-Chans verstärken. Der Debir, der ja die rechte Hand des Verstorbenen gewesen war, schien seinerseits die Hoffnung zu hegen, daß auch er ein unumschränkter Herrscher des Vilajets Tschaar werden könnte, wenngleich er diesen Gedanken sorgsam in den zahlreichen Falten seines Schlafturbans verbarg.

Mit dem Tode des Lojnabs wurden wir sogar des geringen Vergnügens beraubt, welches wir an den nur schwach in unserer Wohnung zu vernehmenden Tönen der afghanischen Musik fanden, welche vor dem Palast des Lojnabs morgens und abends spielte. Nach den einzelnen Bruchstücken, die zu uns gelangten, konnten wir erraten, daß die Musikanten gewöhnlich den persischen Marsch spielten. Nach dem Tode des Lojnabs schwieg das Orchester und nur die hellen Töne der Trompete waren es, welche unausgesetzt Tag aus Tag ein die Reveille und Retraite verkündeten.

Auch in unserem Quadrat herrschte eine Stille. Der Gesang der Kosaken, mit dem sie hin und wieder sich selber und auch uns ungehindert ergötzt hatten, war jetzt ebenfalls verstummt.

Am Abend des Tages, an dem der Lojnab verschieden war, überraschten mich gegen 5 Uhr mittags, zur Zeit des „Namaz Diger", die seltsamen, ungewöhnlich wilden Rufe des Muezzins auf den Text „La illahi il Allah Akbar." Es schienen diese Töne tiefen Schmerz, Kummer und Verzweiflung auszudrücken. Es war das ein Gemisch von Jammergeschrei und Schluchzen. Die Rufe wiederholten sich einige male und verhallten darauf in

der Grabesstille, die sofort bei den ersten Tönen dieser furchtbar wimmernden Stimme in der Stadt eingetreten war. Damals konnte ich mir diese Erscheinung nicht recht erklären. Samaan-Beg, dessen ich mich als Dolmetscher für den Orient oder richtiger für Central-Asien zu bedienen pflegte, war gegenwärtig fieberkrank; ich wollte ihn mit meinen Fragen nicht belästigen.

Wir führten nach wie vor ein monotones Leben in unseren vier Wänden. Der frühere Harem war sozusagen zu einem Kloster geworden. Der „Naturforscher“ kam nicht aus seinem bunten Zimmer heraus. M. trieb sich bald in einer Ecke, bald in der anderen herum, und vermochte absolut nicht eine seiner kolossal entwickelten Beweglichkeit entsprechende Beschäftigung zu finden.

Einige Abwechslung brachte in unser Leben unser Reisegefährte, Dschemadar-Tjurja, hinein. Er wohnte gegenwärtig mit der Gesandtschaft in dem gleichen Hause, nur in einem anderen Hof. Indem er den Hof unseres Quadrats betrat, pflegte er in seinem tiefen Baß nur ein einziges Wort auszurufen: „Samaan-Beg“. Es empfingen ihn dann alle Mitglieder der Gesandtschaft mit verschiedenen Begrüßungen und Rufen. Wenn der General sich auf der Estrade befand, so rief er sofort: „achwali schuma?“ (d. h. wie befinden Sie sich?), wobei er, wahrscheinlich in unbewußter Nachahmung der Baßstimme Dschemadars, seiner Stimme eine männlichere Intonation, als sie ihr sonst eigen war, zu verleihen suchte. Wenn der General sich im Zimmer befand, so schauete er aus dem Fenster heraus und rief ihm die gleiche Begrüßung zu. Der ehrenwerte Dschemadar antwortete gewöhnlich: „alham-djül-il-lah-achwal-bachair, General-Saib?“ (d. h. Gott sei Dank; wie steht's mit Ihrem Befinden, General-Saib?). — Ja sogar der „Naturforscher“, der aus seinem geheimen Zimmer mit dem Lineal in der einen und dem Zirkel in der anderen Hand hervorschauete, pflegte bei dieser Gelegenheit sich Luft zu machen mit einem Ausruf, den er wahrscheinlich an die Wände — da er sich gewöhnlich allein im Zimmer befand — oder an seine Marschroute adressierte: „da kommt der „Riesenkerl“, der Dschemadar, um sich mit Samaan-Beg im Schachspiel zu messen“; daraufhin begannen in seinen Händen der Zirkel von neuem die Kreise zu umschreiben und der Winkelmesser Winkel und Grade zu verzeichnen.

Nun stieg Samaan-Beg würdevoll die Stufen der Treppe hinunter und begrüßte Dschemadar. Dschemadar wurde stets von „seinem Schatten", einem Kaschgaren, begleitet, welcher ihm aus Dschitischar gefolgt war — ein Mann in verschmutztem Chalat, barfuß und mit einem ungeheueren, gestreiften Turban auf dem Haupte; dieser Schatten hieß Mullah Jakub und führte beständig das Schachbrett und den „Tschilim" mit sich. Bald nach dem Eintreffen Dschemadars wurde das Schachbrett aufgestellt, der Tschilim begann energisch zu paffen und gab dichte Rauchwolken von sich; nach einigen Minuten war bereits das Schlachtfeld mit Leichen von „Pjade", „Asp" (von Bauern und Springern) und anderen Waffen der Schachspielarmee bedeckt.

Auch M. geriet bald auf eine seinem Geschmack zusagende Thätigkeit. Ihm allein hatten wir es zu verdanken, daß einige von den Vorräten aus der Feldküche der Gesandtschaft nicht unnütz zugrunde gegangen waren und daß die Weine nicht sauer wurden, was bei einer so heißen Witterung sehr leicht passieren konnte. Ihm gebührt das Verdienst, wenn gegenwärtig der Xeres, Lafitte und Chartreuse, die bisher in einem der Koffer unseres Gepäcks vergessen lagen, das Tageslicht erblicken und die Luft des heiligen Grabes des Ali genießen konnten. Ich möchte auch nicht gerade sagen, daß es unzeitig und nicht am Platze gewesen war, wenn auf unserem Tisch neben den Schaschlicks und den Pilaws auch Pickles, Käse, Sauce-Kabul — von welcher, d. h. von der Sauce, man übrigens in Kabul keinen Begriff hat — und tutti quanti in dieser Art erschienen. M. hatte auch den Versuch gemacht, an gewisse schwarze und weiße, gar dauerhaft verkorkte und mit Harz und Gips versiegelte Flaschenhälse zu gelangen, leider aber erfolglos; er hatte vermutlich die Richtung verloren, da er sich wohl kaum bei seinen kolonialen Exkursionen eines Kompasses bediente. Nach dem Essen brachte M. zum Nachtisch, welcher jetzt ausschließlich aus Trauben bestand, da die Zeit der Aprikosen und Pfirsiche hier gegenwärtig schon vorüber war, stets eine Menge von Geschichtchen und Anekdoten vor; ob er sie nun aus seinem Gedächtnis oder aus seiner Einbildungskraft schöpfte, war schwer zu entscheiden; jedenfalls spielte er in den meisten von ihnen eine hervorragende Rolle. Uebrigens zweifle ich auch gar nicht daran, daß ihm bei vielen von seinen Geschichten

in Wirklichkeit eine Rolle zugekommen war: er war fast in allen Ländern Europas gewesen; er figurierte eine zeitlang, glaube ich, als Konsul oder sonst etwas in dieser Art in Marokko oder Tunis oder sonst irgend einem uncivilisierten Lande Afrikas; er hatte die schönere Hälfte des Menschengeschlechtes aller Länder und Rassen bis auf's genaueste studiert. Seine Nachtischerzählungen brachten sogar den Oberst aus seiner neutralen Stellung und wandelten den unerschütterlichen Ernst desselben in die ungezwungenste Heiterkeit um.

Und doch hatten wir viele Zeit, wo wir nichts anzufangen wußten und, was die Hauptsache war, wo wir uns langweilten. Ich habe in diesen Tagen von A bis Z das Buch von Grigorjew „Kabulistan und Kaffiristan" und Burnes „Kabul" durchgelesen; ich versuchte mich sogar an den „Feldzügen Alexanders des Großen" von Curtius, in französischer Uebersetzung. Das füllte mir aber die Zeit noch immer nicht aus. Ich hatte mir viele persische Worte, die mir der General mündlich angab, notiert und einstudiert. Ich machte mich an die persische Grammatik mit französischem Text, die sich beim General vorgefunden hatte. Bald jedoch wurde meine Aufmerksamkeit nach einer anderen Richtung abgelenkt. Die Eingebornen begannen sich mit ihren verschiedenen Krankheiten an mich zu wenden. Ich hielt gegen niemand zurück und that mein Möglichstes. Ich hatte nur eines zu bedauern, daß nämlich Fälle vorkamen, wo ich beim besten Willen nicht zu helfen imstande war. Zu dieser Kategorie gehörte unter anderem folgender Fall: Man bringt zu mir einen jungen Mann von 23 Jahren. Eine erdfahle Gesichtsfarbe; eine fleckige dunkle Röte in der Gegend der Jochbogen; fieberhaft glänzende, tief in den Orbiten liegende Augen; ein nahezu völliger Mangel an Unterhautfett; schlaff herunterhängende Extremitäten — alles das ließ sofort auf irgend eine schwere, chronische Krankheit dieses Subjekts schließen. Die nähere Untersuchung gab genügende Anhaltspunkte, um die Diagnose auf pneumonia catarrhalis chronica zu stellen. Der Kranke war ein Neffe des verstorbenen Lojnabs. Da nun früher der Lojnab meine Hilfe trotz mehrfachen Drängens von Seiten des Generals abgelehnt hatte, so hielt ich mich zur Voraussetzung berechtigt, daß der Kranke nur in äußerster Not und vielleicht

nach langem, innerem Kampfe den Entschluß gefaßt hatte, bei dem fremden „Kaffiren“-Arzte vorzusprechen. Es war klar, daß die einheimischen Quacksalber bei all dem Eigendünkel ihrer Unwissenheit, die Hoffnung auf einen guten Ausgang seiner Krankheit aufgegeben hatten. Es war aber auch nicht minder klar, daß meine Lage im vorliegenden Fall eine fatale war. Es mußte unbedingt der Unterschied zwischen einem einheimischen Quacksalber und einem europäischen Arzt zur Schau kommen. Mein ganzes Renommee bei den Eingebornen hing von dem Erfolg dieser Kur ab; das Subjekt aber, das als Probestein für meine Leistungen zu dienen hatte, war zum Unglück ein ganz unpassendes. Es blieb mir im vorliegenden Fall nichts anderes übrig, als auf einen wenn auch ganz vorübergehenden Effekt zu zielen. Ich ließ die ganze medicinische Artillerie spielen, mit welcher man bei solchen Fällen auszurücken pflegt. Unter anderem riet ich dem Kranken, daß er seinen Aufenthaltsort verändern möge. In den Ausläufern des Paropamisus war es wohl möglich, ein recht hochgelegenes Thal mit einem genügend gleichmäßigen Klima zu finden. Es war aber viel leichter, den Rat zu erteilen, als dem Kranken und seinen Anverwandten beizubringen, welche Gegenden sich für diesen Zweck eignen würden. Ich konnte doch nicht die Höhe der Gegend in Fuß bestimmen, denn die Leute haben gar keinen Begriff von derartigen Angaben. Andererseits konnte ich auch nicht, wenn ich von der Gleichmäßigkeit des Klimas redete, auf das Maximum und Minimum der Temperatur hinweisen; auch davon hatten sie nicht mehr Begriff, als von dem Vorhergehenden. Jedoch kam die Sache Dank der Hilfe der beiden Dolmetscher und auch des Generals, nach einigen Minuten offenbar in Ordnung. Ich erteilte dem Kranken ferner den Rat, nach seiner Uebersiedlung an den neuen Ort, „Kumiß“ (gegohrene Stutenmilch) zu trinken; mein Vorschlag erregte aber nur Staunen von Seiten des Kranken und seiner Anverwandten. Es erwies sich, daß die ehrenwerten Söhne Afghanistans absolut keine Idee von „Kumiß“ hatten. Einer von ihnen fragte sogar: „ist das vielleicht Ayran?“ . . . Ich mußte ihnen also erklären, was Kumiß sei, wie man ihn zubereite, genieße u. dgl. m. Schließlich riß mir die Geduld und ich äußerte meinerseits meine Verwunderung darüber, daß den Afghanen der Kumiß unbekannt sei.

„Es wohnen doch so viele Usbegen in Euerem Reich," sagte ich, „besonders in dem Vilajet Tschaar. Wissen denn die Afghanen nicht, daß die Usbegen Kumiß bereiten?"

Ich erhielt eine verneinende Antwort und dabei noch eine verächtliche Bemerkung in Bezug auf die Usbegen.

Dessen ungeachtet, riet ich, die Dienste eines geschickten Usbegen in Anspruch zu nehmen. — Ich weiß nicht, ob meinem Rat Folge geleistet wurde. Es ist dies nicht gerade wahrscheinlich, wenn man den unversöhnlichen Haß der Usbegen gegen die Afghanen einerseits und anderseits die außerordentliche Verachtung und Bedrückung, welche die Afghanen den Usbegen angedeihen lassen, in Betracht zieht.

Diesem Kranken folgten nun andere Kranke und Krüppel, Afghanen und Usbegen. Während der Zeit des Aufenthaltes der Gesandtschaft in Masari-Scherif waren ihrer gegen 100 Mann unter meinen Händen gewesen. Es war das aber noch lange nicht die Zahl derjenigen, die bei dem Doktor-Saib, wenngleich derselbe auch ein „Kaffir" war, Rat und Hilfe holen wollten. Ich erfuhr später, daß viele von den afghanischen Posten, die alle Ein- und Ausgänge unseres „Palastes" sorgsam bewachten, zu mir nicht vorgelassen worden waren.

Unter den Krankheiten waren die Malarien vorwiegend; über den Typus derselben werde ich weiter unten sprechen, wo die Rede von Erkrankungen unter dem Personal der Gesandtschaft selber sein wird, da es mir in diesem Falle möglich war, genauere und andauerndere Beobachtungen anzustellen. Es kamen auch Fälle anderer Art vor. So wurde mir einmal ein dreijähriges Mädchen gebracht mit einer gangränösen Wunde an der linken Wange. Es war das eine — noma (Wangenbrand), die sich bei dem Kinde nach Blattern entwickelt hatte. Dieser Fall von Blattern ist der einzige, auf welchen ich überhaupt in Afghanistan gestoßen war, wenngleich es mir bekannt war, daß in Central-Asien eine heftige Blatternepidemie im Jahre 1877/78 geherrscht hatte. Ich hatte auch einen Knaben von acht Jahren mit einem schrecklichen Geschwür des Kniegelenks in Behandlung. Der Substanzverlust war so groß, daß trotz der reaktiven Entzündung, welche die Taschenbänder stark verdickt hatte, der Knorpel des rechten Knorrens des linken Oberschenkels ganz entblößt vorlag

und mit den Fingern betastet werden konnte. Es kam auch ein Fall von konstitutioneller Syphilis vor. Nach den Fieberkranken kamen am zahlreichsten die Augenkranken. Uebrigens ist es hier nicht gerade der Ort, um alle Krankheitsformen, die mir in dieser Stadt begegneten, ausführlich zu bezeichnen. Ich werde das bei einer anderen Gelegenheit thun.

Indessen verging ein Tag nach dem anderen, wir saßen noch immer in den vier Wänden unserer Wohnung. Wir waren jetzt ganz allein. Selbst der Debir hatte aus irgend welchen Gründen seine Besuche bei uns eingestellt. Die einzige Zerstreuung in unserer Einsamkeit bot uns der „Major mit dem dicken Bauch," welcher Spottname Mossin-Chan von M. angehängt worden war. Auch dieser hatte sich übrigens ein paar Tage gar nicht gezeigt, weil er, wie er uns später mitteilte, „tab derd", d. h. das Fieber hatte.

Am 1. Juli erkrankte der General. Die Krankheit begann mit einem Schüttelfrost, begleitet von einem mäßigen Gastricismus. In der Achselhöhle wurde eine Temperatur von 39° gemessen. Der Fieberparoxysmus wiederholte sich jeden Tag mit Remissionen (Abschwächungen) am Morgen. Die Krankheit dauerte drei Tage an.

Zu gleicher Zeit brach die Krankheit auch unter den Kosaken aus, sowie auch unter der einheimischen Dienerschaft. Bei einigen traten die Anfälle sehr stürmisch auf, von heftigem Erbrechen, Delirien, krampfartigen Kontraktionen in den Extremitäten begleitet. Bis zum 6. Juli erkrankten 18 von den 48 Mann, die das gesamte Personal der Gesandtschaft ausmachten. Der vorliegende Typus des Fiebers überraschte mich durch eine Eigentümlichkeit, wie ich sie bisher noch nicht zu beobachten Gelegenheit hatte. Ich führe hier als Beispiel einige Temperaturmessungen an, wie sie an den Kranken Tag aus Tag ein zu bestimmten Stunden angestellt wurden.

Der Kosak Belonossow, t° nach C.:

Tage der Krankheit.	Morgens zwischen 8 und 10 Uhr.	Abends zwischen 4 und 6 Uhr.
1.	38,6°	39,6°
2.	39°	40,5°
3.	39°	40,5°
4.	36,5°	37°

Diese Angaben reden dafür, daß der Fieberzustand volle drei Tage mit unbedeutenden Morgenremissionen anhielt. Es ist das der reine Typus des täglichen, anhaltenden Fiebers (febris continua quotidiana).

Das folgende Beispiel weist bei eintägigem Rhythmus eine Morgenremission für jeden zweiten Tag auf.

Der Kosak Kusnezow:

Tage der Krankheit.	Morgens (die nämlichen Stunden).	Abends
1.	39,9°	40,5°
2.	36,5°	40,3°
3.	38°	38,9°
4.	37°	38°
5.	36,5°	37°

Der Typus des Fiebers läßt sich als ein eintägiger mit Remissionen (febris quotidiana remittens) bezeichnen. Als eine Variation desselben Typus führe ich noch folgendes Beispiel an.

Der Kosak Fosanow:

Tage der Krankheit.	Morgens (die nämlichen Stunden).	Abends
1.	39,5°	40,1°
2.	36,8°	38,5°
3.	37,5°	38,2°
4.	37°	37,3°

In diesem Beispiel des eintägigen remittierenden Typus des Fiebers zeigen sich tägliche Morgenremissionen.

Die bezeichneten zwei Typen bildeten die vorwiegenden Formen der von mir beobachteten Fieber. Es kamen auch reine Formen des intermittierenden Fiebers mit dreitägigem Rhythmus vor, aber nur in 6 von 26 Fällen, die ich unter dem Personal der Gesandtschaft beobachtete. Die höchste Temperatur, die zur Beobachtung kam, betrug 41,2° C. in der Achselhöhle und bezog sich auf einen einzigen Fall, bei reinem, dreitägigen, intermittierenden Fieber.

Da ich schon von vornherein wußte, daß ich auf der Reise viel mit den berüchtigten „Balchschen" Malarien zu thun haben würde, so wendete ich stets eine besondere Aufmerksamkeit den hygieinischen Verhältnissen der Orte zu, wo wir unseren Auf=

enthalt aufzuschlagen hatten. Auch hier in Masari-Scherif ließ ich von meinem Programm nicht ab. In unserem Lehmquadrat wurde die möglichste Reinlichkeit beobachtet. Sobald sich Pferdemist auf dem Pferdehof ansammelte, trat ich mit der Bitte auf, daß man ihn fortschaffen möge, was den Afghanen und auch unserer eigenen Dienerschaft aus den Eingebornen nicht wenig Stoff zur Verwunderung lieferte. Sie sind dermaßen an Schmutz gewöhnt, daß der Mist ihnen ein verwandtes Element ist und meine bezüglichen Anordnungen ihnen als etwas recht Tolles erscheinen mußten.

Allen diesen Maßregeln zum Trotz brach die Krankheit doch unter unserem Personal aus. Mit jedem Tag mehrte sich die Zahl der Kranken. Wie konnte man sich nun diese Erscheinung erklären? — Gewiß nicht anders, als wenn man für diese Gegenden eine endemische Malaria annahm, welche, da sie in der Stadt herrschte, auch in unserem Quadrat ihre Wirkung ausüben mußte. Späterhin werde ich näher auf diese Frage eingehen, jetzt will ich jedoch in meiner Chronik fortfahren.

Als nämlich die Krankheitsfälle unter dem Personal der Gesandtschaft in bedenklicher Weise zunahmen, erteilte ich dem General den Rat, die Gesandtschaft ganz aus der Stadt hinauszuführen auf offenes Steppengebiet. Dieser Antrag wurde jedoch abgelehnt. Dem General schien mein Vorschlag unpassend zu sein — die Gründe hierfür gab er übrigens nicht an. Ich kann mir allerdings nur einen denken, daß ihn lediglich ein irriges Zartgefühl in seinem Verhältnis zu den Afghanen bewogen hatte, in der miasmenreichen Stadt zu verharren und somit auch die weiteren Erkrankungen unter dem Personal der Gesandtschaft zuzulassen.

Der General zeigte überhaupt in dem Verkehr mit den Afghanen nicht genug Selbständigkeit. Was von ihnen angesagt wurde — das galt ihm für gut.

Als ein Beispiel für das von mir hier zur Sprache gebrachte irrige Zartgefühl des Generals möge Folgendes dienen:

Die Gesandtschaft war schon vom ersten Tage an, wo wir das afghanische Gebiet betraten, in die Notwendigkeit versetzt gewesen, von der afghanischen Administration materielle Unterstützung entgegenzunehmen. So ging es während unserer Reise nach

Masari-Scherif und das Gleiche fand auch während des Aufenthaltes in Masari-Scherif statt. Alles, was für den Tisch der Gesandtschaft erforderlich war, wurde uns von der afghanischen Administration zugestellt; die Speisen waren hierbei gewöhnlich schon zubereitet. Nun hatte ich absolut nichts in Bezug auf die Nahrhaftigkeit und Ueppigkeit bei der afghanischen Küche auszusetzen, aber wie schön die Speisen auch zubereitet waren, so entsprach die Form ihrer Zubereitung doch nicht gerade immer dem russischen Geschmack. Selbst der vorzügliche Schaschlick konnte einem zuwider werden. Nach einigen Tagen war es darum zu bemerken, daß die Mehrzahl von uns die vorgesetzten Speisen kaum berührte. Was wäre nun natürlicher gewesen, als daß wir uns eine russische Küche eingerichtet und aus den Nahrungsmitteln, die uns die Afghanen lieferten, russische Speisen zubereitet hätten. Es konnte das um so leichter geschehen, als wir über zwei recht brauchbare Köche, eine Feldküche und das nötige Zubehör verfügten.

Indessen war die Sache lange nicht so einfach. Nach der Anschauung des Generals wäre es unpassend, eine russische Küche einzurichten: „die Afghanen könnten es ja schlimm auslegen, daß wir ihre Gastfreundschaft bemäkeln."

Wir hatten ferner sehr wenig Möbel in unseren Wohnräumen; unter anderem keinen einzigen Tisch, da die Afghanen keine Tische benutzen. Nun aber hatten wir unsere eigenen Feldmöbel; diese konnten und sollten wir ja wohl auch gebrauchen; indessen waren sie unausgepackt liegen geblieben, da es nach der Meinung des Generals im vorliegenden Fall undelikat gewesen wäre, eigene Möbel zu benutzen: „Es könnte," so erklärte sich der General, „den Stolz der Afghanen verletzen, wenn ihre Armut in dergleichen Sachen zur Schau käme."

Am 3. Juli erlag auch ich dem allgemeinen Geschick — ich erkrankte am Fieber.

Am 4. Juli wurde es bekannt, daß die von uns so sehnlichst erwartete Bewilligung des Emirs zur Weiterreise eingetroffen sei. Wir erfuhren gleichzeitig auch, daß an Stelle des verstorbenen Schir-Dil-Chans sein Sohn Chosch-Dil-Chan zum Lojnab des Vilajets Tschaar bestätigt worden sei.

Am 5. Juli besuchten wir wiederum den Palast des Lojnabs. Chosch-Dil-Chan empfing uns auf derselben Terrasse unter den

Tschinaren und bei eben so schönem Sonnenlicht, wie das erste Mal. Er erschien jetzt noch würdevoller als vormals. Wir hatten ein von einem einheimischen Orchester ausgeübtes Konzert anzuhören: die Musik war recht erträglich. Eine Hauptrolle spielten Instrumente mit hoher Tonlage und die türkische Trommel. An diesem Tage hatte ich wiederum einen Fieberanfall, trotzdem daß ich vorher tüchtig Chinin geschluckt hatte.

---

5. Kapitel.

Im afghanischen Turkestan.

Wir rücken aus. — Die afghanische Artillerie. — Huri-Mar. — Der Paß Ab-Dng. — Naib-Abad. — Unser Reisetag. — Der Germ-Sir. — Das alte Chulum. — Tasch-Kurgan. — Das Thor des Hindukusch. — Afghanische Disziplin. — Die Lage der Gesandtschaft. — Zündhölzchen der Firma Woronzow & Co. — Kurze historisch-geographische Beschreibung des Amuthales. — Die europäischen Reisenden in diesem Thal.

Am 6. Juli um 6 Uhr morgens rückte die Gesandtschaft aus Masari-Scherif in der Richtung nach Kabul aus. Zur Begleitung auf der Reise hatten wir nach wie vor den Debir-ul-Mulk und Mossin-Chan mitbekommen.

Mit Vergnügen verließen wir unsere wenig anziehende, wenngleich in gewisser Hinsicht auch nicht ungastliche Wohnung. Selbst die kranken Kosaken hatten sich aufgerafft und schwangen sich wacker in den Sattel. „Der Naturforscher", denn so wurde gegenwärtig B. genannt, hatte sich in üblicher Weise mit einem Taschenkompaß und einem Schiefertafelbüchlein versehen. Selbstverständlich war er darauf bedacht, den Kompaß und das Büchlein recht sorgsam vor den Afghanen zu verbergen; er machte seine Notizen im Rockärmel oder aber in seiner Cigarrettendose, indem er sich den Anschein gab, als ob er sich eine Cigarrette anfertigen wolle. Trotz dieser Kunstgriffe wurde er mehrfach von Mossin-Chan in flagranti überrascht, indessen gelang es ihm stets, recht annehmbare Erklärungen für seine Manipulationen vorzubringen. So hatte er einst das Zifferblatt seines Kompasses aufgedeckt, um den Winkel der Ablenkung unserer Route abzulesen,

als Mossin-Chan, der den Kompaß wohl für eine Uhr gehalten haben mochte, die Frage an ihn stellte: „tschend wacht est?" d. h. wie viel Uhr ist es. Dem Topographen war die Frage sehr unerwartet gekommen, er war vollständig in seine Arbeit vertieft gewesen und hatte keine Ahnung davon, daß Mossin-Chan ihn scharf beobachtete, er gab auf Geratewohl eine bestimmte Zeit an. Indessen mußte der Unterschied zwischen der wirklichen und der vom Topographen angegebenen Zeit doch ein sehr großer gewesen sein, denn Mossin-Chan glaubte die Richtigkeit seiner Uhr in Zweifel ziehen zu müssen. Der Topograph widersprach dieser Vermutung Mossin-Chans keineswegs und erklärte, daß er schon seit langer Zeit seine Uhr nicht mehr korrigiert habe und darum für ihre Richtigkeit nicht einstehen möchte. Unser lästiger Begleiter schien hierdurch völlig beruhigt zu sein.

Nach zweiwöchentlichem Hocken an dem einen Ort hatten wir uns wiederum in Bewegung gesetzt! Wir hatten noch einen weiten Weg durch die engen und krummen Straßen der Stadt zu machen. An einer Stelle war die Straße so eng, daß wir nicht zu zweien nebeneinander reiten konnten, wir mußten darum im Gänsemarsch einer nach dem anderen folgen. Nach einiger Zeit gelangten wir auf eine breite und gerade Straße, die in direkter Linie nach Osten führte. Hier wurden wir durch eine angenehme Ueberraschung erfreuet: die Straße war recht hübsch mit Feldsteinen gepflastert und zwar in ihrer ganzen Breite von 15 Ssaschenj. An der Ecke des Bazars, der in diese Straße einmündete, schloß sich unserer Cavalcade der neue Lojnab mit seinem Gefolge an. An den beiden Seiten der Straße und ebenso vor und hinter uns schritten Reihen von afghanischem Militär.

Neben dem Lojnab ging ein Offizier, allem Anschein nach ein Artillerist, der das Kommando über das Geleit führte. Er ging, indem er seine Hand auf den Rücken des Pferdes des Lojnabs gelegt hatte und kommandierte in afghanischer Sprache.

An beiden Seiten des Weges hatten sich die neugierigen Einwohner in Reihen postiert, indessen waren diese Reihen lange nicht so dicht, wie vormals bei der Ankunft der Gesandtschaft. Als der Lojnab vorbeiritt, erhoben sich die Eingebornen von ihren Plätzen, führten die Hand zur Stirn wie zum militärischen Gruß und murmelten oder riefen auch laut ihren Gegengruß:

„assalam aleikum“. Der Lojnab grüßte huldreich rechts und links und erwiderte die Begrüßungen. Die Dächer der Häuser boten momentan einen recht originellen Anblick. Es zeigten sich auf ihnen in Gruppen oder auch vereinzelt, weiße, plumpe Figuren. Es war das die neugierigere Hälfte des Menschengeschlechts — die Töchter Evas. Barmherziger Gott! in welche Gewänder aber waren sie gehüllt! Es waren das lange, weiße Tschadras, geradezu Leichentücher, die sie vom Scheitel bis zur Sohle völlig bedeckten. Die Tschadras sind hier ganz geschlossen, d. h. sie sind nicht vorn auseinanderzuhalten, wie bei den Tatarinnen und Ssartinnen, — es sind dies völlig geschlossene Säcke mit einem kleinen Fensterchen für die Augen. Aber auch dies Fensterchen ist gewöhnlich durch ein schwarzes oder weißes, härenes Netz verdeckt. Neben den Frauen zeigten sich auch die Kinder. Die jugendlichen, gebräunten Gesichter, zumeist dunkeläugig, schaueten mit Neugier auf unseren sich langsam fortbewegenden Zug herab. Ein paar herangewachsene Mädchen mit Ringen in der Nase konnten mit der Zeit zu dunklen Schönheiten heranreifen und gewährten uns somit annähernd eine Idee von der mutmaßlichen Schönheit der hiesigen Frauen. Viele Kinder indes waren pockennarbig und hatten einen kränklichen Gesichtsausdruck oder eine allzu bleiche, mitunter erdfahle Gesichtsfarbe, die nur schlecht zu ihrem kindlichen Alter paßte.

Wir zogen durch das kabulische Thor, das die Ueberreste der Mauern, die früher die Stadt umgürtet hatten, recht bedeutend überragte. Gegenwärtig hat die Stadt keine allgemeine Mauer mehr, nur auf der nordöstlichen Seite derselben befindet sich ein mit Kanonen versehenes Fort. Zwischen dem Fort und dem Palast des Lojnabs befindet sich der Stadtbazar. Hinter dem Stadtthor gelangten wir in eine durchweg flache Gegend. Rechts zu den Bergen hin befindet sich ein junger Park, hauptsächlich aus Pappeln bestehend; zweifellos stammen die Anpflanzungen hier aus jüngster Zeit, da die Bäume noch sehr jung sind. Einige Bewässerungskanäle durchkreuzen den Park in verschiedenen Richtungen und teilen ihn somit in mehrere recht umfangreiche Teile ein.

Links vom Wege, dem Park gegenüber, war afghanisches Militär aufgestellt. Als wir uns den Truppen näherten,

wurde eine Kanonade eröffnet, wobei die Geschütze abwechselten. Nachdem das Schießen eingestellt war, wurden die Geschütze aufgeprotzt; sie jagten nun mit einer Bespannung von 6 Pferden in voller Carrière anfänglich gerade auf den Weg los, machten dann in einigen Ssaschenj von demselben eine Wendung nach rechts und jagten parallel dem Wege weiter. Es war eine Lust, die feurigen Rosse anzuschauen, die mit einem Ruck in Carrière einsetzten und wie im Sturmwind die Geschütze dahinzogen.

Der General sprach den Wunsch aus, die Geschütze näher zu betrachten. Er begab sich darum in Begleitung des Oberst in raschem Galopp zu denselben hin. Wenngleich ich nun sehr schwach nach dem Fieberanfall war, den ich zum zweiten Mal tags vor unserer Abreise durchzumachen gehabt hatte, so wollte ich doch nicht die Gelegenheit versäumen, mir afghanische Geschütze anzusehen; ich setzte darum in kleinem Trab den vorangaloppierenden Reitern nach.

Wir hatten Geschütze von zweierlei Art und verschiedenem Kaliber vor uns. Zwei von den acht hier vorhandenen Geschützen waren aus Gußstahl (?), gezogen und entsprachen dem Kaliber nach, wie der Oberst sagte, unseren Vierpfündern. Es waren das Hinterladungskanonen mit einem Verschluß in der Form eines Parallelogramms. Ihre Konstruktion war, dem Gutachten des Obersten gemäß, eine sehr unvollkommene.

„Ich würde es nicht riskieren, sie in Gebrauch zu setzen," meinte er.

Der Lojnab erzählte uns mit sichtbarem Stolz, daß die Geschütze in Kabul, in der einheimischen, dem Emir angehörenden Waffenfabrik gegossen worden seien. Hierauf bemerkte der Oberst, daß „das eben sehr wahrscheinlich sei, indem die Engländer nicht so schlechte Geschütze lieferten." Glücklicherweise war diese Bemerkung in russischer Sprache gemacht, von welcher die Afghanen keine Idee haben. Ein solches Kompliment hätte sonst dem Nationalstolz des Lojnab wenig gemundet. Die übrigen Geschütze waren glatte Vorderladungskanonen aus Bronze. Sie entsprachen ihrem Kaliber nach ungefähr unseren Neunpfündern. Das Urteil des Obersten fiel in Bezug auf diese Geschütze viel günstiger aus, er führte sie in ihrer Genealogie in gerader Linie auf englische Meister und englische Arsenale zurück. Ich habe damals nicht

bemerkt, ob sie Stempel trugen, glaube aber, daß der Lojnab uns erzählte, daß sie dem Emir einst von den Engländern geschenkt worden wären.

Nach dieser flüchtigen Besichtigung der afghanischen Feldartillerie, setzten wir unseren Weg weiter fort. Als wir uns dem letzten Glied der Truppen genähert hatten, wünschte der Lojnab uns glückliche Reise und begab sich in seine „Residenz“ Masari-Scherif zurück. Uns folgten der Debir, Mossin-Chan und natürlich auch eine „entsprechende“ Eskorte. Diese „entsprechende“ Eskorte bestand aus 300 Reitern und 200 Infanteristen.

Der Weg, den wir nun eingeschlagen hatten, führte von der Stadt gerade nach Osten. Er war recht gut geebnet und sah wie ein rechter Chausseeweg aus; allerdings war das bloß ein „Aussehen“. Der Weg, 10 Ssaschenj breit, war von beiden Seiten mit Gräben begrenzt, die zur gegenwärtigen Jahreszeit übrigens ohne Wasser standen. An den Rändern der Gräben fanden sich hin und wieder armselige Weidengebüsche. Hinter dem Gebüsch aber, da traf unser Auge wiederum die alte wohlbekannte, weit und breit sich erstreckende Steppe, deren Antlitz die harten, von der Sonne versengten Grashalme wie mit den Borsten einer Bürste überzogen hatten.

In einigen Werst von Masari-Scherif hatten wir eine Brücke zu passieren, die über einen beträchtlich breiten Arick führte. Die Brücke heißt Seri-Pul, in der Uebersetzung „Brückenkopf“. Dem Namen nach wäre hier eine Befestigung zu vermuten, die die Brücke zu verteidigen hätte; statt der Befestigung aber befindet sich an der Brücke nur eine elende Hütte, in welcher eine Mühle eingerichtet ist.

Den ganzen Tagemarsch über folgte uns linker Hand ununterbrochen ein Arick. Uebrigens bezieht sich das „ununterbrochen“ bloß auf 16 Werst. In dieser Entfernung von Masari-Scherif nämlich befindet sich der Ort H u r i - M a r (Schlangenthal). Huri-Mar ist ein Häuflein halbzerstörter Häuser und zudem ein sehr kleines Häuflein. Auffallend ist hingegen hier eine recht umfangreiche Militärkaserne, die mit afghanischen Soldaten angefüllt war.

Das bereits aufgeschlagene indische Zelt erwartete hier die

Gesandtschaft. Das kam uns sehr gelegen. Geschwächt von dem gestrigen Fieberanfall wie ich war, fühlte ich mich von dem Marsch dermaßen ermüdet, daß ich mich sofort nach unserer Ankunft in unserem Lager auf dem Teppich ausstreckte und in einen festen Schlaf verfiel.

„Docteur, docteur!“ hörte ich wie im Traum. Ich öffnete die Augen. „Nan tejar est!“ (das Mittag ist bereit) rief mir der General zu.

Der General begünstigte nämlich in hohem Grade mein Bestreben, die in Afghanistan so sehr verbreitete persische Sprache zu erlernen. Er flocht darum oft in seine Gespräche mit mir einfache persische Redensarten ein. Wenn ich ihn nicht verstand, so übersetzte er mir freundlich das Gesagte ins Russische. Eine in französischer Sprache abgefaßte, persische Grammatik war mir von ihm ebenfalls eifrigst empfohlen worden.

„Nun, wie steht's mit Ihrem Fieber?“ fragte er weiter, als er bemerkte, daß ich keinerlei besonderes Verlangen nach Pilaw und Schaschlicks zeigen wollte.

Ich erwiderte, daß ich heute einen fieberfreien Tag habe, — was aber morgen kommen werde, das sei mir allerdings eine sehr wichtige, gleichzeitig aber eine unlöslare Frage.

Der General riet mir, mehr Chinin zu schlucken; nun ging ich mit mir in dieser Hinsicht ohnehin schon nicht gerade besonders zart um, ich schluckte Chinin bis zur Betäubung. In welch entsetzlichem Zustand aber befindet man sich nach einem heftigen Fieberanfall! Der Körper ist wie zerschlagen; die Muskeln sind zu wahren Lappen geworden; in den Knochen verspürt man einen unerträglich dumpfen Schmerz, im Kopf eine Leere, im Magen ein außerordentlich häßliches Gefühl ... Nun aber kommt noch die Annehmlichkeit, daß man im Sattel einen Tagesmarsch von einer beträchtlichen Anzahl von Werst, selten unter 20 bis 25, zurückzulegen hat. Der Kopf schwindelt einem ohnehin, man muß sich aber noch stundenlang im Sattel stoßen lassen. Ein Glück, wenn das Pferd einen raschen und bequemen Schritt besitzt. Im entgegengesetzten Fall befindet sich der Reiter in einer unangenehmen Lage. Ich für meinen Teil hatte mich nicht über meine Pferde zu beklagen; sie gingen rasch und bequem. Bei der Mehrzahl unserer Kosaken jedoch hatten die Pferde einen

schlechten Schritt. Im gegebenen Fall kam aber die Schnelligkeit sehr in Betracht. Der General hatte nämlich ausgezeichnete Renner. Man durfte nicht hinter ihm zurückbleiben. Im Schritt vermochten die Kosakenpferde ihm nicht zu folgen; sie mußten notwendigerweise im Halbtrab gehen. Nun giebt es wohl aber kaum eine qualvollere und beschwerlichere Gangart, als gerade diese. Ein Ritt in dieser Gangart vermag sogar einem gesunden Reiter das Innere umzuwenden. Die fieberkranken Kosaken befanden sich bei diesem Ritt in einem wahrhaft furchtbaren Zustand.

Am nächsten Tage rückten wir wiederum sehr früh aus. Es stand uns ein viel bedeutenderer Tagesmarsch bevor als der gestrige. Von Huri-Mar bis Naib-Abad, dem zum Nachtlager bestimmten Ort, hatten wir eine Strecke von 25 Werst zurückzulegen. Die ersten 7 bis 8 Werst hatten wir weichen Steppenboden, daraufhin begann ein langsamer Aufstieg zu dem Paß Ab-Dug (Aw du). Dieser Paß findet sich auf allen Karten verzeichnet. Indessen ist das nicht gerade ein Paß, sondern vielmehr eine Reihe kleiner, einander nahezu parallel liegender Hügel, über welche der Weg führt. Die Hügelreihen erstrecken sich über ein Gebiet von 10 Werst im Umkreis. Die Hügel beginnen von den schroff absetzenden Nordausläufern des Paropamisus, ungefähr in der Mitte des Weges zwischen Masari-Scherif und Chulum (Tasch-Kurgan) und ziehen sich in einem Strich nördlich fast bis zum Amu-Strom hin. Am Wege, der von einem Hügel zum anderen, aus einer Schlucht in die andere führt und stellenweise mit grobem Gestein und erratischen Blöcken bedeckt ist, befinden sich drei Festungen oder, richtiger gesagt, Wachttürme. Im mittleren Turm, der sich nahezu auf dem höchsten Hügel befindet, giebt's einen Brunnen, angeblich mit so schönem Wasser, daß selbst der Paß von diesem her seinen Namen erhalten hat[1]). Wozu stehen nun hier die drei Türme? Die Afghanen nennen sie sogar „Kalâ“ d. h. Forts. Es wurde mir erklärt, daß die Türme der Sicherheit der hier passierenden Reisenden wegen errichtet worden wären, da hier in früheren Zeiten das Räuberwesen stark geblühet habe.

[1]) Ab-Dug ist Wasser mit Quark und sauerem Rahm gemischt, ein angenehmes, erfrischendes Getränk; sehr üblich in Afghanistan.

Ich möchte hier gelegentlich einen Irrtum namhaft machen, welcher sich in der von der Turkestaner topographischen Abteilung ausgearbeiteten Karte eingefunden hat. Auf dieser Karte (Ausgabe 1877) führen zwei Wege über die parallele Hügelkette, welche wir eben passiert hatten: der eine durch den Paß Ab-Dug, auf Affal-Abad, der andere über Huri-Mar und Naïb-Abad, indem er den Paß im Norden umgeht. Hier ist nun kein einziges Wort richtig. Zwischen Huri-Mar und Naïb-Abad giebt's nur einen Weg und dieser führt über Huri-Mar nach Ab-Dug und steigt dann bis Naïb-Abad hinab. Von einem Ort Affal-Abad habe ich nichts gehört. Sehr wahrscheinlich, daß Naïb-Abad hie und da als Affal-Abad bezeichnet wird.

Wir waren nun in Naïb-Abad, woselbst wir uns auf dem Hofe einer umfangreichen Kaserne niedergelassen hatten. Inmitten des Hofes befand sich ein großes Wasserbassin mit einem aus einer Steinröhre hervorsprudelnden Wasserstrahl. Das Bassin war mit Steinen ausgelegt. Auf der westlichen und östlichen Seite des Ufers waren Baumgruppen angepflanzt. Der Hof war frisch mit Wasser besprengt. Um das Bassin herum waren einige Zelte aufgestellt, unter welchen besonders dasjenige hervorragte, welches für die Gesandtschaft bestimmt war. Dies Zelt war unmittelbar an den Rand des Bassins gerückt; die Seitenwände waren aufgeschlagen; der Fußboden, wie gewöhnlich, mit „Koschma“ bedeckt. Die doppelte Kegelspitze schützte uns vortrefflich gegen die senkrecht fallenden glühenden Sonnenstrahlen. Ich habe für dies Zelt stets mehr Sympathie gehegt als für die „Paläste“ der central-asiatischen Herrscher. Einige pyramidalische Zelte waren in der Nähe von dem unsrigen aufgeschlagen und dienten für die Kosaken und die Dienerschaft. Der Debir und Mossin-Chan und ihr Gefolge hatten in einem besonderen benachbarten Hofe Unterkunft gefunden.

Mit geringen Ausnahmen gestaltet sich nun unser Tag während der Reise folgendermaßen: unmittelbar, nachdem wir vom Pferde abgestiegen sind, begiebt sich der Debir mit der Gesandtschaft zu unserem Zelt, in welches er uns einzutreten ersucht. Wir treten ein und lassen uns „à la musulman“ nieder, d. h. wir setzen uns mit untergeschlagenen Beinen hin, da ja keine Möbel im Zelte vorhanden sind.

Daraufhin erscheint der „Tschai-Chan“, er bringt den Thee und reicht ihn herum; gleichzeitig wird auch das Frühstück aufgetragen, das aus Milch, Rahm, „Masta“ (spezifisch zubereitete sauere Milch), Brot und Eiern besteht.

Der Debir und Mossin-Chan trinken ihren Thee gesondert von uns in eigenen Tassen, essen jedoch mit uns zusammen von den gleichen Speisen und aus ein und derselben Schüssel. Das Gespräch beim Frühstück ist gewöhnlich recht unbedeutend und bezieht sich auf die zurückgelegte Strecke, die Pferde, den bevorstehenden Tagesmarsch und dergl. Sachen mehr. Die Unterhaltung ist nichts weniger als lebhaft. Alle sind ermüdet. Nach dem Frühstück erhebt sich der Debir mit den Worten: „General-Saib! wacht est isteragat kerden.“ (Es ist Zeit zu ruhen.) Er verabschiedet sich darauf von der Gesandtschaft, indem er beide Hände an die Ränder seines „Külach“ führt, und zieht sich zurück. Mossin-Chan erhebt sich ebenfalls und geht fort, oder er bleibt noch einige Zeit und setzt sein Gespräch in persischer Sprache mit dem General weiter fort. Wenn er sich aber entfernt, so vergißt er es nie, persönlich bei der Wache die Runde zu machen, um zu sehen, ob auch alle an Ort und Stelle sind, und wehe dann denjenigen, welche sich eine Fahrlässigkeit hatten zu Schulden kommen lassen.

Wir essen zu Mittag um 3 bis 4 Uhr, oft auch später und zwar allein. Der Debir zeigt sich nicht bis zum Abend, woselbst er gewöhnlich nochmals zu erscheinen pflegt, um nach dem Befinden der Gesandtschaft zu schauen; dann trinkt er mit uns zusammen den Abendthee und bleibt gewöhnlich seine zwei Stunden sitzen. Es läßt sich überhaupt sagen, daß der Debir sehr bald die allgemeine Sympathie des Gesandtschaftspersonals zu gewinnen gewußt hatte. Mit Mossin-Chan stand es etwas anders. Trotz der außerordentlichen Genauigkeit, mit welcher er den ihm obliegenden Pflichten und Sorgen in Bezug auf die Gesandtschaft nachzukommen wußte, trotzdem daß er unablässig um unsere Sicherheit besorgt war, so verlor er doch immer mehr und mehr in unserer Meinung; allerdings gab es eine wichtige Ausnahme unter uns: dem Chef unserer Gesandtschaft schien er sehr wohl zu gefallen.

Wie angenehm war uns das Geräusch des sprudelnden

Wassers. Welch eine Seltenheit in der Steppe! Man fühlte sich geradezu verlockt, ein Glas mit dem schäumenden Naß zu füllen, um den Durst zu löschen. Das Wasser war aber leider untauglich zum Trinken oder wenigstens verdächtig. Es roch stark nach Schwefelwasserstoff, was unser Entzücken sehr verminderte.

In Naïb-Abad waren wir um 8 Uhr morgens eingetroffen. Von dieser Stunde an bis 12 Uhr mittags hatte ich eine so enorme Menge von Chinin in Pulvern und in Lösung geschluckt, daß sich bei mir recht bald alle Anzeichen einer Vergiftung einstellten. Das war kein Rauschen und Klingen mehr im Kopf, wie vormals, was ich jetzt vernahm, es war wie das Geheul eines Sturmes in einem Nadelwald. Das Gehör war so weit abgestumpft, daß es mir schien, als ob die menschlichen Stimmen aus einem Kellerloch oder aus der Glocke einer Luftpumpe hervordrangen. In dem Muskelsystem war ebenfalls eine Unbotmäßigkeit eingetreten: es gab dann in dem einen, dann in dem anderen Muskel unangenehme fibrilläre Zuckungen. Die Herzschläge waren unregelmäßig: bald rasch, bald verlangsamt, bald stark, bald schwach, ja es trat selbst Herzarhythmie auf. Ich hatte offenbar des guten zu viel genossen. Mein Wunsch, dem Fieberanfall zuvorzukommen, den ich heute nach der Reihenfolge der Tage zu erwarten hatte, war so energisch gewesen, daß ich mich selber nicht geschont hatte.

Der in Bezug auf die Temperatur sehr mäßige Morgen wurde von einem heißen Tage abgelöst. Um Mittag trat der „Germ-Sir“ auf (siehe Seite 140). Die Erscheinung des Germ-Sir charakterisiert sich in folgender Weise. Nach einigen Tagen von nahezu völliger Windstille beginnt ein mäßig starker Westwind zu blasen. Je mehr er an Stärke zunimmt, desto heißer wird er. Schließlich wird die Hitze so arg, daß es einem scheint, als ob man sich in einem ungeheueren glühenden Ofen befände: man wird geradezu versengt von dem feurigen Hauch des Windes. Furchtbar ist es, wenn ein derartiger Wind den Wanderer in der Sandwüste überrascht! Außer der ungeheueren Hitze hat der Wanderer es hier noch mit Wolken von glühendem, feinem Sande zu thun, die von dem Wind emporgewirbelt werden. Der Sand dringt allerorts durch; es giebt keinen Schutz vor ihm: Augen, Ohren, Mund und Nase werden mit glühendem, salzigem

Sand angefüllt (die central-asiatischen Wüsten haben vielfach salzhaltigen Sandboden). Es atmet sich schwer; die Schwüle erreicht ihren Höhepunkt. Eine Staubwolke umhüllt den Wanderer und nimmt ihm jede Möglichkeit, den Weg fortzusetzen. In dieser Form wird der Germ-Sir „Tebbad" genannt.

Momentan befanden wir uns in einem schönen Zelt, das uns guten Schatten gewährte. Auch waren wir gegen den Wind recht gut durch die Mauern des Hofes und durch die Bäume geschützt. Schließlich, und das war das Wichtigste, hatten wir hier einen Ueberfluß an Wasser. Dessen ungeachtet hatten wir um 1 Uhr mittags 43,6° C., um 3 Uhr 44,3° C. Wie mußte es erst unter freiem Himmel, auf offener Steppe und unter den Sonnenstrahlen sein? Es wird einem nahezu bange, sich bloß eine Vorstellung davon zu machen. Diejenigen, welche in der Wüste von diesem „Hauch des Todes" überrascht werden, kommen selten gut durch; aber selbst in den Städten und Dörfern kommen Todesfälle vor, wie Mossin-Chan uns erzählte. Diese Winde herrschen im Vilajet Tschaar von der Hälfte Juni bis zur Hälfte des August. Auch in Russisch-Turkestan kommen die Winde vor. Die Stadt Chodschent hat jährlich zur bestimmten Zeit stark an diesen Winden zu leiden. Sie machen sich auch in Kokan und Taschkent fühlbar. Ich rede schon gar nicht von den Gebieten am Amu. Da gehören solche Winde zu den üblichen Erscheinungen. Im Vilajet Tschaar blasen die Winde zwei bis drei Tage nach einander, selten länger; oft aber beschränken sie sich auf ein paar Stunden, wiederholen sich aber dann um so öfter[1]).

„Und nun, Doktor, was können Sie sagen?" so fragte der General.

---

[1]) Bemerkenswert ist es, daß die englischen Reisenden im Amuthal nichts über diesen Wind verlauten lassen; bloß Lieutenant Irwing erzählt in seinen Memoiren über Afghanistan davon, daß in Buchara heiße Winde bekannt sein sollen. (Journal of the Asiatic Society of Bengal, vol. VIII. p. 786.) Indessen spricht schon Ruj Gonzalez de Clavijo darüber: „Am anderen Tage, am Sonntag, den 14.," lesen wir bei ihm, „verließen wir Andscho; es war ein so heftiger Wind, daß die Leute fast vom Pferde heruntergerissen wurden und er war so heiß wie Feuer. Der Weg führte durch Sand und der Wind erhob den Sand und trug ihn von Ort zu Ort und verschüttete Weg und Wanderer." Tagebuch der Reise zum Hofe des Timur nach Ssamarkand im Jahre 1403—1405, russisch von Sresnewskij, S. 222.

„Nichts Besonderes," entgegnete ich. „Ich verspüre allerdings eine leichte Chininvergiftung."

Der General riet mir, ein wenig vorsichtiger mit dem Chinin umzugehen und ließ dann auf meine Bitte mir Kaffee aus seinem eigenen Vorrat machen. Der Kosak Ssolodownikow, ein interessanter Mann, der vor mehreren Jahren in die Gefangenschaft der Chiwaner geraten und erst im Jahre 1873 nach der Eroberung Chiwas befreit worden war, bereitete mir den belebenden Trank. Ich genoß zwei Glas starken Kaffee mit wahrer Gier, er schien mir so schmackhaft zu sein wie nie zuvor.

Der „Germ-Sir" machte sich inzwischen immer fühlbarer. Die Gesunden hatten so gut wie die Kranken über eine erdrückende Hitze zu klagen. M. trank ein Glas Wasser nach dem anderen; übrigens kann hier von Gläsern nicht die Rede sein, sondern nur von Tassen. Das Geschirr aus Glas ist für das Reiseleben in Central-Asien nicht gerade passend und wird darum für gewöhnlich durch besondere Tassen ersetzt, die man „kaschgarische" nennt. Es sind das jedoch eigentlich nicht kaschgarische Tassen, sondern ein billiges chinesisches Produkt, das aus China nach Kaschgar und von dort nach Turkestan gebracht wird. Sie erinnern ihrer Form nach an die Spülnäpfe, wie sie zum Theegeschirr gehören, und sind von außen mit erhabenen Figuren bedeckt, welche Blumen und Tiere, namentlich aber die bei den Chinesen so sehr beliebten Drachen darstellen. Die Tassen dieser Art sind außerordentlich dauerhaft; die Gläser hingegen sehr leicht zerbrechlich. Die Dauerhaftigkeit der Tassen wird dadurch noch sehr erhöht, daß die Eingebornen für dieselben spezielle feste Futterale aus Leder oder Holz gebrauchen. Die Tasse im Futteral wird gewöhnlich an den Sattelknopf gebunden. In der russischen Armee im Turkestaner Gebiet werden dieselben ganz allgemein gebraucht, namentlich im Felde. Man trägt sie gewöhnlich am Gürtel angebunden. Fast jeder Soldat hat seine eigene Tasse. Die chinesischen Tassen sind indessen recht teuer. Eine solche von keineswegs besonderer Qualität kostet mindestens ihre 50 Kopeken, eine mittelmäßige 2 und selbst 5 Rubel. Selbstverständlich sind das keine Preise für den russischen Soldaten. Er braucht etwas Billigeres und wenn es auch einfacher sein mag. Die chinesischen Tassen werden darum mit Erfolg durch

russische Porzellannäpfe ersetzt. Ja selbst auf den hiesigen Märkten werden die chinesischen Tassen bereits durch die russischen Näpfe verdrängt. Diese Näpfe und auch die Theetassen gelangen selbst auf afghanische Märkte. So konnte ich mir in Masari-Scherif zwei russische Porzellantassen kaufen.

Der Topograph hatte seine Marschroute beiseite gelegt und las stündlich die Temperatur ab. Bei meiner furchtbaren Schwäche war ich selber außer Stande, die Temperaturmessungen anzustellen, ich warf mich unruhig auf meinem Teppich hin und her. Die hohe Temperatur übte auf mich, da ich vom Fieber entkräftet war, einen erdrückenden Einfluß aus. Der Gaumen war mir wie ausgetrocknet; ich atmete mühsam; der Kopf war bleischwer. Ich trank jeden Augenblick Eiswasser mit Moosbeerenextrakt. Der General erkundigte sich mehrfach und mit vieler Teilnahme nach meinem Befinden. Ich klagte natürlich über unerträgliche äußerliche Hitze. Er erteilte mir den Rat, den Kopf mit einem in kaltes Wasser eingetauchten Tuche zu umwinden; aber das half nur wenig. Nun war ich aber nicht der einzige, der so sehr litt. Die kranken Kosaken waren in nicht besserer Lage. Aber sie klagten nicht so laut und so mutlos über ihre Leiden, wie ich das that — sie lagen, sie tranken ihr Eiswasser und verhielten sich sonst still.

Um 7 Uhr abends fiel die Temperatur auf 35° C. Jetzt ließ es sich ein wenig freier atmen. Wie dem auch sei, — eine Differenz von $9\frac{1}{2}°$, das hatte seine Bedeutung!

Mossin-Chan fand sich heute bloß am Abend ein. Am Tage war er ausnahmsweise nicht bei uns gewesen. Auf die Klagen über unerträgliche Hitze, mit welchen wir ihn von allen Seiten bestürmten, antwortete er, daß es nur ein einziges Rettungsmittel in diesem Falle gebe, — sich möglichst warm zu kleiden. „Ich habe heute," sagte er, „nahezu den ganzen Tag in allen denjenigen Kleidern, die ich mit mir habe, gesessen und unausgesetzt Eiswasser getrunken. So macht man das gewöhnlich in diesem Fall."

Er erzählte ferner, daß es noch heißere Winde gäbe, als der heutige es gewesen war und daß dabei nicht selten Todesfälle vorkämen.

Um die Tageshitze während der Reise zu vermeiden, wurde

beschlossen, um 2 Uhr nachts von unserm Rastpunkt aufzubrechen. Wir rechneten darauf, daß wir in Tasch-Kurgan (Chulum) am Morgen früh eintreffen konnten. Mossin-Chan machte seine Runde bei den afghanischen Posten, was an dem andauernden wilden Rufen der afghanischen Kommandoworte zu erkennen war, und begab sich zum Schlaf.

Um 2 Uhr nachts ertönte die Trompete — gegenwärtig unser übliches Signal zur allgemeinen Reveille. Bald darauf erschallte auch das dumpfe, wie aus einem unterirdischen Gewölbe hervordringende Trommelgerassel. Ein Zeichen, daß die afghanische Eskorte in Reih und Glied getreten und zum Ausrücken bereit sei.

Ein unsicheres Halbdunkel herrschte zur Stunde, als ich mich von meinem heißen Lager erhob. Der Mond stand fast im Zenith, rötlich blaß, glanzlos — gerade so wie eine verrauchte Laterne, in welcher eine Unschlittkerze brennt; das Licht, das der Mond lieferte, war so gering, daß uns schon auf einige Ssaschenj abseits vom Wege die Gegenstände verschwommen und in chaotischer Gestaltung erschienen. Ein wütendes Hundegebell geleitete uns aus dem Dorfe hinaus.

Trotz der nächtlichen Zeit war die Temperatur noch eine recht bedeutende. Von den Bergen kam ein leichter Windzug; aber dieser Wind hüllte uns völlig wie in eine warme Dampfatmosphäre ein. Wir fühlten uns überhaupt ungefähr so, wie in einem russischen Bad. Man konnte nicht nur ohne Oberkleid, sondern auch ohne jegliche Bekleidung reiten. Ich saß zu Pferde im bloßen Seidenhemd und war doch völlig vom Schweiß bedeckt. Wir ritten sehr langsam. Ein paar mal stießen wir auf unserem Wege auf „Tschebbar-Chanè", d. h. Poststationen.

Gegen 6 Uhr morgens gelangten wir zu einer Menge von Ruinen, die ein Gebiet von einigen Quadrat-Werst bedeckten. Diese Ruinen waren das eigentliche Chulum, welches vor ca. 100 Jahren noch ein sehr belebter Ort gewesen ist [1]). Die

---

[1]) Moorcroft erzählt folgendes über die Verwüstung dieser Stadt: „Im vorigen Jahre (d. i. 1823) war die Bevölkerung von Tasch-Kurgan von einer gewaltsamen Uebersiedelung nach Kundus bedroht, wohin Murad-Beg mitunter ganze Dörfer und selbst Städte überzusiedeln pflegt. Vor einem Jahre

Gebäude haben sich noch recht gut erhalten. Sie besitzen fast durchweg eine Jurtenform und sind aus ungebrannten Ziegeln erbauet. Uebrigens war der Ort noch nicht ganz verlassen. Ich bemerkte, daß einige der „Steinjurten", wie ich diese Häuser nennen möchte, noch bewohnt waren.

Von den Ruinen Chulums bis Tasch-Kurgan beträgt die Entfernung etwa 8 Werst. Der Weg nähert sich allmählich den Bergen, an welchen er bei der Stadt selber fast unmittelbar vorbeizieht. Einige Werst vor der Stadt ist der Weg mit kleinem und grobem Gestein bedeckt. An der nördlichen Seite des Weges ist ein recht großer Arick gezogen; er dient zur Bewässerung der hier verstreueten Felder, von welchen gegenwärtig das Getreide (Weizen) zumeist schon abgenommen war.

An einer Stelle, in einigen Werst von Tasch-Kurgan, sprang plötzlich unter einem Maulbeerbaum ein tierähnlicher Mensch hervor mit wildem langen Haar, in Lumpen gehüllt und rief uns etwas zu. Es war das ein Eingeborner, ein Derwisch; er sprach uns um Almosen an. Wenn man nun das wilde Geschrei vernahm, das nichts mit einer menschlichen Stimme gemein hatte, wenn man die wild rollenden Augen sah und dies Gesicht und die ganze Figur, bei welcher jede Spur von Erinnerung nicht nur an ein Ebenbild Gottes, sondern auch an ein Ebenbild des Menschen verwischt war, so würde man wohl die direkte Abstammung dieses Mannes von einem Affen zugegeben haben. Im vorliegenden Fall würde sich gewiß niemand daran stoßen und selbst die Antidarwinisten hätten wohl nichts hiergegen einzuwenden gehabt. Aus einem elenden Hüttchen, das am Fuße des Baumes Platz gefunden hatte, kroch ein anderes, ebenfalls tierähnliches Geschöpf hervor und stieß ein dumpfes Geknurr aus, denn als menschliche Stimme konnten die Laute, die er von sich gab, auf keinen Fall gelten. Der Debir war jedoch anscheinend kein Freund dieser

---

hatte er die Bewohner von Sar-Bag und Chulum dorthin abgeführt. Tasch-Kurgan konnte diesem Geschick nur dadurch entgehen, daß es den Offizieren Murad-Begs eine bedeutende Bestechungssumme zukommen ließ. Die Verwüstungen, welche die Kunduser Fieber unter den Ansiedlern anrichten, können zur Entvölkerung des ganzen Thales führen, wenn nicht einmal dieser despotischen Behandlung des Volkes ein Ende gemacht werden sollte." Moorcroft „Journey in to Kabul and Bokhara". Bd. II. p. 452—453.

unglücklichen Wesen; er gab einem der uns begleitenden Afghanen einen Wink und der Derwisch wurde fortgejagt.

Etwa 5 Werst von der Stadt verspürten wir einen kräftigen Südwind. Das war schon nicht mehr der heiße Wüstenwind, der uns den ganzen Tag über mit seinen glühenden, erstickenden Umarmungen umfangen gehalten hatte, — es war das ein recht frischer Gebirgswind, welcher aus der vor uns sichtbar im Süden liegenden Chulumschlucht hervorbrach. Als wir in die Stadt selber eintraten, die zum größten Teil nördlich von der Schlucht zu liegen kommt, hatte der Wind bereits eine bedeutende Stärke erlangt. Ein solcher Wind bläst hier mit geringen Abwechselungen in seiner Stärke, gewöhnlich jeden Tag von 11 bis 12 Uhr mittags. Nach 12 Uhr legt er sich völlig.

Bevor wir in die Stadt gelangten, hatten wir noch ein paar hundert Schritt über einen Friedhof zu machen. Die ungeheuere Anzahl von Gräbern, die hier auf einigen Quadrat-Werst zerstreut waren, sprechen für eine bedeutende Sterblichkeit in der hiesigen Stadt, vielleicht aber auch für ihr hohes Alter [1]). Aber nichts kann uns davon abhalten, die beiden Ursachen gleichzeitig gelten zu lassen. Ich muß sogar noch hinzufügen, daß auf der Nordseite der Stadt sich ein zweiter, recht umfangreicher Friedhof befindet. Dort, wo dieser Friedhof keilförmig in das Gebiet der Stadt hineindringt, fanden wir eine Familie, die hier ein Begräbnis vollzog. Ein muselmännisches Begräbnis ist höchst einfach: nicht nur, daß es jeder Effekthascherei fern steht, es ist gewissermaßen übertrieben in seiner ernsten Schlichtheit: man vergräbt die Leiche und damit ist's auch aus; keine Erinnerung mehr an den Verstorbenen! [2]) ...

---

[1]) Wer weiß, vielleicht liegt hier das Ἄορνος des Arrian, eine von den beiden größten Städten, die von Alexander dem Großen sofort nach seinem Uebergang über den indischen Kaukasus erobert wurden. Ἀῤῥιάνου Ἀνάβασις Buch III. Kap. 29.

[2]) Wir geben gern zu, daß der erste Eindruck einer mohamedanischen Bestattung auf den Europäer ein sehr ungünstiger sein mag; immerhin ist die bezeichnete Aeußerung des Verf. zum mindesten allzu scharf gefaßt. Man erinnere sich nur der Trauerzeit, der Totenfeste, Leichenmahle, Grabdenkmäler, Hügel ꝛc. ꝛc. Siehe hierüber auch Vambéry „Skizzen aus Mittel-Asien". 1868. S. 77—79. Anm. des Uebers.

Wir kamen auf einen Platz, der von drei Seiten halbmondförmig von der Stadt eingerahmt war; von der vierten Seite, der westlichen, war er von dem Friedhof begrenzt. Im Osten des Platzes, jenseits des Flüßchens Chulum, das hier eine Breite von 20 Ssaschenj und eine Tiefe von einigen Fuß hat, erhebt sich die Citadelle der Stadt — „Kurgan“. Es ist das in Wahrheit ein „Tasch-Kurgan“, eine „steinerne Festung“ in der Türksprache; das Hauptkastell der Festung ist eine natürliche Feste, ein Felsen von 15 Ssaschenj Höhe. Nebenan liegen die Kasernen und andere Gebäude, welche der lokalen Garnison Unterkunft bieten. Alles das ist von einer recht hohen Lehmmauer umgeben, die sich an die Feste anlehnt. Es wurde uns erzählt, daß sich in der Citadelle zwei „Paltanen“, d. h. Bataillone Infanterie mit einigen Geschützen befänden. Diese Paltanen marschierten momentan auf dem Platz vor unseren Augen. Die Uebungen waren von der Lokalobrigkeit angeordnet, um uns einen rechten Begriff von der afghanischen Macht beizubringen und entsprachen in dieser Hinsicht völlig dem Empfang und dem Geleit, welche uns in Masari-Scherif zu Teil geworden waren. Wie dem auch sei, ein paar hundert kräftiger Kerle in verschiedenem Kostüm und mit verschiedener Bewaffnung, stampften im Takt energisch umher nach den melancholischen Klängen des persischen Marsches. Daraufhin formierten sie eine Kolonne und marschierten an uns vorbei zur Citadelle hinein.

Es wurde uns Unterkunft im Garten des Lojnabs angewiesen, an der Nordseite des Platzes, somit in unmittelbarer Nähe des Friedhofes und des frischen, kaum zugeschütteten Grabes. Diese Nachbarschaft mißfiel uns arg, wenngleich wir auch nichts dagegen ausrichten konnten. Jedenfalls durfte der Garten, in welchem wir uns niedergelassen hatten, diesen Namen mit Recht führen. Außer den Obstbäumen gab es hier auch Sträucher und, was bemerkenswert war, auch Blumenbeete. Inmitten des Gartens steht der Palast des Lojnabs, ein dreistöckiges, quadratförmiges Haus, dessen innerer Hof in einen Blumengarten verwandelt ist. Auf dem Dach des Gebäudes befindet sich ein Türmchen, von welchem aus sich eine Aussicht auf die Stadt und ihre Umgebung eröffnet. Ich erfreuete mich lange an dem Panorama, das sich zu unseren Füßen ausbreitete. Gerade nach Süden hin bemerkt

man in dem schroffen Gebirgszug einen dunklen klaffenden Spalt; es ist das die Schlucht Chulum. Im Ost und West erstrecken sich dichtlaubige Gärten, hinter welchen kümmerliche Felder liegen. Der Amu befindet sich in einer Entfernung von ca. 20 Werst nördlich von der Stadt... Die Gemächer in diesem Palast sind gerade so anspruchslos eingerichtet und ausgeschmückt, wie die in Masari-Scherif es waren. Die Wände sind von schlechten, hauptsächlich Bäume und Blumen darstellenden Malereien bedeckt.

Zur Mittagszeit wurde die Hitze so unerträglich, daß wir im unteren Stock Unterkunft suchen mußten. Ein umfangreiches, gewölbtes Gemach mit einem einzigen Fensterchen an der Decke — vermutlich ein Gefängnis — bestimmten wir zum Schlafzimmer. Der Leser möge sich nicht darüber verwundern, daß gerade dieses Zimmer und kein anderes von uns zu diesem Zwecke auserlesen wurde: um 3 Uhr nachmittags herrschte hier eine Temperatur von 33,3° C., im Zelte und in den oberen Zimmern hingegen 42° C. Die Differenz von 9° war es, welche uns dazu gebracht hatte, das Gefängnis allen anderen Räumen vorzuziehen. Erst um 7 Uhr abends war in dem Zelte die gleiche Temperatur eingetreten.

Es wurde Nacht. Mossin-Chan hatte in üblicher Weise die Runde gemacht und sich daraufhin auf seinen Bärenteppich, unweit von unserem Zelte gelagert. Ich war schon fast eingeschlafen, als ich plötzlich auf ein dumpfes, unbestimmtes Geräusch aufmerksam wurde, das von regelmäßig fallenden Schlägen herzurühren schien. Zu gleicher Zeit rief mir auch M. zu: „Hören Sie, Doktor, was ist das?" Ich erhob mich vom Bett und horchte hin. Die Schläge ließen sich in unmittelbarer Nähe von uns in den nächsten Gebüschen vernehmen, eine gedämpfte und ärgerliche Stimme murmelte etwas dabei. Nach einigen Minuten erkannte ich, daß das Mossin-Chans Stimme war. M. konnte unmöglich zurückbleiben: er schlich leise aus dem Zelt hinaus und näherte sich dem Gebüsch. Bald kehrte er wieder zurück mit der Mitteilung, daß der Lärm dadurch verursacht worden war, daß Mossin-Chan einen afghanischen Wachtposten züchtigte; er schlug ihn mit dem Gewehrkolben, ohne darauf zu sehen, wohin die Schläge fielen, er schlug mit Wut auf ihn los. Der Wachtsoldat gab keinen Laut von sich und lag regungslos auf dem

Boden, gerade so, wie ihn Mossin-Chan niedergeworfen hatte. Nach einigen Minuten hörten die Schläge auf; es ließen sich einige Stimmen vernehmen. Mossin-Chans Stimme klang etwas unsicher, sein Gefährte sprach sehr leise. Ich bemerkte daraufhin, wie ein Etwas, das in Koschma gehüllt war, vor unserem Zelte von afghanischen Soldaten vorbeigetragen wurde.

Am Morgen fand sich die Erklärung für dies geheimnisvolle Ereignis. Die Sache war die, daß Mossin-Chan, nachdem sich alle zu Bett begeben, eine nochmalige Inspektion der Wachtposten angestellt hatte. Er fand einen der Posten im Schlaf. Der Arme wurde durch einen Kolbenstoß erweckt. Sein schwaches Flehen um Gnade verdoppelte nur die Schläge. Der Unglückliche wurde so lange mißhandelt, bis er die Besinnung verlor und dann in der Koschma fortgetragen wurde.

Dies Ereignis hatte einen außerordentlich deprimierenden Eindruck auf uns gemacht. Welche Barbarei! wozu diese Strenge? Wozu werden wir so sorgsam bewacht? Ist unsere Lage wirklich nicht ungefährlich? Und welche Ursachen für eine Gefahr könnte es geben? — Tausende derartiger Fragen machten sich geltend und warteten ihrer Lösung. Die einzige Antwort hierauf war der halb zu Tode geprügelte Wachtposten. Eine dreifache Kette von Wachen, von welchen die Gesandtschaft beständig umgeben war, das Verbot des Chefs, auch nur einen Schritt außerhalb dieser Kette zu wagen, die absolute Abgeschlossenheit der Gesandtschaft von aller Welt — alles das waren Erscheinungen, die uns vom Amu-Darja an begleiteten. Die afghanische Administration ging mit uns wie mit einer kostbaren Waare um, welche von Hand zu Hand unversehrt und unbeschädigt abgeliefert werden mußte und gegen etwelche Beschädigung oder Verlust kontraktmäßig durch ungeheuere Bußen gesichert war. Wir stießen, genau genommen, nie auf eine abschlägige Antwort, aber wir bekamen stets einige Bedenken in Bezug auf unsere Sicherheit zu hören. So war es z. B. einem jeden von uns gestattet, ein paar hundert Schritt abseits vom Lager zu machen; wohl aber war hierfür stets eine spezielle Eskorte erforderlich, und um diese zu erlangen — nahezu die Bewilligung des Emirs selber. Das Resultat lautete nun: man kann's, aber es geht nicht. Eine seltsame und unbegreifliche Lage! Nun aber erwiesen sich späterhin

alle diese seltsamen Umständlichkeiten, die angeblich für die Sicherung der Gesandtschaft notwendig waren, als ganz zwecklos.

An diesem Tage, dem 9. Juni, wurden wir alle höchlichst durch ein Ereignis erfreut. Bei M. waren die Zündhölzchen ausgegangen. Er nahm es sich sehr zu Herzen, daß er sich gegenwärtig beim Feueranmachen bloß mit seinem Feuerzeug zu behelfen haben werde. Radschab-Ali, der Karawanen-Baschi der Gesandtschaft, sprach jedoch die Hoffnung aus, daß auf dem hiesigen Bazar Zündhölzchen („Kugjürt“) zu finden sein würden, und erschien richtig nach einer halben Stunde mit einigen Schächtelchen Schwefelhölzer der Firma „Woronzowa & Ko.“. Natürlich erwartete niemand von uns, dies heimatliche Fabrikat in dem entlegensten Teile Central-Asiens vorfinden zu können. Es kam uns das recht sonderbar vor, weil wir, wie alle Russen, fest überzeugt waren, daß unsere Handelsverbindungen mit Central-Asien sehr gering seien. Hierüber sprechen ja genügend die offiziellen Berichte und die verschiedenen privaten Quellen. War es nun daraufhin zu erwarten, daß ein heimatliches Fabrikat und zudem ein solches, das außerordentlich leicht zu Schaden kommt, so weit vordringen könnte. Indessen hatte die Sache ihre Richtigkeit. Ich füge noch hinzu, daß wir für 10 Schachteln, zu einem Hundert Zündhölzchen in einer jeden — eine Tenga (20 Kop. nomineller Wert) zu zahlen gehabt hatten. Späterhin überzeugten wir uns davon, daß dieser Fall, daß unsere Fabrikate nach Asien kamen, keineswegs eine Ausnahme war; wir fanden auf afghanischen Märkten russisches Eisen und russischen Zucker und manch' andere Gegenstände. Jedoch hierüber später. Gegenwärtig scheint es mir am Platze zu sein, wenn ich eine kurze geographische Uebersicht gebe über den Teil der Amuniederung, welcher von der Gesandtschaft besucht worden war, und über die angrenzenden Gebiete.

Das Thal des Amu ist ein recht weites. In dem Meridian, nach welchem wir das Thal durchkreuzten, d. h. von Schirabad aus bis zu den nördlichen Ausläufern des Hindukusch, hinter Masari-Scherif, hat es eine Breite von 150 Werst. An gewissen Stellen ist es bald breiter, bald schmäler, es verengt sich

jedoch allmählich nach Osten hin, woselbst die beiden mächtigen Gebirgssysteme, die das Thal von Nord und Süd begrenzen, sich in dem riesenhaften Bergknoten Pamir vereinigen. Im Westen geht das Thal unmerklich in den unabsehbaren Ozean der Turaner Wüste über. Nahezu inmitten des Thales mit leichten Ablenkungen, bald gegen Nord, bald gegen Süd, fließt der größte der central-asiatischen Flüsse — der mächtige Amu, der Oxus der Griechen, der Dscheichun der Araber.

Noch unlängst hat man viel darüber gestritten, inwiefern sich der Amu zur Schiffahrt eigne. Es wurde nahezu allgemein behauptet, daß der Amu fast bis Balch für die Schiffahrt ungeeignet sei [1]). Unter den Einwänden, die gegen die Beschiffung des Amu, speziell mit Dampfschiffen, vorgebracht wurden, sind namentlich folgende zu nennen: die Stromgeschwindigkeit, Seichtheit, eine bedeutende Menge von veränderlichen Sandbänken u. dgl. m. Die neuesten Forschungen russischer Reisenden (Grotenhelm, Bickow u. a. m.) lieferten das Ergebnis, daß der Amu nahezu von der Einmündung des Flusses Wachsch an, nicht nur für Schiffe, sondern auch für Dampfschiffe sehr wohl geeignet sei. Meine persönlichen Beobachtungen können nur wenig zur Lösung dieser Frage beitragen. Immerhin halte ich mich veranlaßt, selbst das Wenige, was ich an Ort und Stelle von dem Strome gesehen oder gehört habe, zur allgemeinen Kenntnis zu bringen.

Was nun den ersten Einwand betrifft, der gegen die Schiffbarkeit des Flusses geltend gemacht wird, die allzu große Stromgeschwindigkeit nämlich, so ist diese im Meridian von Tschuschka-

---

[1]) Indessen schreibt schon Strabo: „Man sagt, daß der Fluß Oxus, der Baktrien von Sogdiana scheidet, so leicht zu beschiffen sei, daß man auf ihm die indischen Waren bequem bis nach Hyrkanien, von dort aus weiter auf Flüssen bis an die Grenzen des Pontus bringen könne.“ Strabo, Geographie, Buch II. Kap. I. — Zu Beginn des 14. Jahrhunderts schrieb der bekannte arabische Reisende Ibn-Batuta folgendes über die Schiffbarkeit des Oxus: „Durant l'été on navigue sur l'Oxus, dans les bateaux jusqu'à Termedh (am rechten Ufer des Oxus, stromaufwärts von Balch), et l'on rapporte de cette ville du froment et de l'orge. Cette navigation prend dix jours à quiconque descend le fleuve.“ Voyages d'Ibn Batoutah traduits par Défrémery, vol. III. p. 5.

Gjusar allerdings eine recht beträchtliche; indessen gilt diese große Stromgeschwindigkeit keineswegs für die ganze Breite des Stromes, sondern hauptsächlich nur für das Hauptfahrwasser näher zum afghanischen Ufer. Es wurden von uns keine direkten Messungen der Stromgeschwindigkeit angestellt, indessen läßt sich diese leicht aus den Angaben berechnen, über welche wir momentan verfügen. Nach Schwarz beträgt die absolute Höhe von Tschuschka-Gjusar 800 Fuß, diejenige des Aralseees 163 Fuß. Der Abstand zwischen den beiden Punkten ist bekannt, die Stromesbreite schwankt zwischen 300 Ssaschenj und 2 Werst (1 Werst = 500 Ssaschenj). Hieraus nun läßt sich die relative Stromgeschwindigkeit des Amu in den betreffenden Gebieten ohne Schwierigkeit bestimmen.

Eine andere Ursache, durch welche die Schiffahrt auf dem Strome angeblich behindert wird, — die Seichtheit des Stromes, hat höchstens nur für den Unterlauf des Amu ihre Bedeutung. Die letzten Tiefmessungen, die von Bickow von Tschardschui aus bis zur Mündung des Wachsch ausgeführt wurden, zeigten, daß der Strom durchweg keine geringere Tiefe, als 1 Ssaschenj besitzt, währenddem die Tiefe im Hauptfahrwasser, am afghanischen Ufer, nicht unter 3 Ssaschenj steht, ja vielleicht noch eine bedeutendere ist. Bei der anderen Fähre, bei dem Flecken Patta-Gjusar, auf 30 bis 40 Werst stromaufwärts von Tschuschka-Gjusar, woselbst ich dreimal über den Strom hinübersetzte, im August und Dezember 1878 und Februar 1879, ist die Tiefe des Stromes bei einer Breite von 400 Ssaschenj eine noch beträchtlichere. Die Forschungen von Bickow haben es klar genug bewiesen, daß der Amu von nun an den Strömen zuzuzählen ist, die sich zur Schiffahrt eignen — und zwar seiner Wassermenge, sowie seiner mittleren Stromtiefe nach.

Nicht die vermeintlichen Schwierigkeiten dieser Art sind es, die der auf diesem mächtigen Strom zur Entwicklung kommenden russischen Dampfschiffahrt Hindernisse in den Weg legen werden. Ein ernstliches und kaum zu umgehendes Hindernis für die Entwicklung der Schiffahrt liegt vielmehr in dem nahezu völligen Mangel an Heizmaterial auf der ganzen Strecke des Stromes. Die mitunter vorzufindenden kleinen Pappelhaine und das Gesträuch, wie z. B. bei Patta-Gjusar, können nicht ernstlich in Betracht kommen, wenn es sich um Heizmaterial für die Schiff-

fahrt handelt. Es fehlen hier die bedeutenden Saxaulwälder, mit denen eine Partie der Ufer des Syr-Darja so reich ausgestattet ist. Fügen wir noch hinzu, daß auch in den benachbarten, die beiden Ufer begrenzenden sandigen und teilweise salzhaltigen („Solontschaki") Gebiete nur geringe und zudem auch noch recht spärliche Saxaulsträucher anzutreffen sind, so wird man zugeben müssen, daß gerade dieser Mangel an Heizmaterial das bedeutendste Hindernis für die Entwickelung der Dampfschifffahrt abgeben wird. Es verdient dieser Umstand um so mehr Beachtung, da die Frage, ob an den Ufern des Amu oder in dessen Nähe Steinkohlenlager zu finden sind, immer noch ungelöst bleibt.

Eine fernere wesentliche Schwierigkeit für die Entwickelung der Dampfschiffahrt liegt darin, daß die Ufer des Amu sehr gering bevölkert sind. Zwischen den Niederlassungen — ich rede natürlich nur von dem mittleren und oberen Lauf des Amu-Darja — werden die Abstände mitunter nicht nur nach Dutzenden, sondern nach Hunderten von Werst gezählt.

Eine so geringe Bevölkerung der Ufer des größten der central-asiatischen Ströme scheint beim ersten Anblick etwas recht Sonderbares zu sein. In Central-Asien geizt ja der Mensch mehr wie sonstwo mit jedem Zoll bewässerten Landes, indem allerorts ein Mangel an solchem herrscht. Dieser Mangel bedingt es, daß die Bevölkerung sich selbst an relativ unbedeutenden Flüssen, wie der Serawschan, Tschirtschik, Angren u. a. m., außerordentlich zusammengedrängt hat. Nun sollten doch die großen Wassermengen des Amu, die ein ungeheueres Gebiet zu bewässern imstande wären, eine bedeutende Bevölkerung anlocken können. Indessen sind die Ufer des Stromes auf große Strecken hin völlig unbewohnt. Diese auffallende Erscheinung läßt sich jedoch leicht erklären, namentlich wenn man die Ufer des Stromes auf gewisse Strecken zu besichtigen Gelegenheit gehabt hat. Allem Anschein nach ist nämlich nur ein schmaler Uferstrich für Ackerbau geeignet. Ich sage, „allem Anschein nach," denn das Ufergebiet ist mit Schilf und Wiesenland bedeckt und scheint ein fetter „Tschernosëm" (Schwarzerde) zu sein. Bei genauerer Betrachtung ergiebt es sich jedoch, daß nahezu der ganze Landstrich nichts anderes, als ein ununterbrochener Sumpf ist;

selbst dort, wo das Wiesenland nicht unter Wasser steht, erhebt es sich so wenig über dem Wasserspiegel des Stromes, daß es beim hohen Wasserstand im Sommer stets überflutet wird. Auf diese Weise kann denn dieser kulturfähige Landstrich nicht für den Ackerbau benutzt und darum auch nicht besiedelt werden.

Wie sieht es aber nun weiter hinter dem Uferland, zu beiden Seiten des Stromes, aus? So weit ich hierüber zu urteilen vermag, indem ich den Strom an den zwei erwähnten Punkten beim Hinübersetzen berührte, so kann ich wohl sagen, daß sich hinter dem kulturfähigen Uferstrich eine leblose, sandige, stellenweise salzhaltige („Ssolontschaki") Wüste erstreckt. Auf viele Werst, ja oft auf viele Dutzende von Werst, ins Innere des Landes hinein, findet sich nur ein einförmiges, totes Land, das sich keineswegs für eine Besiedelung eignen könnte. Darum also sind die Ufer des Stromes trotz der großen Wassermenge desselben so spärlich bevölkert. Selbstverständlich aber müssen neben diesen Ursachen der geringen Bevölkerung der Amu-Ufer auch einige andere Umstände sozialer und politischer Art in Betracht kommen, die hier im Laufe vieler Jahrhunderte gewirkt haben und auch gegenwärtig noch bis zu einem gewissen Grade ihre Wirkung ausüben. Zweifellos ist es, daß bei den weiteren Fortschritten des humanitären Einflusses von Rußland in Central-Asien, welcher bereits so segensreich auf die annektierten Gebiete eingewirkt hat, auch das von Gott und den Menschen benachteiligte Thal des großen Amu, wenn auch nicht rasch aufblühen, so doch jedenfalls in hohem Grade den wilden, unwirtlichen Anstrich verlieren wird, der ihm gegenwärtig eigen ist. Die Arbeit der Menschen vermag Wunder auszurichten, wenn sie nur frei ist und im Interesse des Arbeiters selber ausgeübt wird. Das ist es nun gerade, was hier früher gefehlt hat! Um dies umfangreiche Gebiet zum Leben zu erwecken, müssen großartige Bewässerungsbauten ausgeführt werden. Diese Bauten aber können nur unter der Bedingung geschehen, daß Arbeit und Eigentum gesichert werden. Von allem diesen hatte man bisher keine Idee gehabt, oder richtiger gesagt, man hat sie gehabt, aber sie ist gegenwärtig vergessen worden. Rußland ist der Bevölkerung an den Ufern des Yaxartes (Syr-Darja) zu Hülfe gekommen und hat eine friedliche Entwickelung des Landes ermöglicht. Hierauf aber

wird sich die Kulturaufgabe Rußlands nicht beschränken; es wird auch in das Thal des Amu gelangen, um die hier seit dem Niedergang der arabischen Blütezeit schlummernde Bevölkerung zu einem neuen Leben anzuregen . . .

Hinter dem Wüstenstrich von Sand und „Ssolontschaki“, durch welchen der Amu von Nord und Süd begrenzt wird, und näher zu den Bergen hin vermehrt sich die Zahl der bevölkerten Punkte in beträchtlichem Maße. Die Stadt Schirabad mit ihrem Bezirk und ebenfalls auch Kabadjan sind schon recht bedeutende Oasen im Norden vom Amu. Im Süden vom Amu, bereits im afghanischen Gebiet und an den nördlichen Ausläufern des Hindukusch finden sich in sehr verschiedener, wenn auch nicht bedeutender Entfernung von einander, die recht volkreichen Städte: Masari = Scherif, Tachtapul, Tasch = Kurgan, Kundus, Balch, Sari-Pul, Chiber-Chan, Andscho u. a. m. Alle diese bevölkerten Ortschaften sind Oasen, umgeben von der sie begrenzenden Sandwüste der Turaner Niederung, die fast unmittelbar bis an die Ausläufer des Hindukusch-Gebirges vorgreift. Gewöhnlich kommen diese Oasen an irgend ein Flüßchen zu liegen, welches aus den benachbarten Gebirgszügen entspringt. Eine Ausnahme von dieser allgemeinen Regel machen die Städte: Masari-Scherif und Tachtapul, welche über Bewässerungskanäle verfügen, die vom Balchstrom abgeleitet worden sind. Die Mehrzahl der hiesigen Städte behält den Namen der Flüsse bei, an welchen sie gelegen sind. So z. B. Kundus, das an dem Strome gleichen Namens liegt, Chulum (Tasch = Kurgan), Balch, Sari = Pul u. a. — an den Strömen, die den gleichen Namen führen. Außer dem Kundus gelangt kein einziger dieser Ströme bis zum Amu. Sie sind durchweg nicht gerade wasserreich. Die Notwendigkeit einer künstlichen Bewässerung der hiesigen Felder wirkt so intensiv, daß das gesamte Wasser dieser Flüßchen an Ort und Stelle von den Feldern konsumiert wird. Die größte Menge des Wassers geht in Verdunstung auf, abgesehen natürlich von einer bestimmten Quantität Wasser, welches von Pflanzen und Tieren verbraucht wird. Der Wasserverlust durch Auffaugung von Seiten des Bodens muß als sehr gering veranschlagt werden, da der zum Ackerbau verwendbare Boden „Löß“ ist, welcher, wie bekannt, über eine sehr geringe Auffaugungskapazität für das Wasser verfügt.

Der Charakter des kulturfähigen Landes ist somit auch hier der gleiche wie in den anderen Teilen des großen Turkestaner Gebietes, wie in den russischen Provinzen, so auch in den Chanaten Buchara und Chiwa. Die Eigenschaften des Bodens erklären es, warum hier die Bewässerungsbauten so leicht zu errichten sind. Die Wände der Gräben brauchen keine besondere Mächtigkeit zu besitzen, namentlich dort, wo die Wassergräben sich über das Niveau des Bodens erheben, was bei den kleinen Gräben eine recht übliche Erscheinung ist, um doch bei der geringen Aufsaugungskapazität des Bodens in vorzüglichster Weise das Wasser in ihrem Bett fortzuleiten.

Das Wasser im Amu-Darja und auch in den kleinen Gebirgsströmen enthält zur Sommerzeit eine Menge suspendierter, mineralischer Bestandteile, wodurch es stark getrübt und oft geradezu einer fettigen Emulsion ähnlich erscheint. Dieser Reichtum des Wassers an mineralischen Bestandteilen bedingt auch die Fruchtbarkeit der Felder, die von den genannten Strömen bewässert werden. Nicht zu bezweifeln ist es aber auch, daß das Wasser der Ströme organische Bestandteile enthält, möglicherweise in noch bedeutenderen Mengen, als anorganische. Leider war ich außerstande, auf Wegen einer chemischen Analyse eine quantitative Bestimmung der organischen Bestandteile für die Gewässer der hiesigen Ströme und Kanäle zu machen. Wenn ich also behaupte, daß das Wasser eine bedeutende Beimischung organischer Substanzen enthält, so geschieht das nur darum, weil ich allerorts eine außerordentliche Verschmutzung der Kanäle durch Schutt und Abfälle von Küchenüberresten, die von der Bevölkerung in ungeniertester Weise in die Bewässerungskanäle geworfen werden, beobachtet habe. Es finden sich zudem auf dem Wege der großen und kleinen Bewässerungskanäle auch Reisfelder, welche ihrerseits natürlich nicht wenig zur Verschmutzung der Kanäle beitragen. Die Behauptung, daß die Kanäle hier durch eine große Menge von organischen Substanzen verschmutzt seien, wird schließlich auch durch die Reichlichkeit der Fiebermiasmen bekräftigt. Gegenwärtig ist doch die Anschauung, daß das Fiebermiasma sich unter den Bedingungen einer Zersetzung organischer Substanzen im Wasser und bei entsprechender Temperatur ausbilde, ein nahezu elementarer Satz geworden. In

der von uns besprochenen Gegend aber existieren ja die drei von uns zur Entstehung von Fiebermiasmen als notwendig angegebenen Faktoren insgesamt.

Ich hätte jetzt noch — so weit das ins Bereich meiner persönlichen Beobachtungen fällt — mich über das Klima, die Bevölkerung und ihr Leben auszusprechen; indessen wäre es verfrüht, wenn ich schon jetzt diese Frage berühren wollte. Bei der Besprechung dieser Fragen hätte ich mich auf meine zweite Reise nach Afghanistan, welche ich zu Ende des Jahres 1878 unternahm, zu berufen, und Zahlen und Beobachtungen vorzuführen, welche sich auf meine Tagebücher vom Januar und Februar 1879 beziehen. Ich komme auf diese Fragen im II. Band meiner „Reisen" zurück. Gegenwärtig aber möchte ich den Versuch machen, in Kürze auf die Geschichte des Amuthales einzugehen, wobei ich mich hauptsächlich auf die von mir berührten Punkte beschränken werde. Ich glaube, daß der Leser mir das nicht verargen wird, zumal da ich bei meiner Darstellung nicht etwa irgend ein kompilatorisches, historisches Werk, sondern hauptsächlich Originalquellen zu benutzen gedenke.

Die Geschichte eines jeden Landes und eines jeden Staates findet ihren Beginn, oder besser gesagt, ihre Vorläufer, gewöhnlich in verschiedenen Mythen, Sagen, Legenden und Traditionen. Das uns hier interessierende Gebiet, das klassische Baktriana, macht keine Ausnahme von der allgemeinen Regel. Es giebt hingegen nur wenige Länder auf der Erde, die in dieser Beziehung mit Baktriana wetteifern dürfen. Der Unterschied von den anderen Ländern ist höchstens nur der, daß hier der Gegenstand der Traditionen von tieferer und allgemeinerer Natur ist, als in den anderen Ländern. Das Objekt der Sagen ist hier die gesamte Menschheit und zudem das Wiegenzeitalter derselben. Die hiesigen Mythen und Traditionen sind so sehr von dieser Eigenheit durchdrungen, daß hier selbst die rein lokalen Sagen für gewisse Gegenden stets mit der allgemeinen Geschichte der Menschheit in Verbindung erscheinen. Es läßt sich sogar noch mehr sagen: die Traditionen allgemeiner Natur haben sich hier weit besser erhalten, als die rein lokalen Traditionen und zwar

zum Nachteile der letzteren. Man stößt darum auch oft auf negative Resultate, dort wo man nach Traditionen forscht, die sich an die hiesigen Städte, Ruinen u. dgl. m. knüpfen. Anderseits aber findet man Legenden über den Aufenthalt von Adam, Noah und anderen biblischen Patriarchen in diesen Gegenden, d. h. überhaupt in der oberen Hälfte des Amuthales ... Diesen Legenden nach war die Hauptstadt des Landes, Balch, von Adam nach der Vertreibung desselben aus dem Paradies errichtet [1]. Eine Variation zu dieser Legende erzählt, daß die Stadt durch Kajumars (Gajumart) errichtet worden sei, dem ersten persischen Herrscher aus der Dynastie der Pischdadier [2]. Bekanntlich wird Kajumars von den muselmännischen Schriftstellern mit Adam identifiziert; es war das somit nicht nur der erste persische König, sondern auch der erste Mensch [3]. Die gleichen muselmännischen Schriftsteller erzählen hierbei, daß Kajumars einen Bruder gehabt habe und bringen die Begründung der Stadt in Verbindung mit diesem Umstand. Der Name der Stadt wird von dem Ausruf des Kajumars abgeleitet, mit welchem er seinen Bruder begrüßte, — Bal-akh! (wahrlich, das ist mein Bruder!) [4].

Anderen Legenden zufolge wurde Balch von späteren persischen Herrschern begründet: von Tachmuras (Tachma-urupa) oder Lohrasp (Lohrasp, Arvadaspa); der letztere wird bei den Historikern sogar der „Balki", d. h. der von Balch, genannt [5]. Mit dieser Stadt wird auch die Sage von dem Feldzuge des assyrischen Königs Ninus nach Ober-Asien in Verbindung gebracht. Der Sage gemäß wurde die Stadt Balch (Baktra) von Ninus nur dank der Energie und der Klugheit der Semiramis

---

[1]) Wilford erzählt hierüber folgendes: „Die Muselmänner, welche die zu Bamjan gehörenden Gebiete bevölkern, behaupten, daß der Ort so genannt werde, weil Adam und Eva, nachdem sie aus dem Paradies vertrieben und lange Zeit gesondert herumgeirrt waren, hier zufällig zusammentrafen und einander mit Umarmungen begrüßten; darum wird denn dieser Ort Bahla, oder in veränderter Form — Bahlaca genannt, was „Ort der Begrüßung" bedeutet." Asiatic researches of the Society instituted in Bengal, vol. VI. p. 492.

[2]) Mirkhond, Rausat us Sefa, Shea's translat. vol. I. p. 58.

[3]) Wilford, loco cit. p. 465.

[4]) Mirkhond, loco cit. p. 58.

[5]) Wilson, Ariana antiqua. p. 123.

eingenommen, die dazumal nur die Frau eines Feldherrn im assyrischen Heere war [1]). Aber früher noch soll hier schon Abraham gelebt haben, der von hier aus, also aus dem alten Baktriana, in das Land Kanaan gezogen war. Ich habe die Sage in mündlicher Ueberlieferung von den Afghanen erhalten; in der Litteratur findet sich diese Sage bloß bei Wilford (a. a. O.) erwähnt, aber auch hier wird sie eher mit Bamjan als mit Balch in Verbindung gebracht. Diesen Sagen zufolge ist der Amu einer der Flüsse, die dem Paradiese entströmten [2]).

Die lokalen Sagen stimmen darin überein, daß hier, in Balch, der religiöse Kultus der Feueranbeter begründet wurde. Zoroaster (Zarathustra) lehrte hier nämlich mit größtem Eifer seine Lehre. Gustasp, der Darius Hystaspes der Griechen, schloß sich nicht nur persönlich dieser Lehre an, sondern that auch sein Möglichstes, um alle Welt zur Anerkennung der Feueranbetung zu bringen. Albiruni erzählt, daß der Sohn Gustasps, Issendiar (Spentodata), dem neuen Glauben allerorts Geltung zu verschaffen suchte, ohne dabei vor irgendwelchen Gewaltthaten zurückzuscheuen; es gelang ihm auch in ganz Asien, von den Grenzen Chinas bis zu den Gebieten Rums (Byzantien) [3]) die Tempel der Feueranbeter zu errichten. In der Zend-Avesta finden wir Balch unter den ersten von Ormasd (Ahuramazda) erschaffenen Städten erwähnt [4]). Zu dieser Zeit tritt an Stelle der Sagen die Geschichte auf.

Die recht genauen, wenngleich auch nichts weniger als ausführlichen, historischen Berichte reichen in eine sehr entfernte Epoche der Existenz dieses Gebietes zurück. Schon in den Edikten des Darius Hystaspes findet man der Länder zu beiden Seiten des Oxus erwähnt [5]). Herodot zählt in seiner Geschichte die Satrapieen

---

[1]) Diodorus v. Sic. Bd. II. Kap. 6.

[2]) Yule, Abriß der Geographie und Geschichte der Länder am Oberlaufe des Amu-Darja, in der Uebersetzung von O. Fedtschenko. S. 1. Clavijo bezeichnet den Amu ebenfalls als einen aus dem Paradies fließenden Strom. S. 224. Uebersetzung von Sresnewskij.

[3]) Reinaud, Mémoire sur l'Inde. Paris 1849. p. 91.

[4]) Zend-Avesta, ouvrage de Zoroastre, par Anketil du Perron, Paris 1771, vol. I. p. 266: „Der vierte Ort, die vierte Stadt, Beheschtgleich, welche ich, Ormasd, geschaffen — war Balch" (Bâkhdi).

[5]) Minajew, „Nachrichten über die Gebiete am Oberlauf des Amu", S. 55.

ab, in welche die persische Monarchie zur Regierungszeit des Darius Hystaspes zerfiel und sagt unter anderem, daß in der 12. Satrapie die Baktrier wohnten, in der 15. die Saken (Scythen) und Kaspier, in der 16. die Parthier, Chorasmier, Sogdianer und Arier [1]). Alle diese Völker wohnten zu beiden Seiten des Oxus. Zu dieser Zeit und auch späterhin erfreute sich Balch, wenngleich es auch nicht mehr die Residenz der persischen Könige war, einer hohen Blüte. Es war das ein centraler Sammelplatz für die Handelsleute des Westens und Ostens. Der große centralasiatische Strom, der Oxus, war die Hauptader für diesen Welthandel [2]).

Aber nicht nur dieser Stadt allein wird von den muselmännischen Schriftstellern ein so hohes Alter und eine so glänzende Vergangenheit zugeschrieben. Mit Balch rivalisierte in gewisser Beziehung auch Merw. Einer Ueberlieferung zufolge ist die Stadt von Tachmuras begründet worden [3]), von anderer Seite wird ihre Begründung Alexander dem Großen zugeschrieben [4]). Wir werden späterhin sehen, daß die Stadt zur Zeit der Verbreitung des Islams in Central-Asien zu gleichem Ruhm und Glanz gelangte, wie Balch.

Die Feldzüge Alexanders des Großen in Ober-Asien haben ein helles Licht auf die geographischen Verhältnisse der Länder zwischen dem Oxus und Jaxartes geworfen; von spezieller Wichtigkeit waren sie für die Kunde Baktriens. Gewisse Teile Central-Asiens sind von den Historikern Alexander des Großen mit vieler Genauigkeit und Klarheit beschrieben worden. Eine der genauesten Schilderungen giebt Q. Curtius in dem Citat, das sich bei

---

[1]) Herodot, Thalia. Kap. 93—93.

[2]) Bei Strabo lesen wir über den Oxus folgendes: „Nach Aristobulos ist der Oxus der größte aller von ihm gesehenen asiatischen Ströme. Er sagt auch, und er hat solches sowohl als Eratosthenes aus dem Patrokles entnommen, daß er schiffbar sei, und daß vermittelst seiner viele indische Waren nach Hyrkanien geschafft würden, woselbst sie alsdann die Albanier bekämen, die sie mit Hülfe des Kyros weiter in das Euxinische Meer schafften.“ Geographie, Bd. XI, Kap. 7. Siehe auch Wilson a. a. O. S. 163.

[3]) Barbier de Meynard, Dictionnaire de la Perse extrait de Jacout, p. 526. Paris 1861.

[4]) Ebn-Haukal. Oriental Geography, transl. by Ouseley, p. 215. Lond. 1880.

Burnes findet[1]). Arrian beschreibt sehr genau den Oxus[2]). Die Lage der Stadt Baktra wurde astronomisch zuvörderst von Eratosthenes, dann von Ptolomäus bestimmt[3]). Was aber von den griechischen Schriftstellern völlig ignoriert wird, das ist der religiöse Kultus des Landes. Indessen wären ihre Berichte hierüber von außerordentlichem Wert für uns gewesen.

Zur Zeit Alexanders des Großen war Baktriana ein Bestandteil der persischen Monarchie. Nach seinem Tode fiel es den Seleukiden zum Anteil zu. Jedoch schon im 67. Jahre nach dem Tode Alexanders[4]) trennte sich Baktrien von dem Reiche der Seleukiden los und führte von nun an sein selbständiges Leben. Teodotus (Diodotos), der den Beinamen „Herrscher über die tausend Städte Baktriens" führte, begründete aus den abgefallenen Oxusländern ein unabhängiges griechisch-baktrisches Reich. Zur Hauptstadt des Reiches wurde wiederum Balch. — Zu den verschiedenen Zeiten seiner nahezu 200jährigen Existenz umfaßte dieses neue Reich in seinen Gebieten folgende Länder: Sogdiana im Norden, im Süden nahezu das gesamte gegenwärtige Afghanistan mit Kabul und Bamjan und den westlichen Teil von Indien. Zur Vergrößerung des Reiches trug nicht wenig Eukratides bei, einer der kriegerischsten griechischen Könige des baktrischen Reiches. Er führte einige siegreiche Feldzüge nach Indien aus[5]). Es war das ein Zeitgenosse des Partherkönigs Mithridates und wird von Justin als „großer Herrscher" bezeichnet[6]). Auch Menander und Demetrius[7]) waren um die Ver-

---

[1]) Bd. II, S. 353 der russischen Uebersetzung; Bd. I, S. 249 der deutschen. Das Citat bezieht sich auf die Schilderung Baktrianas. Anm. d. Ueb.

[2]) *Ἀῤῥιάνου Ἀνάβασις.* Buch III, Kap. 29.

[3]) Gosselin, Géographie de Grecs analysée, Tafel I und IV, Paris 1790.

[4]) Minajew, a. a. O. S. 57.

[5]) Wilson, Ariana antiqua, Kapitel über Eukratides.

[6]) Justin, Liber XLI, 6: „Eodem fere tempore sicuti in Parthis Mithridates, ita in Bactris Eucratides, magni uterque viri, regnum ineunt."

[7]) Strabo — Buch XI Kap. 11 — schreibt folgendes: „Baktrien ist ein sehr weitläufiges und fruchtbares Land, welches fast alle Sachen, nur die Oliven ausgenommen, hervorbringt. Die griechischen Könige, die dieses Land zum Abfall brachten, gelangten infolge der Fruchtbarkeit des Landes zu solchem Ansehen, daß sie nach

breitung der baktrischen Macht hochverdient. Immerhin aber hatte Baktriana schon zu Ende der Regierung des Eukratides einen Einfall von Seiten der Parther und der Scythen zu erleiden, welche sich einiger Provinzen des baktrischen Reiches bemächtigten[1]). Von diesen Zeiten an wurden die Einfälle der nordischen Barbaren immer häufiger und häufiger, bis schließlich kaum über 100 Jahren v. Chr. (126)[2]) das Reich völlig erobert wurde. Mit Anbruch unserer Zeitrechnung finden wir Baktriana als Bestandteil des indisch-scythischen Reiches. Zu dieser Zeit hatte Kuenschawang (Kwéi-schwang) die Yuetschi[3]) (Yuetshi) besiegt, denen hauptsächlich die Zerstörung des baktrischen Reiches zuzuschreiben war[4]); er besetzte das Land südlich vom Hindukusch und das Thal des Indus und begründete das indisch-scythische Reich.

Im 6. Jahrhundert n. Chr. war Baktriana neuen Einfällen von Seiten der wilden Horden ausgesetzt. Es waren das die Türken, die hier anfänglich auf den Trümmern des baktrischen Reiches ein neues türkisches Reich begründeten. Indessen fand bereits Sian-Tsjan (Hsüen-tsang) ein Jahrhundert nach diesem

---

dem Zeugnis des artamitenischen Apollodorus sich zu Herren über ganz Ariana und Indien machten und mehr Völker, als selbst Alexander in ihre Botmäßigkeit brachten. Der berühmteste von ihnen war Menander, welcher gegen Osten sein Heer über den Hypanis bis zum Berg Imaus führte, teils in eigener Person, teils unter der Anführung des Demetrius, eines Sohnes des baktrianischen Königs Euthydeneus. Sie eroberten aber nicht allein ganz Pattalene, sondern auch die ganze übrige Seeküste oder die sogen. Königreiche des Tessariostus und Sigerdis. Ueberhaupt ist Baktriana den Worten des Apollodorus nach ein Schmuck des ganzen Ariana gewesen. Die baktrianischen Könige haben ihre Eroberungen sogar bis an die Grenzen der Seren und Phrynen erstreckt." „Sie herrschten auch in Sogdiana, welches oberhalb und westlich von Baktriana liegt, zwischen dem Oxus, der Baktrien von Sogdiana trennt, und dem Jaxartes."

[1]) Nämlich: Aspiona u. Turiva. Strabo l. cit.

[2]) Yule, loco cit. S. 2.

[3]) Ueber die Identität der Τόχαροι der Griechen, der Tu-ho-lo der Chinesen, der Tocharen der Araber und damit auch wahrscheinlich der indischen Tuchāra mit den alten Yuĕ-tshī siehe v. Richthofen „China", Bd. I, S. 439. Anm. d. Uebers.

[4]) Strabo erzählt — Buch XI Kap. 8 — daß unter den Scythen, die den Hellenen Baktriana abgenommen hatten, folgende Völkerschaften waren: die Asier (Asi der russischen Chroniker?), Pasianer, Tocharer und Sakarauler, ferner diejenigen, die aus der jenseits des Jaxartes gelegenen Gegend herkamen.

Ereignis dies Reich in eine Menge kleiner, mehr oder weniger unabhängiger Fürstentümer zerfallen. Dies ganze Konglomerat von Fürstentümern, die sich im oberen und mittleren Thalgebiete des Amu befanden, dem Po-tsou des Sian-Tsjan, bezeichnet der chinesische Reisende mit dem Sammelnamen Tou-cho-lo (Tou-charâ), d. h. Tocharistan. Die geographischen und ethnographischen Nachrichten, die Sian-Tsjan über diese Gebiete vorbringt, sind so genau und interessant, daß es wohl am Platz sein dürfte, einen Auszug aus seinen Schilderungen zu geben:

„Nachdem man das „Eiserne Thor“ passiert hat,“ erzählt Sian-Tsjan, „gelangt man in das Reich Tou-ho-lo. Dies Reich umfaßt ein Gebiet von 1000 Li[1]), in der Richtung von Süd nach Nord und von 3000 Li von Ost nach West. Im Osten wird es begrenzt von den Bergen des Tsong-ling, im Westen berührt es Persien. Im Süden grenzt es an große Schneeberge, im Norden stößt es auf das „Eiserne Thor“. Der große Strom Po-tchou (Oxus, Watch) fließt in der Mitte des Landes, indem er sich nach Westen richtet. Schon seit mehreren Jahrhunderten ist das königliche Geschlecht in diesem Lande ausgelöscht. Die mächtigen Häuptlinge haben sich nach langem Zwist ein jeder den Titel eines Herrschers beigelegt und haben dann, indem sie sich für geschützt hielten (vor den Einfällen der äußeren Feinde) durch die Ströme und natürlichen Hindernisse, das Reich Tou-ho-lo (Toukharâ) in 27 Teile geteilt (Staaten). Wenngleich aber nun ihre Gebiete streng gesondert sind, so sind sie doch in ihrer Gesamtheit dem Tou-kioue (den Türken) untergeben. Da die Temperatur hier stets eine sehr bedeutende ist, so sind die Epidemieen sehr häufig. Zu Ende des Winters und zu Beginn des Frühjahrs finden hier ununterbrochene Regen statt. Darum sind hier im südlichen Teile des Landes, nördlich von Lan-Po, die Epidemieen stark verbreitet[2]). In Folge dessen ziehen sich alle Frommen (Bewohner)

---

[1]) Der Verfasser giebt die Länge eines Li auf circa 1/2 Werst an. Wir weisen darauf hin, daß für die Zeit des Sian Tsjan 338 Li gleich einem Grad des Aequators zu rechnen sind; 1 Li wäre somit = 0,309 Werst. Siehe hierüber Richthofen „China“, Bd. I, S. 542. Anm. d Uebers.

[2]) Die chinesischen Worte: ouen-tsi bedeuten in buchstäblicher Uebersetzung „heiße Krankheiten“, d. h. Krankheiten, die durch hohe Temperatur er-

am 16. Tage des 2. Monats in feste Wohnungen zurück und treten nur am 15. Tage des 3. Monats wieder hervor. Dieser Brauch ist durch die Uebermenge von Regen bedingt. Die religiösen Vorschriften, die hier gegeben werden, sind den Verhältnissen der Jahreszeiten angepaßt. Die Bewohner sind schlaff ihrem Charakter nach und feige; sie sind von gewöhnlicher und unedler Gestalt; sie haben einige Begriffe vom rechten Glauben." „Ihre Umgangssprache unterscheidet sich ein wenig von den Dialekten der andern (benachbarten) Völker. Ihre Schrift besteht aus 25 Zeichen, aus deren Verbindung sich die Bezeichnungen aller Gegenstände ergeben. Die Bücher werden quer beschrieben und sind von links nach rechts zu lesen." „Die Mehrzahl der Bewohner kleidet sich in Baumwollenzeug, wollenes Gewebe wird wenig getragen. Im Handelsverkehr bedienen sie sich goldener, silberner und andrer Münzen, welche sich in ihrer Form von den Münzen andrer Staaten unterscheiden [1])."

In dieser Zeit gelangte der Buddhismus zu großer Verbreitung in dem Thale des Amu. Als Hauptherd dieses sozial-religiösen Kultus für das gesamte Thal diente Balch — das alte Baktra — oder Po-ho-lo, wie es von Sian-Tsjan genannt wird. Aber die Stadt hatte nicht nur in religiöser Hinsicht eine so hohe Bedeutung, auch politisch konnte sie allem Anscheine nach für den Hauptherd unter den einzelnen Sonderstaaten Tochoristans gelten. Wir lesen bei unserem Autor hierüber Folgendes:

„Das Reich Po-ho (Ba-ha-râ, Baktra, Balch) besitzt einen Umfang von 800 Li von West nach Ost und von 400 Li von Nord nach Süd. Die Nordgrenze des Reiches ist der Po-tsou (Oxus). Die Hauptstadt besitzt einen Umfang von ungefähr

---

zeugt werden, sagt St. Julien in einer Anmerkung zu seiner Uebersetzung der „Memoiren" des Sian-Tsjan. Ich glaube unter den „heißen Krankheiten" „hitzige Krankheiten" überhaupt, speziell aber Fieber verstehen zu müssen. Im Frühjahr und zu Beginn des Sommers sind die Fieber in den genannten Gebieten außerordentlich verbreitet, währenddem der „Sonnenstich" — eine Erkrankung, welche durch die hohe Temperatur der Luft bedingt wird — hauptsächlich im Juli und August zur Beobachtung kommt. (Bei Julien heißt es übrigens: „maladies tièdes". Anm. d. Uebers.)

[1]) Mémoires sur les contrées occidentales par Hiouen Thsang en Francais p. St. Julien. Paris 1857. vol. I. p. 23—24.

20 Li. Sie wird allgemein die kleine Kaiserstadt genannt. Wenngleich sie gut befestigt ist, so ist sie nur schwach bevölkert. Die Erzeugnisse des Bodens sind sehr mannigfaltig, es würde schwer halten, sämtliche Blumenarten abzuzählen, die hier im Wasser und auf trockenem Boden wachsen. Es finden sich hier 100 Klöster und in diesen circa 3000 fromme Leute, die alle der Lehre des „petit Véhicule“ (Hînayâna) folgen [1]).

Gleichzeitig schlug auch das Christentum feste Wurzeln in dem Boden des alten Parsismus. In Merw wurde um 334 n. Ch. ein Bischofssitz begründet. In der Hälfte des 6. Jahrhundert wurde das Christentum mit Erfolg unter den Ephthaliten — den weißen Hunnen — den Eroberern dieser Gebietes verbreitet [2]).

Das gleichzeitige Auftreten der drei Religionen an ein und demselben Ort und unmittelbar nebeneinander, berechtigt uns einerseits zur Vermutung, daß die eingeborene Bevölkerung, iranischer Abstammung und nicht minder auch die Fremdlinge aus den Türkenstämmen, sich durch eine hohe Toleranz ausgezeichnet haben; anderseits läßt es sich denken, daß die Lehre Zoroasters zu dieser Zeit in bedeutendem Maße an Kraft und Einfluß bei der hiesigen Bevölkerung verloren hatte; es ist das übrigens auch sehr leicht begreiflich und mußte sich als naturgemäße Folge der politischen Umwälzungen ergeben, die das Land im Laufe mehrerer Jahrhunderte bis auf die erwähnte Epoche durchzumachen gehabt hatte.

Bald nachdem sich die Türken in Baktriana und Sogdiana festgesetzt hatten, wurde Central-Asien wiederum von Griechen besucht, den ersten vielleicht seit der Zeit der Feldzüge Alexanders des Großen. Es waren das aber nicht mehr die gefürchteten Phalangen des Welteroberers, die alles auf ihrem Wege durch Feuer und Schwert zu Grunde richteten, sondern friedliche Boten des Kaisers Justin. Es war ihnen zur Aufgabe gestellt, mit dem Türkenfürsten Disabul und dem Herrscher in Sogda, Maniachus, Handelsverbindungen anzuknüpfen. Es geschah das um das Jahr 570 [3]).

---

[1]) Mémoires. B. I, p. 29.

[2]) Yule, l. c. S. 3.

[3]) Yule, l. c. S. 8.

Dem Christentum war indessen nur eine geringe Zeit zu seiner Entfaltung unter den Völkern Baktriens zugemessen worden. Schon zu Ende des 7. Jahrhunderts kamen die Araber hierher und bahnten mit Feuer und Schwert dem Mohamedanismus den Weg. Auf die Vertilgung der Lehre Christi wurde ein Eifer und Nachdruck verwendet, wie sie einer besseren Sache würdig gewesen wäre. Wie grausam aber auch das von dem muselmännischen Fanatismus geleitete Schwert wüten mochte, so hielt sich das Christentum doch noch eine gewisse Zeit nach dem Einfall der Araber in Chorossan (Chorassan) und auch in Transoxanien. Ibn-Haukal, der arabische Reisende und Geograph der ersten Hälfte des 10. Jahrhunderts unserer Zeitrechnung, erzählt, daß sich zu seinen Zeiten in Herat eine besondere von Christen bewohnte Ortschaft befand und in ihr eine christliche Kirche [1]).

Schon 666 n. Chr. (das 46. Jahr der Hedschra) gelangte der arabische Feldherr Rebi-Ibn-ul-Charit, indem er Chorossan bezwang, bis nach Balch. Bald darauf, im Jahre 670, wurde Merw besetzt; es diente letztere Stadt einige Zeit den chorossaner Statthaltern des Khalifs als Basis in den Kämpfen mit Buchara. Im Jahre 705 wurde Balch, die alte Hauptstadt von Baktrien, von den Arabern eingenommen. Es ergab sich widerstandslos in sein Geschick [2]). Für dieses Mal war es noch glimpflich bei den furchtbaren Eroberern abgekommen, bloß mit einer Kriegskontribution. Später aber wurde es dennoch zerstört durch den arabischen Feldherrn Acher-Ben-Kais [3]).

Aber die „Mutter der Städte“ sollte nicht lange in Trümmern liegen bleiben. Nasr-Ben-Sajar errichtete es von neuem um das Jahr 742 [4]). Unter diesem energischen Statthalter von Chorossan wurde nicht nur das ganze Thal des Amu erobert, auch Ferghana und selbst das ferne Ostturkestan wurden den Gebieten des Khalifs einverleibt.

Von diesem Zeitpunkt an beginnt eine glänzende Periode

---

[1]) Oriental Geography, p. 218.

[2]) Vámbéry, „Geschichte Bocharas“ u. s. w. Stuttgart 1872. Bd. I, S. 26. (Verf. citiert die russ. Ausgabe von 1873.)

[3]) Barbier de Meynard, Dictionnaire de la Perse. Anm. auf Seite 121.

[4]) ib.

der Geschichte der Länder zu beiden Seiten des Oxus. Die Araber traten hier nicht nur als Zerstörer und Eroberer, sondern auch als Schöpfer und Pfleger einer neuen Kultur auf. Zur Zeit der glänzenden Regierung der Ssamaniden in Chorossan, deren Dynastie sich bis 999 n. Chr. hielt, wurde das Land mit blühenden, volkreichen Städten bedeckt. Die arabischen Schriftsteller und Reisenden dieser Zeit preisen ganz besonders die folgenden Städte, die sich im Amuthal befanden: südlich vom Strom — Merw, Talekan und Balch; nördlich — Termed, Kabadjan und Tschaganjan. Am meisten rivalisierten mit einander in Bezug auf ihre kulturelle Entwickelung zwei Städte: Balch und Merw. Letztere Stadt zählte zu Ende des 10. Jahrhunderts unter ihren Mitbürgern eine Reihe berühmter Männer, die zur angegebenen Zeit noch lebten oder bereits verstorben waren.

„Aus Merw kam uns die Leuchte der Abassiden,“ erzählt der bekannte arabische Reisende Ibn-Haukal, „und Mamun wohnte in dieser Stadt, als er der Besitzer des Kalifats wurde. Merw hat viele tapfere Feldherrn und berühmte gelehrte Männer erzeugt. Der Arzt Barsue, der alle seine Genossen an Kunst übertraf und Barbed, der Musiker, der so liebliche Lieder geschaffen hat, wurden in dieser Stadt geboren“ [1]).

In dieser Epoche war der Stadt Balch bereits der Name beigelegt: „die Kuppel der Wissenschaft“ — „Kubbet el Ilm“.

Selbstverständlich ist es, daß das alte Baktriana, das frühere Tocharistan, das momentan einen Bestandteil von Chorossan ausmachte, diese ganze Zeit über nichts weniger als ununterbrochen Frieden genoß. Ein anhaltender Friedenszustand ist in Central-Asien etwas Undenkbares; namentlich aber galt das für diese entfernte Epoche. Das bezeichnete Gebiet spielte keine geringe Rolle in den Wirren des 8. und 9. Jahrhunderts und in den Zwisten der Chorossaner Herrscher. Zu Ende der Regierung der Ssamaniden hatte das Land wiederum einen Einfall von „ungebetenen Gästen“, den nordischen Räubern, zu erleiden. Die „Gäste“ waren dieses Mal — die seldschukischen Türken. Zu Beginn des 11. Jahrhunderts waren Merw und Balch für sie die Hauptetappenpunkte bei ihrer siegreichen Wanderung nach

---

[1]) Oriental Geography, p. 216.

Westen. — Trotz der Plünderungen und Verwüstungen aber, welchen das Land bei diesem Einfall unterlag, hatte die Kultur doch so starke Wurzeln geschlagen, daß das Gebiet in seiner Entwickelung mit Riesenschritten vorrückte. Zu diesen Zeiten hatten die Länder des Amuthales bereits eine stattliche Reihe von gelehrten Männern und Dichtern aufzuweisen, wie sie auch gegenwärtig einem jeden Lande Ehre gemacht hätten. Es genügt zu erwähnen, daß hier derartige Kolosse der Wissenschaft und der gelehrten Wirksamkeit aufgewachsen waren und gearbeitet hatten, wie der berühmte Arzt Avicenna (Ebn-Sinah), mit Recht als „Vater der arabischen Heilkunde" bezeichnet, — und Al-biruni. Um einen Begriff von der Thatkraft des Avicenna zu geben, bemerke ich, daß die muselmännischen Historiker über 100 Werke zählen[1]), die von dieser Leuchte der arabischen Wissenschaft verfaßt und veröffentlicht worden sind. Die Bedeutung seiner Arbeiten aber läßt sich darnach ermessen, daß manche der von ihm entdeckten chemischen Präparate noch in den heutigen Pharmakologieen citiert werden. Er gebot über ein für sein Zeitalter unerhört umfassendes Wissen, besaß aber gleichzeitig auch gewisse Seeleneigenschaften, wie sie den heutigen medizinischen Berühmtheiten nur allzu häufig abgehen. Hierfür ein Beispiel. Als Mahmud, der berühmte Begründer des mächtigen Reiches der Gasneviden, der seinen Thron mit den ersten Männern seiner Zeit in der Wissenschaft und Kunst umgeben sehen wollte, eine höchst vorteilhafte Einladung an Avicenna ergehen ließ, so lehnte dieser den Antrag ab, „da er seine Unabhängigkeit über alles hoch schätzte" [2]). Abdul Mahomed, der den Namen Albiruni führte und auch hauptsächlich unter diesem Namen bekannt ist, war der zweite „Grundpfeiler" der damaligen Wissenschaft. Er hat eine Menge Arbeiten geliefert über Astronomie, Mathematik, Geographie, Linguistik u. dergl. m. Es war das geradezu ein allumfassendes Genie. Nicht nur, daß er auf das genaueste mit dem Arabischen und Persischen bekannt war, und im Original die griechischen und lateinischen Autoren lesen konnte, er studierte

---

[1]) Haeser, Lehrbuch der Geschichte der Medizin, 3. Bearb. 1875. Bd. I, S. 585.

[2]) Reinaud, Mémoire sur l'Inde, p. 28; auch bei Aboulfeda, Géographie trad. par Reinaud.

auch Sanskrit. Die Mitteilungen, welche von ihm über Indien gebracht werden, sind einzig in ihrer Art. Er hat eine Menge astronomischer Bestimmungen gemacht und zwar mit einer solchen Genauigkeit, daß selbst bei dem heutigen, so sehr vorgeschrittenen Stande der astronomischen Wissenschaft seine Fehler für sehr gering gelten.

Von den Dichtern, die den Stolz der ruhmreichen Chorossaner Vergangenheit ausmachen, genügt es den Zeitgenossen des Albiruni und Avicenna, zu nennen den Anseri, einen Eingeborenen von Balch[1]), den Verfasser des „Vamq el Azra", des „Roten Götzen", „Weißen Götzen" u. a. m.

Im 12. Jahrhundert war das Amuthal auf dem Höhepunkt seiner Entwickelung angelangt. Die arabischen Geographen, Historiker und Reisenden finden nicht der Worte genug, um ihrer Bewunderung der blühenden Kulturstädte Balch, Merw und Termed Ausdruck zu geben. Merw war die Hauptstadt der mächtigen Seldschukiden. Der Sultan Ssandschar trug namentlich viel dazu bei, daß seine Hauptstadt sich entwickelte und aufblühete[2]). Indessen hatte Merw noch zur Regierungszeit dieses Fürsten ein furchtbares Unglück zu erleiden. Wiederum vom Norden her, gleich den früheren Barbaren, brachen die Gusen in das blühende Oxusthal ein und Merw wurde auf mehrere Jahre unter Trümmern begraben. Aber es richtete sich bald wiederum auf von der Zerstörung.

Ueber das Balch dieser Epoche lesen wir bei dem arabischen Geographen Edrisi, einem Augenzeugen, folgendes: „Balch, in einer Niederung gelegen, in 12 Meilen von den Bergen, ist die Hauptstadt des Türkenlandes; es ist das das Hauptquartier ihrer Armee und die Residenz der Herrscher und Richter. Es finden sich hier schöne Bazare, auf denen ein bedeutender Handel getrieben wird, und woselbst alle Luxusartikel und Gegenstände des Handels zu finden sind. Die Stadt hat sieben Thore; ihre Vorstädte sind in blühendem Zustand und gut bevölkert, sie treiben Industrie und Handel. Die große Moschee befindet sich im Centrum der Stadt und ist von Bazaren umgeben. Die Stadt

---

[1]) Barbier de Meynard, loc. cit. Anm. auf S. 112.

[2]) a. a. O. S. 526.

ist an den Ufern eines Flüßchens gelegen; es fließt dieses bei dem Thore Nju-Bechar[1]) und bewässert die Umgebung der Stadt, woselbst überall Wein- und Obstgärten zu sehen sind und Schulen (Medresse) für die Studierenden und aller Art andere Bauten, die dem Studium der Wissenschaften dienen. In dieser Stadt befinden sich große Reichtümer; es sind hier viele ansehnliche Männer und Kaufleute vorhanden; überhaupt macht sich allerorts bedeutender Wohlstand und Vermöglichkeit bemerkbar" [2]).

Yakut zählte in Balch 1200 Moscheeen und ebensoviel Bäder[3]).

Die Entwickelungsstufe, bis zu welcher das öffentliche Leben in den uns hier interessierenden Teilen Central-Asiens gelangt war, läßt sich aus folgendem ermessen. Zur Zeit, als in Europa die Heilkunde noch auf der Stufe der Quacksalberei stand und als man an Hospitäler in Europa — mit Ausnahme von Byzanz — noch gar nicht einmal dachte, besaß Merw im 9. Jahrhundert bereits musterhafte Hospitäler[4]). In derselben Stadt zählte Yakut 10 Bibliotheken. In einer von diesen sollen sich 200 Bände befunden haben; aber diese Bücher waren dafür kostbar[5]).

„Gerade in den verschiedentlichen Bibliotheken dieser Stadt," sagt Yakut, „habe ich mich nahezu die ganze Zeit, die ich hier verbracht habe, aufgehalten, indem ich beim Genuß des wissenschaftlichen Studiums Vaterland und Familie vergessen hatte; hier habe ich nahezu sämtliche Materialien angesammelt, die mir bei der Abfassung dieses Buches und meiner anderen Werke gedient haben" [6]).

Nachdem der Sultan Ssandschar eine Niederlage von Seiten Kurchans, des Führers der wilden Gusenhorden erlitten, — eine Niederlage, welche der Herrschaft der Seldschukiden in Chorossan ein Ende gemacht hatte, — ging das bezeichnete Gebiet, d. h.

---

[1]) Nju-Bechar — korrumpiert aus dem Sanskrit: nâvâ wichârâ — neues Kloster.

[2]) Géographie d'Edrisi, trad. par Amedée Jaubert, Paris 1863, p. 473—74.

[3]) Barbier de Meynard, loc. cit. p. 112.

[4]) Häser, Lehrbuch der Geschichte der Medizin, Bd. I, S. 564.

[5]) Barbier de Meynard, l. cit. p. 528.

[6]) a. a. O. S. 529.

das Thal des Ober- und Mittellaufes des Amu, abwechselnd von einer Hand zur anderen über. Anfänglich stand das Gebiet im Besitz der Fürsten der Gouras, die soeben erst ihre Herrschaft in Afghanistan auf den Trümmern der Monarchie der Gasneviden begründet hatten; daraufhin unterlag es der ephemeren, plötzlich aus einem Nichts entstandenen Monarchie der Charesmischen Herrscher (Chowaresmier).

Von diesem Zeitpunkt an beginnt jedoch für das alte Baktriana eine neue Epoche des Lebens.

Zu Beginn des 13. Jahrhunderts wurde nahezu ganz Asien von den wilden Horden der Mongolen überschwemmt, die von dem „Fürsten der Welt", Tschingis-Chan, angeführt wurden. Es war das eine Feuerflut, die alles auf ihrem Wege vernichtete; ein wildes, entfesseltes Element, welches alles Leben, ob das nun Mensch, Tiere oder Pflanzen waren, von der Erde hinwegtilgte! Chorossan und mit ihm auch das alte Baktriana vermochten nicht dem traurigen Geschick zu entgehen. Nach diesem Einfall der Feinde waren von den blühenden Städten nur Trümmer nachgeblieben. Sie vermochten sich auf keine Weise von der Zerstörung zu retten, weder durch tapfere Gegenwehr, noch durch freiwillige Uebergabe, noch durch Unterwürfigkeit und große Loskaufsummen. So ging Balch zu Grunde, so auch Merw und viele andere Städte mehr. „Die Bewohner und die Geistlichkeit von Balch" — erzählt uns Abul Gasi Behadur-Chan[1]), — „begaben sich zu Tschingis-Chan und flehten ihn um Gnade für ihre Stadt an: aber er wies ihre Bitte zurück, indem er sagte, daß der Sultan Dschelal-ed-Din noch am Leben sei und die Bevölkerung sich darum noch immer von neuem auflehnen könnte". Die Einwohner wurden niedergemacht, die Festung und die Stadt zerstört. Das gleiche Geschick hatte Merw zu erleiden. Die außerordentlich zahlreiche Bevölkerung dieser Stadt, welche auf 1 300 000 geschätzt wurde[2]), hatte man, nachdem sich diese Stadt dem mongolischen Feldherrn Tuli-Chan ergeben, unter die mongolischen Soldaten als Kriegsgefangene verteilt, ein jeder Soldat

---

[1]) Aboul Ghazi Behadour Khan. Histoire des Mogols et des Tartars. V. II, p. 121.

[2]) a. a. O. S. 135.

erhielt 400 Gefangene [1]). Die Gefangenen wurden ermordet; nur 400 Handwerker und Künstler wurden am Leben gelassen und in das ferne Mongolenland geschleppt, um dort die Residenz der „Geißel der Welt" zu schmücken.

Nach dieser gründlichen Zerstörung wollte es dem betreffenden Teil Central-Asiens schon nie mehr gelingen, zur ehemaligen Blüte zu gelangen.

50 Jahre später passierte diese Länder der berühmte Venezianer Marco-Polo. „In alten Zeiten," sagte er, „war die Stadt Balch viel umfangreicher, aber jetzt hat sie schwer durch die Einfälle der Tataren gelitten, die die Mehrzahl der Bauten zerstört haben; sie hat früher viele Marmorpaläste und Gärten gehabt, deren Ruinen noch jetzt zu sehen sind" [2]).

Bis zu welchem Grade das Land von dem mongolischen Einfall verwüstet war, ersehen wir aus den Schilderungen des Ibn-Batuta, der bei seinen Reisen in Central-Asien, die er ein volles Jahrhundert nach den Kriegszügen Tschingis-Chans ausführte, im ganzen Land Ruinen verstreut fand. Balch wurde nach der Zerstörung nicht mehr von neuem errichtet und blieb ein Trümmerhaufen. Ibn-Batuta spricht sein Bedauern namentlich in Bezug auf eine zerstörte Moschee aus, welche, seinen Worten nach, eines der imposantesten Gebäude der Welt gewesen war [3]).

Zu Ende des 15. Jahrhunderts bekam das Amuthal wohl kaum bessere Zeiten zu sehen, als es die früheren waren. In ganz Asien herrschte jetzt der „lahme" Timur. Er ruinierte ganze Länder und zerstörte Dutzende von Städten, um auf ihre Kosten Ssamarkand zu schmücken; das alte Sogdiana blühte zu seiner Zeit; dem alten Baktriana ging es aber darum um nichts besser. Im Jahre 1369 wurde Balch, gerade so wie vor 1½ Jahrhunderten, von neuem zerstört durch den großen Mongolen Timur [4]). Der Anlaß zur Zerstörung der Stadt, die eben erst von

---

[1]) Barbier de Meynard, l. cit. p. 528.

[2]) Marco-Polo. Trans. and edit. by Colonel Henry Yule. London 1871. Vol. I. p. 142. (Verfasser citiert die russische Uebersetzung von 1873.)

[3]) Voyage d'Ibn Batoutah, trad. par Défrémery. Vol. III. p. 59.

[4]) Wir erinnern daran, daß die mongolische Abstammung des Timurs,

ihrer Verwüstung sich zu erholen begann, gab ein Zwist zwischen Timur und dem Emir von Herat, Hussein. Daraufhin wurde Balch der Zeuge eines hervorragenden historischen Ereignisses, das sich innerhalb seiner alten Mauern abspielte. Am 8. April 1369[1]) wurde im Kuriltai, d. h. bei der Hauptversammlung der mongolischen Aeltesten und Häuptlinge, Timur-Beg oder Tamerlan, wie sein üblicher Name lautet, als Emir von Mawerain-nehr (Transoxanien) proklamiert, was von dem traditionellen, mongolischen Brauch, dem Emporheben des Auserwählten des Volkes auf einem weißen Filz, begleitet wurde.

Daraufhin trat eine lange Friedenszeit ein für die wüsten Länder, die an beiden Ufern des Oxus gelegen waren. Unter der Herrschaft der Emire von Herat über Chorossan erholte sich das bezeichnete Gebiet bis zu gewissem Grade von den Unglücksfällen, die über dasselbe hereingebrochen waren. Der Emir Hussein-Baikara beförderte in hohem Maße den Wohlstand des Landes.

Zu dieser Zeit erschien auf dem Kampfplatz des politischen Lebens des Landes ein bisher unbekannter Flecken, der gegenwärtig das administrative Centrum für das afghanische Turkestan ist. Ich rede von der Stadt Masari-Scherif. Das geringe Dörflein gelangte zu seiner Bedeutung, weil in ihm angeblich die Grabstätte des bekannten muselmännischen Heiligen und Heroen Ali entdeckt worden war (siehe S. 144—5).

Zu Beginn des 15. Jahrhunderts bereiste die Gebiete des alten Baktriana die spanische Gesandtschaft, die von Heinrich III. von Kastilien zum Hofe Timurs entsandt worden war. Der Chef dieser Gesandtschaft, Ruy Gonzalez de Clavijo, hat interessante Memoiren über die Reisen der Gesandtschaft in Asien hinterlassen. Er berichtet über die alte Hauptstadt des Landes, über Balch, folgendes:

„Am anderen Tage, Montags, den 18. August 1404, kamen wir in eine Stadt, welche von einem sehr breiten Erdwall umgeben war, und zwar hatte der Wall eine Breite von 30 Schritt;

---

wie sie von Weil, Hammer u. a. m. befürwortet worden ist, mit Recht in Zweifel gezogen wurde. Nach Vámbéry war Timur ein Türke aus dem Stamme der „Berlas" und dem Familienzweige der Köreken. Siehe „Geschichte Bocharas" 2c. 1872, Bd. I. S. 178. Anm. d. Uebers.

[1]) Vámbéry, „Geschichte Bocharas" 2c. 1872, Bd. I. S. 187.

aber der Wall war an mehreren Stellen durchbrochen. Die Stadt wurde in drei Abteilungen durch Wälle geteilt, welche der Länge nach gingen und die Stadt von einem Ende bis zum anderen durchschnitten. Die erste Abteilung, welche sich zwischen dem ersten und dem zweiten Walle befand, war leer und es wohnte dort niemand; es war dort viel Baumwollenpflanze angebaut. In der zweiten Abteilung wohnten Leute, aber die Bevölkerung war nicht stark. In der dritten gab es viele Einwohner, und wenn auch die Mehrzahl der Städte, die uns entgegentreten, ohne Mauern waren, so hatte diese sehr schöne Mauern" [1]).

Das ist nun alles, was der aufmerksame Reisende über diese Stadt, die einst die berühmteste in Central-Asien war, zu berichten hat.

Mit dem Anbruch des 16. Jahrhunderts hatte Scheibani, der Begründer einer neuen Dynastie, den „Kok-Tasch" bestiegen, — den grünen Stein, den Thron der bucharischen Chans, gegenwärtig in Ssamarkand befindlich, — und erfüllte ganz Central-Asien von neuem mit Schlachtenlärm. Die usbegischen Scharen überschwemmten unter seiner Anführung das Thal des Serawschan und rückten näher nach Süden auf das Amuthal zu. Eine nach der anderen erlagen die Städte von Chorossan unter den Streichen des wilden, blutdürstigen Usbegen, dessen Arm keine Schonung, keinen Rückhalt kannte. Die neuen Eroberer waren nicht geringere Barbaren und Mörder, als die Scharen des Tschingis-Chans es gewesen waren. „Durch Marter und Foltern nötigten sie die wehrlosen, armen Leute, ihnen die versteckten Kostbarkeiten auszuliefern, und führten in Sklaverei alle diejenigen ab, die nur fortzuführen waren." Von neuem stöhnte ganz Central-Asien! Furchtlos versuchte der letzte Sprosse der edlen und erleuchteten Timuriden, Baber-Mirsa, der Sturmflut der neuen Vandalen, die wiederum von Norden her eingebrochen waren, Einhalt zu thun, — die rohe Gewalt trug den Sieg davon. Der „Julius Cäsar" Central-Asiens mußte zurückweichen und entfernte sich nach Kabul . . .

---

[1]) Reise des Ruy Gonzalez de Clavijo, übers. von Sresnewskij. S. 223.

Der Scheibanid Abdullah-Chan (geb. 1538, gest. 1597 — siehe oben S. 14 —), der allerdings gerade so wie der Begründer der Dynastie, sein Leben lang Krieg führte, nahm sich doch Zeit, die Wunden, die er den Ländern seiner Herrschaft geschlagen, auch wiederum zu heilen. Mit dem Namen dieses Herrschers verbindet der Centralasiate alle späteren mehr oder weniger bemerkenswerten Bauten, die sich in den dem Amu angrenzenden Gebieten befinden. Wenn man den Eingeborenen fragt, „wer diesen großen Bewässerungskanal errichtet habe?“ so erhält man zur Antwort: „Abdullah-Chan“. „Wer hat diese Karawanserais und Serdaubs (Cisternen) in der Sandwüste errichtet?“ „Abdullah-Chan“. Trotz alledem verkümmerte das Amu-Darja-Thal immer mehr, die Städte starben aus, die Dorfschaften verwüsteten. Auch die Großmoguls von Indien, zu deren Reich das alte Baktriana zeitweise gehörte, vermochten gegen diese Verwüstung keine Aushülfe zu finden.

In der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts erblickte Central-Asien vermutlich zum ersten Mal in den Mauern seiner Städte die Vertreter des russischen Reiches. Im Jahre 1675 wurde nach Buchara eine russische Gesandtschaft entsandt [1]). Die Gesandtschaft bestand aus folgenden Personen: Wassilij Aleksandrow Daudow, Nikiphor Wenjukow, Iwan Schapkin und ein Muselmann aus Astrachan, Mahomed Jussuf Kassimow [2]). Das unmittelbare Ziel der Reise für Daudow und Wenjukow war bloß Buchara; Schapkin und Kassimow hatten einen weiteren Weg vor — zum indischen Schah. Sie begaben sich nach Kelif, verblieben einige Zeit in Balch und gingen dann über Tscharikar und „Kurbent“ — Gorbend — nach Kabul. Bei ihrem Aufenthalt in Balch verstanden sie das Wohlwollen des Chans von Balch zu gewinnen, welcher dazumal kaum noch in einem Abhängigkeitsverhältnis zu dem Reiche der Mongolen stand. Der Chan von Balch war so sehr von freundschaftlichen Gefühlen zu Rußland durchdrungen, daß er mit Kassimow eine Gesandtschaft nach Moskau entsandte.

---

[1]) Die ersten Verbindungen Rußlands mit Buchara sind übrigens noch auf viele Jahre zurück zu datieren.

[2]) Minajew, „Nachrichten über die Gebiete am Oberlauf des Amu“, S. 217.

Aber schon vor Kassimow und Schapkin war in den Jahren 1644—50 in Balch Nikita Medwedew gewesen, ein Dolmetscher bei der Person des Boriß Pasuchin, welcher sich als russischer Gesandter in Buchara befand. Medwedew meldete folgendes über die Ergebnisse seiner Reise nach Balch:

„Der Zar von Balch, Supchonj-Kuli-Chan, wünscht mit dem mächtigen Herrscher, Zaren und Großfürsten Aleksei Michailowitsch, dem Selbstherrscher über das gesamte Groß-, Klein- und Weiß-Rußland Rat und Freundschaft zu pflegen und Gesandtschaft zu wechseln. Und es sagt der Zar Supchonj-Kuli-Chan wenn dann der große Herrscher belieben wird, nach Balch, Indien oder in andere Reiche seine Leute und Gesandte zu senden, dann wird auch er Supchonj-Kuli-Chan den Leuten des großen Herrschers Durchgang und in seinem Lande Schutz gewähren lassen ... Der indische Weg aber von Balch aus führt durch bewohnte Orte und findet kein Arg und kein Raubwesen und kein Zollerheben auf ihm statt [1]).

Es war das vermutlich die erste Verbindung des moskowitischen Zarenreiches mit den entfernten Gebieten des heutigen Afghanistans. Es ist dies Ereignis insofern interessant, als es uns zeigt, daß das Rußland der „moskowitischen Periode“ keineswegs die verschlossene „Schachtel“ war, als welche man sie gegenwärtig gern darstellt,

Der Handel Rußlands war allerdings nicht so umfangreich, wie heutzutage; aber er war darum auch nicht mit so vielen Verlusten verknüpft wie der gegenwärtige, die Interessen des Handels aber wurden dazumal keineswegs schlechter von der Regierung besorgt und befürwortet, als heutzutage.

Die immer mehr und mehr um sich greifende Verwüstung des klassischen Baktriana wurde auch durch den Orkan befördert — zum Glück vielleicht den letzten —, der plötzlich hier ausbrach und fast das ganze Asien umwendete. Dieser Sturm wurde durch den „persischen Räuber“ Nadir-Schah heraufbeschworen. Auf den Trümmern seines ephemeren Reiches erhob sich dann das afghanische Reich unter der Herrschaft der Saddosaer-(Siduschis, Söhne des Sida) Durani. Balch und die anderen Städte jen-

---

[1]) Minajew, l. cit. p. 228.

seits des Amu wurden dem neuen Reiche einverleibt. Zu Beginn des jetzigen Jahrhunderts, als das afghanische Reich bereits zerfallen war, erinnerte das Amuthal in seinen politischen Zuständen an das alte Tocharistan des Sian-Tsjan. Es hatten sich hier eine Menge gesonderter, von einander mehr oder weniger unabhängiger usbegischer Chanate gebildet. Das Chanat Chulum erlangte unter der Regierung von Kilitsch-Ali-Chan zeitweise einen größeren politischen Einfluß im Amuthal, als sonst ein anderer Staat. Mir-Abdul-Kerim bezeugt, daß das Land zur Regierungszeit dieses Chans eine gewisse Blüte errungen hatte[1]. Aber schon 1823 bemächtigte sich der „Usurpator von Kundus“ Murad-Bey des Chanats Chulum und zwang die gesamte Bevölkerung von Chulum zur Uebersiedelung nach Kundus, woselbst sie fast bis auf den letzten Mann durch das Fieber aufgerieben wurde. Von Chulum blieben gerade so gut als wie von Balch nur Ruinen zurück.

Ein Viertel Jahrhundert vor diesem Ereignisse hatte Merw, die „Beherrscherin der Welt“, wie die buchstäbliche Uebersetzung eines Beinamens der Stadt „Schach-i-Dschan“ lautet, das gleiche Geschick, wie Chulum zu erleiden gehabt. Einer der „rechtgläubigsten“ Herrscher Bucharas, Schach-Murad-Bi (Beg), zerstörte in der Absicht, Merw gänzlich klein zu kriegen, den Damm, der das Wasser des Murgab, des Wasserspenders für die Stadt, zurückhielt. Hierauf nun mußte sich Merw den Truppen des Emirs ergeben. Ein Teil der Bevölkerung wurde im bucharischen Chanat angesiedelt, der übrige Teil nach Herat abgeführt[2].

Wie bekannt, repräsentiert gegenwärtig Merw den Hauptsammelpunkt für die Turkmen-Tekke.

In den Jahren 1824—1825 besuchte das Oxusthal der bekannte englische Reisende Moorcroft. Sämtliche Mitglieder der Expedition gingen hier in dem wüsten mit Ruinen bedeckten Thal zu Grunde[3]. Den Spuren des berühmten Reisenden

---

[1] Mir Abdoul Kerim, Histoire de l'Asie Centrale, p. 245.

[2] a. a. O. S. 140.

[3] In Bezug auf den Tod von Moorcroft lesen wir bei Burnes in seinem „Kabul“ (deutsch von Oelkers, Leipzig 1843): „Ich füge hier“ (es ist das der Brief des Dr. Lord an Burnes) „einen von mir unter den Rechnungen aufgefundenen Zettel bei, auf welchem von der Hand des Mr. Trebeck herrührend

folgend bereiste im Jahre 1832 das Amuthal der kühne Burnes. In den Jahren 1838—1839 besuchte den Oberteil des Amu Wood und Dr. Lord; sie gingen nicht weiter stromabwärts als bis Tasch-Kurgan. Im Jahre 1840 waren die englischen Offiziere Burslem und Start in Tasch-Kurgan. Im gleichen Jahre passierten das Thal bei ihrer Reise nach Buchara Stoddart und Conolly. Im Jahre 1845 wurde nahezu das ganze Chorossan der Khalifen durch Ferrier bereist. Er machte eine Runde von Herat aus nach Meimene, Balch, Tasch-Kurgan, Hurem (Kurum) und gelangte dann durch die völlig unbekannten, von ihm nach dem Sultan Baber zuerst besuchten Länder des centralen Hesarengebietes zurück nach Herat.

Von diesem Zeitpunkt an hatte bis zur Reise der russischen Gesandtschaft kein Europäer mehr das alte Baktriana, das spätere Tocharistan und heutige Afghanisch-Turkestan betreten.

---

unter dem Datum des 6. September 1825 folgende Worte aufgezeichnet sind: „Langte am 25. August in Balch an, am 27. starb Mr. M." Es stellt das den ‚Todestag Moorcrofts", sagt Burnes in Bezug auf diesen Brief, „außer jeden Zweifel und hebt gleichzeitig die Vermutung auf, daß der Tod Moorcrofts durch irgend welche gewaltsame Ursache bedingt sein könnte." (Es heißt jedoch bei Burnes „Reise nach und in Buchara", deutsch 1835, Bd. I. S. 248: „Ich glaube dennoch nicht, daß er auf eine Weise ins Grab gesunken war, die keinen Verdacht aufkommen ließe". Anm. d. Uebers.)

Alle Mitglieder der Expedition von Moorcroft gingen an der Ansteckung durch das bösartige Miasma des Amufiebers zu Grunde.

6. Kapitel.

Von Tasch-Kurgan bis Bamjan.

Längs dem Chulumfluß. — Ssajad. — Der nächtliche Ritt. — Badeßjab. — Der Heibeker Kessel. — Die Schlucht Dere-i-Sendan. — Eine Hyperbel von Burnes. — Ssar-Bag. — Hurem. — Der erste Gebirgspaß auf dem Wege nach Bamjan, Tschembarak. — Das Thal Rui. — Der Oberlauf des Flusses Chulum und das Gebirgsthal von Duab. — Die zweite von Burnes vorgebrachte Hyperbel. — Die Pässe Kisil- und Kara-Kotel. — Das Thal Mader. — Ein paar Zeilen aus der gegenwärtigen afghanischen Geschichte. — Die Schlucht Badschgach. — Der Gouverneur von Bamjan. — Das Thal von Kagmard. — Eine Unkorrektheit von Burslem. — Der Aufstieg Dendan-Schiken. — Das Thal Ssaigan. — Asa foetida. — Die Schlucht Ssuchte-Tschinar. — Der Ort Rigi-No'u. — Der Paß Ak-Rabat. — Die Aussicht auf die umliegenden Gebirge. — Der Niedergang von dem Paß in das Thal von Bamjan.

Am 9. Juli rückten wir von Tasch-Kurgan in der Richtung nach Kabul aus. Langsam rüstete sich unser Lasttrain; noch langsamer verließ er das Gartenthor und nahm seinen Weg direkt nach Süden, wo uns der dunkle Spalt in der Bergfeste des Paropamisus entgegengähnte — die Schlucht Chulum. Auch wir sind wiederum im Sattel — die Gesunden und nicht minder die Kranken; und wenn die letzteren auch nicht gerade sehr wacker aussehen mochten, so waren sie doch keineswegs niedergeschlagen. Allerdings ging es Nasirow schlecht: er war von seinem gestrigen Fieberanfall furchtbar abgeschwächt und darum gänzlich außer stande, sein feuriges Roß zu bemeistern. Mossin-Chan, der seine schwierige Lage bemerkte, bot ihm sein eigenes, ausgezeichnet geschultes Pferd an und bestieg selber ein anderes. Ich gestehe es,

dies Benehmen machte auf mich einen gewissermaßen befremdenden Eindruck: gestern noch — eine furchtbare Grausamkeit, deren Opfer ein halb zu Tode geprügelter Soldat wurde; heute — eine Zuvorkommenheit, mit welcher auch anderorts und nicht nur von Seiten eines uncivilisierten Afghanen Ehre eingelegt worden wäre. Unsere Kavalkade nahm jetzt ihren Weg dem Fluß Chulum entlang. Auf dem entgegengesetzten Ufer desselben, linker Hand, blieb die Citadelle der Stadt mit ihrem außerordentlich hoch gelegenen Kastell zurück. Der Fluß durchkreuzte uns zwei mal den Weg. An den Uebergangsstellen über den Fluß sind ausgezeichnete, steinerne Brücken errichtet mit Granitbrückenpfeilern. Solche Brücken würden auch einem minder wilden und armen Lande, als das Tschaar-Vilajet es ist, zur Ehre gereicht haben. Ihre Breite genügt vollständig zur Durchfahrt der breitesten „Arba" und ihre Dauerhaftigkeit, um bedeutende Lasten zu tragen. Es ist noch zu bemerken, daß die Stromgeschwindigkeit an dieser Stelle eine sehr bedeutende ist. — Indessen ziehen wir immer weiter und weiter an den grünenden Gärten vorbei, durch welche die den Fluß überragenden Felsen malerisch beschattet sind, und an den hier und dort verstreueten Häusern und Grabstätten. Es bleiben uns im Rücken ein paar Moscheeen oder vielleicht auch Kapellen irgend welcher Heiligen, was ich nicht bestimmen konnte; die Haufen von Widderhörnern, die hier aufgestapelt waren, sprachen eher für Grabstätten einheimischer, muselmännischer Heiliger.

Bald darauf traten uns die niedrigen, aber massigen vorderen Ausläufer eines schroff vor uns sich erhebenden Gebirgszuges entgegen. Die Höhe des Gebirgszuges über dem Wasserspiegel des Flusses beträgt circa 1000 Fuß. Die äußersten Punkte desselben von rechts und links — besonders aber links — erheben ihre Kegel recht beträchtlich über die Umgebung; das Centrum des Gebirgszuges verflacht sich hingegen allmählich und bildet, indem es den Chulumfluß gleichsam als Axe besitzt, eine imposante Schlucht, deren Wände auf mehrere hundert Fuß emporragen. Ich war völlig verloren in der Betrachtung dieses so erhabenen und schönen Bildes, wie ich es noch nie vorher gesehen hatte; plötzlich aber wurde ich aus diesem Zustand gerissen, indem ein Kosak mit der unangenehmen Nachricht herangejagt kam, daß

das Gepäck mit der Feldapotheke heruntergestürzt sei. Die Apotheke! Das war kein einfaches Gepäck. Wäre das Gepäck mit Nahrungsvorräten, mit den Weinen, oder was es sonst sein wollte, heruntergefallen und hätte sich zerschlagen — der Schaden wäre nicht arg gewesen; aber die Apotheke! In den hiesigen Ländern ist die Apotheke das Kostbarste. Hätten wir kein Chinin, so würde das Fieber unseren kleinen Trupp gerade so gut decimieren können, wie das mit der Expedition Moorcrofts der Fall gewesen war. Sollten wir den Zwiebackvorrat verlieren, so könnten wir allerorts das einheimische Fladenbrot erhalten. Ein Unglück aber wäre es, wenn wir um den Vorrat von Opium gekommen wären . . .

Auf diese unangenehme Nachricht hin jagte ich nun pfeilgeschwind zum Lasttrain . . . . ich sah die Gepäckkoffer auf der Erde liegen. Abseits von ihnen stand das erschöpfte Pferd mit wundem Rücken, augenscheinlich sehr zufrieden damit, daß es sich von dem verhaßten Gepäck befreit hatte. Ich eilte zu den Koffern, öffnete sie und konnte wiederum ruhig aufatmen: es schien nichts zerbrochen zu sein.

Da dies nun nicht zum ersten Mal war, daß die Apothekenkoffer herunterfielen und da es zu befürchten war, daß ein solcher Sturz nochmals passieren könnte und wir dabei vielleicht nicht so billig abkommen würden, wie bis jetzt, so machte ich dem General eine Vorstellung über die Gefährlichkeit einer derartigen geringen Sorge um die Apotheke: ich stellte ihm in Aussicht, daß wir auf diese Weise an einem schönen Tage ohne ein Gran Chinin und ohne einen Tropfen Säure bleiben könnten. Meine Vorstellung wurde günstig aufgenommen und dem Karawanen-Baschi ein strenger Befehl erteilt, von nun an für die Apotheke das kräftigste und gesundeste Pferd zu gebrauchen.

Jetzt befinden wir uns bereits zwischen den Wänden der Schlucht. Es ist das übrigens eigentlich keine Schlucht, vielmehr aber ein riesiges Thor mit glatten, unter der Einwirkung der Zeit und des Flusses abgeschliffenen, steinernen Thorpfosten von einer Höhe von einigen hundert Fuß. Die Wände von grünlich grauer Farbe sind düster; sie machen bei ihrer Erhabenheit einen deprimierenden Eindruck. Ganz oben, in unerreichbarer Höhe ist ein azurblauer schmaler Streif des Himmels zu erblicken. Un-

mittelbar zu unseren Füßen braust der Fluß, der hier diesen Felsendamm durchbrochen hat; vor uns aber haben wir die undeutlichen Umrisse des Passes und eine Finsternis. Die Schlucht ist nicht über 40 Schritt breit, mitunter noch schmäler. Der Weg selber, welcher sich an die rechte Wand der Schlucht anschmiegt und linker Hand durch den schäumenden Fluß begrenzt wird, ist nicht über 5 bis 7 Schritt breit.

Als wir in die Schlucht eintraten, erschallten die ungeheueren düsteren Felsmassen von den Tönen der Trompete und dem Trommelgerassel, welches hier wie das mächtige Rollen des Donners klang. Die Schlucht ist weniger als eine halbe Werst lang, daraufhin beginnt sie sich langsam zu erweitern und geht in ein enges Gebirgsthal über, welches stets dem Laufe des Stromes folgt und von beiden Seiten durch hohe, sehr steile und parallele Bergzüge begrenzt ist. Stellenweise waren in diesen Bergen nackte, scharfe Felswände zu bemerken; es war hier zu erkennen, daß das Thonschiefer war; mitunter hingegen hatten die nackten Höhen lediglich den Anschein von festen, lehmigen Massen. Dort, wo die Abhänge wieder steil waren, wurden sie von magerem, gebräunten und verbrannten Gras und Moos bedeckt; an den Vorsprüngen hafteten Flechten.

Es zeigte sich bald, daß die Ufer des Flusses kulturfähig waren. Hier und dort begegneten wir den niedrigen Beeten der Baumwollenpflanze, aus deren aufgebrochenen Knospen bereits gelbe und dunkelrote Blumen hervorschauten. Noch etwas weiter und es erschienen kleine Weizenfelder, welche jedoch bereits abgeerntet waren; nur Stoppeln bedeckten diese Felder.

Der Weg zog sich bald unmittelbar dem Ufer des Flusses entlang, dann hielt er sich wiederum an die schroffen Felsen des benachbarten Bergzuges; bald ging es leicht bergauf, bald bergab — er schlängelte sich, wie man das zu sagen pflegt. Der Weg ist ausgezeichnet; man braucht sich nicht mal eine bessere Chaussee zu wünschen. Mitunter ist diese natürliche Chaussee allerdings mit einer bedeutenden Menge von kleinen und scharfen Steinen besäet, was selbstverständlich nicht gerade bequem für die Pferde ist.

In etwa 10 Werst von Tasch-Kurgan passierten wir eine kleine Ortschaft, mit Haufen von Weizengarben und Klee (Luzerne)

auf den flachen Dächern der unscheinbaren Wohnungen der Eingeborenen. Die Ortschaft schien völlig unbewohnt zu sein. Hie und da stießen wir übrigens auf einige wenige Personen, die an uns vorbei passierten. Unter ihnen befanden sich auch Frauen, die vom Scheitel bis zur Sohle in ihre weißen Tschadra-Leintücher begraben waren. Uebrigens bemerkte ich auch blaue Tücher, ja es gelang mir sogar zu sehen, was hinter einer der Umhüllungen stak, die sich bei einer ungeschickten Bewegung einer Reiterin gelüftet hatte. Ich wurde aber für meine Neugier in verdienter Weise gestraft. Die Reiterin, die so würdevoll auf ihrem Esel thronte, war eine zahnlose Alte mit entfärbten, toten und trockenen Lippen, einem erloschenen Blick und grauem, struppigem Haar, das einer Pferdemähne ähnlich sah. Die Alte geriet scheinbar in Verlegenheit und zog ihr Leichentuch krampfhaft zusammen, ich aber ... ich war tödlich erschrocken beim Anblick dieser Kopie von einer der Hexen des Macbeth. Gütiger Gott! mußte denn meine bescheidene, wenngleich auch etwas leichtfertige Neugier so streng gerügt werden? ...

Der Weg windet sich inzwischen launenhaft weiter, indem er dem Laufe des Flusses folgt; er wird stetig von den scharfkantigen Bergkämmen begleitet. Wir scheinen jetzt am Ende der Schlucht zu sein; sie wird hier vollständig durch einen querstreichenden Berg verschlossen. Wo ist denn hier der Weg? Wie kommen wir weiter? Man gelangt an das vermeintliche Ende der Schlucht und bemerkt plötzlich, daß sich links ein freier Platz eröffnet, der nahezu unter rechtem Winkel von der bisherigen Richtung des Weges ablenkt. Wir haben jetzt die scharfe Kante der Felsmasse, die hier im Winkel hervorspringt, zu umbiegen. Hinter diesem Vorsprung eröffnet sich plötzlich vor unseren Augen ein malerisches Panorama. Die Schlucht hat sich hier zu einem fast regelrechten, kreisförmigen Kessel von einem Durchmesser von 1 Werst erweitert; der Kessel wird von dem Fluß in zwei ungleiche Hälften geteilt; von der größeren zu rechter Hand war soeben erst das reife Getreide abgeerntet; die kleinere, linker Hand, ist von einem recht großen Dorfe eingenommen, das heimisch und malerisch auf den Stufen des Bergamphitheaters Platz genommen hat. Der Name des Dorfes ist S s a j a d; seine Entfernung von Tasch-Kurgan beträgt etwa 15 Werst.

Ueber eine Holzbrücke gelangen wir auf das linke Ufer des Flusses. Die Zelte, unmittelbar am Ufer aufgeschlagen, erwarten unser hier schon seit langer Zeit. Die uns begleitenden afghanischen Würdenträger machen uns ihren üblichen Morgenbesuch, erkundigen sich, ob wir gut untergebracht worden seien, empfehlen sich dann und ziehen sich in ihre Zelte zurück. Aber wie stand es nun um das Befinden unserer armen Kosaken! fünf von ihnen litten stark am Fieber; bei einem stellten sich sogar alle Symptome einer gefährlichen, apoplektischen Form ein. Bei allen fünf war die Milz stark angeschwollen und auf Druck empfindlich.

Am folgenden Tage brachen wir schon früh morgens gegen 3 Uhr auf. Es war noch völlig dunkel. Gern hätten wir noch geschlafen. Aber wir stiegen in den Sattel. Die Kosaken stellten sich in Linie auf und ihr: „Sdravija schelajem vasche prevos'choditelstwo!" (wir wünschen, Ew. Excellenz, Gesundheit!) erschallte in der Nachtluft als Antwort auf die Begrüßung des Chefs. Der Weg führte uns wiederum über eine Brücke, durch die sich verengende Schlucht, daraufhin durch ein recht weites Thal, das scheinbar kultiviert war — in der Dunkelheit konnte ich mich nicht genau davon überzeugen; rechts und links vor uns hatten wir Berge; der Boden war bald weich, bald steinig; einige mal hatten wir Bewässerungskanäle zu passieren; daraufhin kam ein leichter Aufstieg, dann gab es einen steilen und langwierigen Niedergang — das war nun alles, was von dem heutigen Marsch gesagt werden konnte. Es war so dunkel, daß wir uns nahezu nur tastend weiter bewegen konnten. Sogar die hellen, südlichen Sterne leisteten uns wenig Beistand. Der Mond war bereits um 2 Uhr nach Mitternacht untergegangen und konnte darum seinen Beleuchtungsdienst für uns nicht versehen. Wir ritten infolge der Dunkelheit nur sehr langsam.

Gegen 6 Uhr morgens, als es schon ziemlich hell war, erblickten wir, indem wir den Abhang des Berges herunterstiegen, links vom Wege eine große Ortschaft, Hasret-Sultan. Sie blieb abseits von unserem Wege. Nachdem wir den Abhang hinter uns hatten, zog sich der Weg einem großen Bewässerungskanal entlang, der sich bis zu dem zur Tagesrast bestimmten Dorfe Badeßjab erstreckte.

Ich hatte die Gewohnheit, mich sofort nach unserer Ankunft

auf eine Station in der Umgegend zu orientieren. So machte ich es auch hier. Unser Lager, sowie das nicht gerade umfangreiche Dorf Badeßjab finden sich in einer geschützten Thalsenkung gelegen; die letztere wird von West und Ost durch schroffe und scheinbar gesondert von einander stehende Felsen von einigen hundert Fuß Höhe begrenzt. Von der nordöstlichen Seite erstrecken sich allem Anschein nach bis zum Dorfe Hasret-Sultan Felder; von Nord und Nordwest -- eine flache Hochebene, von welcher wir zu dem Dorfe hinabgestiegen waren; zum Süden bleibt das Thal völlig offen. Ich war sehr zufrieden damit, daß ich mir in Ssamarkand Spaßes halber einen Kinderkompaß für 30 Kopeken gekauft hatte. Jetzt leistete mir dieser Kompaß, den ich der Bequemlichkeit wegen an meiner Uhrkette angebracht hatte, recht gute Dienste. Jedesmal, wenn ich nach der Uhr schaute, konnte ich gleichzeitig auch den Kompaß benutzen; es geschah das in einer Form, welche von vornherein jeden Verdacht von Seiten der Afghanen ausschloß, denn die Afghanen schienen uns zum größten Aerger unseres „Naturforschers" recht wachsam zu beobachten. Einmal war der letztere schon nahe daran, ertappt zu werden. Es geschah das nämlich gerade, als er die soeben gemachte Wendung des Weges und irgend ein Dorf in sein Schieferbüchlein eintragen wollte. Mossin-Chan, der aus irgend welchen Gründen die Nachbarschaft des „Naturforschers" ganz besonders bevorzugte, unterließ es nicht, ihn über die Bedeutung des Büchleins zu befragen. Der „Naturforscher" gab sich den Anschein eines betenden Menschen, bewegte einige Sekunden hinterher die Lippen, schwieg darauf nachdenklich, seufzte tief auf und klappte schließlich sein Büchlein mit Empfindung zu. Ein derartiger Kniff genügte Mossin-Chan mehr als irgend eine Antwort und beruhigte ihn anscheinlich auch in Zukunft über das Hineingucken des Topographen in das „schwarze" Büchlein.

Das übliche Zelt im indischen Stil erwartete uns auf dem Rastpunkt. Es war jedoch noch so früh — 8 Uhr morgens —, die Luft war so rein und frisch, es war schließlich bei nur 20° C. durchaus kühl, was für uns, die wir uns in den vorhergehenden Tagen sogar während der Nacht an eine Temperatur von 30° C. gewöhnt hatten, eine geradezu außerordentliche Erscheinung war —

wir verspürten darum keinerlei Lust, den gastlichen Schatten des Zeltes zu benutzen.

Heute kam Mossin-Chan, wer weiß wie, auf den Gedanken, mir das kühlende Getränk, das er zu trinken pflegte, zu offerieren. Bei 25° C. draußen, um 10 Uhr morgens, bietet mir Mossin-Chan sein kühlendes „Abi-Limu" an! Allerdings, es war die passendste Zeit dazu gewählt, namentlich wenn man bedenkt, daß derselbe Mossin-Chan, während der größten Hitze, wo die Temperatur im Schatten auf 44,3° C. stieg, kein Wörtchen über seinen kühlenden Nektar verlauten ließ. Allah möge ihm seinen verspäteten Eifer nachsehen! Jedenfalls wollen wir diesen Nektar versuchen. „Abi-Limu" heißt in der Uebersetzung aus dem persisch-englischen Dialekt, in welchem dies komplizierte Wort gesprochen wird — Citronenwasser. Es ist das nichts anderes, als ein Extrakt aus Citronen einheimischer Kultur, welche, wie es scheint, nur in Dschellalabad wachsen. Zu diesem Extrakt wird etwas Sandzucker und anscheinlich auch Schnaps zugesetzt. Der Trunk ist recht angenehm und, seinem Zweck vollkommen entsprechend, kühlend. Wenn aber Mossin-Chan dieses Getränk zu trinken pflegte und seine kühlende Wirkung anerkannte, so geschah das keineswegs darum, weil das Getränk an und für sich abkühlend war. Keine Idee davon! die kühlende Wirkung und den angenehmen Geschmack erlangte, seiner Meinung nach, der Trank nur dann, wenn ihm eine bestimmte Quantität von irgend welchem Samen beigegeben wurde. Dieser Samen war seinem Aussehen, der Farbe und der Größe nach dem Kümmel ähnlich; er hat die Eigenschaft, in einer Flüssigkeit aufzuquellen, wodurch er schleimig wird. Mossin-Chan versicherte, daß eben diesem Samen die abkühlende Wirkung zuzuschreiben sei und daß ohne Samen der „Abi-Limu" nichts tauge.

Nach dem Frühstück begab sich ein Teil der Gesandtschaft zur Ruhe, der andere Teil, aus den beweglicheren, von dem Druck des Lebens noch nicht gedämpften Elementen bestehend, wollte irgend etwas anfangen, irgend wohin gehen, um sich in der Umgegend umzusehen, und wenn auch nur zu der Ruine der Windmühle, die dort oben vor unseren Augen emporragte und Gott weiß aus welchen Gründen auf einem sehr steilen Hügel errichtet worden war, auf einem so steilen und so hohen Hügel,

circa 150 Fuß, daß die Beförderung von Getreide und Mehl hin und zurück nur mit großen Schwierigkeiten verknüpft gewesen sein konnte. Ich bezweifle übrigens, daß das wirklich die Ruinen einer Mühle waren; wozu sollte man sie an so unbequemem Ort errichtet haben, zumal es ja möglich gewesen wäre, an dem breiten Bewässerungskanal eine Wassermühle mit geringeren Kosten und größeren Bequemlichkeiten anzulegen? Ich hätte diese Ruinen für Ueberreste eines Schlosses oder eines Kastells gelten lassen. Jedenfalls aber, warum sollte man sich nicht über den wahren Sinn dieser Ruinen persönlich unterrichten? Wie steil auch der Hügel sein mochte, man konnte ihn zu Fuß ersteigen und schließlich war er ja von unserem Zelte aus höchstens 200 Schritt entfernt. Es folgte nun die Bitte um Erlaubnis, zu den Ruinen auf dem Hügel hinaufgehen zu dürfen. Als Antwort auf die Bitte folgte ... ja was denn? „Versteht sich, die Erlaubnis“, kommt der Leser uns zuvor. Jedoch, wie unbegründet und subjektiv ist seine Voreiligkeit! Ich will aber den Leser aus seiner Ungewißheit befreien: es folgte ein veto — „gefährlich“. Dieses Wort ist geradezu stereotyp unter dem Personal der Gesandtschaft geworden. Es blieb uns also nichts mehr übrig, als uns den Schlafenden zuzugesellen.

Am folgenden Tag — übrigens war es noch in der Nacht und zwar noch stark in der Nacht, als wir uns von neuem auf den Weg machten. — Die Sterne waren noch lange nicht am Erlöschen, sondern glänzten noch hell und ruhig im vollen Bewußtsein ihres Rechtes, unsern kalten Planeten noch während einer vollen Nachthälfte beleuchten zu können. Mein Gott! Wie schwer war es doch, so früh aufzustehen! Manche von den kranken Kosaken, die vom Fieberanfall, der sie den ganzen vorigen Tag über mit seiner Glut versengt hatte, noch völlig erschöpft waren, hatten gerade jetzt erst einige Ruhe und die Linderung des wohlthuenden Schlafes gewonnen — als sie schon wiederum in den Sattel mußten, um sich mehrere Stunden lang rütteln zu lassen ...

Indessen erschallten bereits die Hügel der Umgebung von den hellen Tönen der Signaltrompete, die das nächtliche Echo aufscheuchten. Aber auch unser kleines Lager wurde ja dadurch erweckt. Jetzt dröhnt auch die dumpfe Trommel — wir setzen

uns in Bewegung. Es war noch sehr dunkel, so dunkel, daß man auf einige Schritte abseits nichts mehr sehen konnte — es war stark finster. Kaum daß wir ein paar Schritte gemacht hatten, als plötzlich einer der Reiter verschwand, gerade als ob er von der Erde verschlungen wurde. Man hörte, wie das Pferd um sich schlug, wie der Reiter schrie. Diejenigen, die neben ihm ritten, sprangen von den Pferden und eilten dem gestürzten Reiter zu Hülfe. Es war das Samaan-Beg. Sein Pferd hatte in der Dunkelheit eine Grube nicht beachtet, einen Fehltritt gemacht und war in die Grube hineingestürzt; mit ihm war in unvermeidlicher Weise auch der Reiter gestürzt. Zum Glück kam der Reiter noch recht gut ab, mit einer leichten Verletzung des linken Beines; das Pferd aber hatte sich die rechte Schulter verrenkt. Nachdem S. das Pferd gewechselt hatte, stieg er wieder in den Sattel. Wir begaben uns in der Dunkelheit weiter.

Von diesem Marsch könnte man höchstens nur das sagen, daß wir etwa eine Stunde lang einen Abhang hinab ritten, wobei der Weg linker Hand von einem Bergzug begleitet wurde. Gott allein mag es wissen, ob das Feld, über welches wir ritten und welches sich scheinbar noch recht weit nach rechts ausbreitete, kultiviert war oder nicht. Die zwei oder drei Bewässerungskanäle, die uns in den Weg kamen, ließen darauf schließen, — denn zu sehen war es eben nicht, — daß das Feld vermutlich doch kultiviert sein mußte. Ueber die Richtung des Weges konnten wir uns nur nach dem Stande des Polarsterns Rechenschaft geben. Späterhin erzählte mir der Topograph, daß er um die Grade auf dem Kompaß abzulesen, seine Cigarrette anrauchte und beim Feuer derselben mit Mühe und Not die Winkel anmerkte. Wir bewegten uns auch diesmal langsam, und zwar wiederum der Dunkelheit wegen. Erst einige Stunden später, als sich die Morgendämmerung zu erkennen gab und der weißliche, schwankende Nebelschleier sich langsam erhob und zu verschwinden begann, und als bald darauf die ersten Strahlen der aufgehenden Sonne zwischen den spitzen Berggipfeln hervorbrachen und ihre Goldfäden in dem wogenden Morgennebel spielen ließen — erst dann konnten wir darüber ins klare kommen, wo wir eigentlich ritten. Die Gegend war jetzt eine weite Ebene, die sich von Süd-Ost gegen Nord-West erstreckte. Man konnte sie der Länge nach auf einige

15 Werst überblicken. Ihre Breite mochte etwa 5—7 Werst betragen. Sie war durchweg kultiviert. Zwischen den Feldern ließen sich hie und da Dörfer bemerken, die buchstäblich in den schattigen, grünen Gärten verschwanden. Jetzt konnte man auch sehen, nicht bloß vermuten, daß der Fluß, dessen Furt wir noch während der Dunkelheit passierten, — der Chulumfluß war.

Das weite Thal war anscheinlich gut bevölkert und kultiviert. Unser Weg führte uns bald darauf an einem Dorfe vorbei, dessen Name mir unbekannt blieb. Noch vor diesem Dorfe stieß unser Weg mit dem Hasretsultaner Wege zusammen. Der Weg wurde jetzt breit und eignete sich für Rädergefährte. Es scheint hier ein reger Verkehr stattzufinden, denn der Weg zeigte tiefe Spuren von Arbarädern und war von den Saumtieren stark ausgetreten. Die Ortschaften an dem Chulumfluß, der das Thal fast in der Mitte durchfließt, wurden umfangreicher, die Gärten dichter. Schließlich gelangten wir an eine über den Chulumfluß führende Steinbrücke mit einigen Brückenpfeilern. Es war das eine sehr starke, schöne Brücke, aus großen Steinen erbaut und mit steinernen Bogen versehen. Als wir auf die andere Seite gelangt waren, kamen wir sofort in ein Dorf und ritten durch die Gärten desselben bis zu unserem Rastpunkt. Etwa eine Werst von dem letzteren gelangten wir in die Straßen der Ortschaft Heibek. Es ist das eine recht bedeutende Ortschaft; wir hatten auf unserem Wege mehrere mal aus einer Straße in die andere abzubiegen. Wiederum passierten wir eine Brücke, welche über eine Schlucht, auf deren Boden ein Bach floß, hinüberführte; dann ging es bergauf, dann wiederum bergab zu einem Fluß; wir machten dem Ufer des Flusses entlang ein paar hundert Schritte und gelangten schließlich zu zwei mächtigen Tschinaren. Hier eben, im Schatten dieser Riesentschinaren waren unsere Zelte aufgeschlagen. Die Wahl dieses Ortes für eine Station machte dem ästhetischen Sinn der Afghanen Ehre. Die Tschinaren verzweigten sich so mächtig, daß nicht nur unser indisches Zelt, sondern auch alle übrigen in ihrem Schatten standen.

Wir machten Rast. Wiederum schliefen einige von uns; die anderen hingegen blieben wach.

„Docteur!“ vernahm ich den üblichen Anruf des Generals. „Nun, wie? . . . Was meinen Sie? . . . Die Luft ist doch wunder-

voll; ich denke, es muß auch eine recht bedeutende Höhe sein, auf welcher wir uns befinden (nach englischen Angaben 4000 Fuß). Wie steht's mit den Kosaken? Ich glaube doch, daß sie sich jetzt erholen werden. Hier ist doch mal . . . der Ort hochgelegen . . . nun, und auch das Wasser dazu . . . Sagen Sie, bitte, es muß dies alles doch einen guten Einfluß haben?"

Ich stimmte der Meinung des Generals bei, daß die Kosaken sich hier wirklich erholen könnten, daß die Gegend wirklich recht hoch gelegen sei, bemerkte jedoch, daß es im Kaukasus sehr hoch gelegene Gegenden gäbe, die gleichzeitig doch außerordentlich fieberreich seien.

Der General verlor sich sofort in den Erinnerungen aus seiner Dienstzeit im Kaukasus. Er erzählte viel über die berühmte Lesginische Linie, woselbst er eine Zeit lang Distriktchef gewesen war, über Dagestan u. dergl. m. Jetzt beteiligte sich auch der Oberst am Gespräch, indem er aus seinem Schlummer durch die Nennung der bekannten Gegenden erweckt wurde. Der General und der Oberst hatten in Bezug auf den Kaukasus viele Berührungspunkte; der eine, wie der andere hatte im Kaukasus einen langjährigen Dienst durchgemacht. Als sich nun auf diese Weise ein Gespräch zwischen dem General und dem Oberst entspann, eine Musterung der beiderseitigen Erinnerungen, da verließ ich das Zelt und schlug im Eifer meiner Wißbegierde den Weg zum nächst liegenden Hügel ein. Mich begleitete der Topograph.

Wir kletterten über einen Lehmzaun, durch welchen unser Lager vom Hügel, auf dem sich ein Kastell erhob, getrennt war, und begannen den Hügel zu ersteigen. Die afghanischen Posten bemerkten uns wohl, hinderten uns jedoch durchaus nicht am Weitergehen. Wir stiegen immer höher und höher den steilen, steinigen Abhang des Berges hinauf, wir näherten uns der Festung, umgingen dieselbe von der rechten Seite und gelangten nach einigen Minuten auf den Gipfelpunkt des Hügels. Vor uns breitete sich, wie auf einem Teller das ganze, weite Thal Heibek aus. Weit im Westen verliert sich in der Ferne derjenige Teil dieses Thales, den wir heute zurückgelegt hatten. Im Norden wird es an dieser Stelle durch die Berge eingeengt, entfaltet sich aber wiederum im Nord-Ost und verliert sich dann in der Ferne.

Im Süden beginnen die Berge mit dem Hügel, auf welchem wir uns befanden; im Süd-Ost sieht man das verengte Flußthal des Chulum, welches bald darauf in den Windungen der Heibeker Schlucht verschwindet.

Die Ortschaft Heibek besteht eigentlich aus mehreren Dörfern; sie umlagern halbmondförmig denjenigen hügeligen Vorläufer des südlichen Gebirgszuges, auf welchem wir standen und auf dem sich einige Dutzend Fuß unter uns das Kastell befand. Dies Kastell besteht aus einem mehrstöckigen Schloß, welches von Lehmmauern umgeben ist; es beherrscht buchstäblich die Ortschaft und die angrenzenden östlichen und nördlichen Partieen des Thales. An vielen Stellen ragen aus der dunklen Masse der Gärten riesenhafte Bäume empor, die sich hoch über das allgemeine Laubniveau des Thales erheben. Es waren das wahrscheinlich eben solche Riesentschinaren, wie diejenigen, in deren Schatten unsere Zelte Unterkunft gefunden hatten.

Kaum aber, daß der Topograph Zeit gehabt hatte, die für die Marschroute nötigen Zeichen und Notizen zu machen, kaum daß ich mich in dem, ich muß geradezu sagen, großartigen Gesamtbilde orientiert hatte, als urplötzlich ein afghanischer Wachsoldat vor uns auftauchte und eifrig etwas zu erzählen begann und mit den Händen in der Richtung nach unten, woselbst sich unser Lager befand, hinwies. Aus alle dem, was er vorbrachte, konnte ich nur eines verstehen: „ne mischewet“ und „Dschernel“ „Ne mischewet“ heißt „nicht erlaubt“ und „Dschernel“ — „der General“, was von uns in der Weise ausgelegt wurde, daß der General uns zu sich rufe. Es blieb uns also nichts mehr übrig, als zum Lager zurückzukehren und daselbst einen Verweis für das eigenwillige Verlassen desselben entgegenzunehmen.

An diesem Tage brachte man mir einen kranken, alten Mann, dessen Krankheit lediglich sein hohes Alter war; er hatte schon längst die Zahl seiner Jahre vergessen. Selbstverständlich galt es hier — therapia nulla.

Am folgenden Tage, den 12. Juli, passierten wir die großartige Schlucht Dere-i-Sendan, auch Heibeker Schlucht genannt. Burnes, der diese Schlucht im Jahre 1832 besucht hatte, erklärte die Entstehung des Namens „Dere-i-Sendan“ aus dem

Umstand, daß die Schlucht angeblich so düster sei, die Wände so hoch und so nahe an einander tretend, daß die Sonnenstrahlen nie hierher dringen können; es sei darum hier ewig finster, wie in einem Gefängnis[1]). („Dere-i-Sendan“ heißt „Eingang zum Gefängnis“.) Ich muß gestehen, der ehrenwerte Burnes hat in diesem Falle das Spiel seiner Phantasie in Wirklichkeit zu verwandeln versucht.

Die felsigen Wände der Schlucht sind allerdings sehr hoch, sie gelangen stellenweise zu einer Höhe von 500 Fuß, wobei sie sich senkrecht erheben; jedoch ist der Zutritt den Sonnenstrahlen schon dadurch ermöglicht, daß die Schlucht in ihrer Hauptaxe hauptsächlich von Nord nach Süd gerichtet ist. Zudem ist die Schlucht an manchen Stellen eine Werst breit, nirgends aber unter 50 Ssaschenj. Wenn mir eine richtige Erklärung für den interessanten Namen der Schlucht gefehlt hätte, so würde ich die Entstehung desselben am ehesten auf rein optische Ursachen zurückführen. Die Sache ist nämlich die, daß die Schlucht in ihrer Richtung mitunter bald auf die eine, bald auf die andere Seite ablenkt. Nun sieht man in dem Abschnitte der Schlucht zwischen zwei solchen Biegungen den Gesetzen der Linearperspektive gemäß, weder den Ein- noch Ausgang. Man ist auf diese Weise von allen Seiten durch senkrechte, oft sehr hohe Wände eingeschlossen, man fühlt sich wie lebendig begraben in diesem großen Loch, einem Gefängnis. Ich sage, ich würde mir in dieser Weise die Etymologie des Wortes zurechtgelegt haben, wenn ich den wirklichen Ursprung des Namens nicht gewußt hätte. Es ist dieser Ursprung ein sehr einfacher und macht alle möglichen Spekulationen in Bezug auf dies Thema überflüssig. Etwa 5 Werst gen Süden von Heibek, beim Dorfe Akam, sind in der nördlichen Wand der Schlucht Ueberreste von Höhlen zu sehen. Eben diese Höhlen vertraten früher und vielleicht auch noch heute die Rolle eines Gefängnisses. Hier wurde einst, wie man erzählt, irgend ein bekannter central-asiatischer Gefangener lange Zeit in Haft gehalten. Leider konnte ich nicht herausbringen, was das für ein Gefangener war, und vermochte darum dies mal meinem Eifer im Ansammeln der verschiedentlichen Sagen und Traditionen nicht zu genügen.

---

[1]) Burnes a. a. O. B. I. S. 205.

An diesem Tage brachen wir von unserem Lager gegen 7 Uhr morgens auf. Wir hatten jedem seine Gerechtigkeit widerfahren lassen: der Nacht, indem wir ihr den Schlaf, dem Tag, indem wir ihm das Wachen widmeten. Mit welch' einem Genuß legte ich dafür aber auch den heutigen Marsch zurück. Ich hatte die volle Möglichkeit, die imposanten und senkrechten, glänzenden Kalkfelsen zu bewundern; die schönen Obstgärten, die uns gleich wie ein ununterbrochener Wald die ersten 10 Werst in der Schlucht verfolgten; den stürmischen, brausenden und in Wasserwirbeln und Wasserfällen schäumenden Fluß, der mit den Millionen seiner verspritzenden Wassertropfen, die ihn überragenden ewigen Felsen benetzt .... In der Schlucht, in verschiedenem Abstand von einander sind Dorfschaften verstreut, deren kuppelförmige Häuser hier und dort aus dem Laubdickicht wie Bienenstöcke auf einem endlosen Bienenstand, hervorguckten.

Rosig-goldene Aprikosen, purpurwangige Pfirsiche und saftige Weintrauben traten in buntem Wechsel auf und ergänzten einander. Stellenweise wurden die Gärten von Kornfeldern unterbrochen, welche übrigens recht klein waren. Der Mais stand bereits in vollen Aehren und erhob jetzt stolz seine blassen, seitlich angesetzten Kolben; die mächtigen Stengel der Dschugara neigten sich unter der Last der noch nicht gereiften Aehren.

Die ganze Schlucht war förmlich überflutet von dem goldenen Sonnenlicht; hoch oben aber, über den zackigen Felsen, die sich im Flusse abspiegelten, über den launenhaften Umrissen der scharfen Bergkämme, die in ihren engen Umarmungen den endlosen, grünenden Wald der Gärten eingeschlossen hielten — da schaute auf die Erde herab der klare, auch nicht von dem geringsten Schatten einer Wolke getrübte, dunkelblaue Himmel.

In etwa 15 Werst von Heibek hören die Gärten auf; nur die geringen Kornfelder bestreiten noch einige Zeit die absolute Herrschaft bei den nun immer enger zusammenrückenden Felsmassen in der Schlucht. Bald aber verschwinden auch sie — und die Schlucht erhält einen finsteren, immerhin aber erhabenen Charakter.

Die Passage durch diese Schlucht ist nur für Saumtiere geeignet; mit Arbas kann man an vielen Stellen garnicht durchkommen. Der Weg hält sich bald unmittelbar am Ufer des

Flusses, bald schmiegt er sich an die Vorsprünge, die hoch über den Fluß ragen, bald geht er von einem Ufer auf das andere über, kurzum er führt uns kreuz und quer. Bei den Uebergängen von einem Ufer zum anderen sind gute steinerne Brücken errichtet, die so breit sind, daß auf ihnen zwei Reiter bequem nebeneinander reiten können. Stellenweise ist der Weg mit Kiesel- und Feldsteinen und Blöcken von den benachbarten Felsen her verlagert. Die Passage erfordert hier große Aufmerksamkeit von Seiten des Reiters. Auf einem Pferde, das nicht sicher auf den Beinen ist, wäre es hier mehr als riskant zu reiten.

Die Trommel rasselt — alle bleiben stehen. Wir haben gerade noch den halben Weg bis zur nächsten Station zurückzulegen; man muß die Pferde und die Menschen sich verschnaufen lassen. Dann geht's wieder weiter vorwärts! Einige Werst noch und das tote Einerlei der Felsen, wie großartig es auch sein mag, beginnt einem langweilig zu werden. Felsen und Gestein haben wir vor uns; Gestein und Stromwirbel, dann wiederum Felsen, Gestein ... Alles nackt, tot, leer! Kein grüner Zweig belebt die rauhen Felsen. Wann werden nun wiederum die Gärten beginnen? Die Schlucht teilte sich mehrmals, gabelte sich, entsandte in verschiedene Richtungen Seitenspalten, aber ihr Charakter verblieb der gleiche.

Plötzlich trat uns bei einer Biegung ein Hain von riesigen Aprikosenbäumen entgegen; er hielt sich dicht an der rechten Wand der Schlucht. Daraufhin zeigten sich, ein's nach dem anderen, kleine Gärtchen; ein jedes durchweg mit einem kuppelförmigen Häuschen in dem Laubdickicht. Die Wände der Schlucht traten allmählich auseinander, die Felsen waren nicht mehr so schroff. Es erschienen wiederum die kleinen Felder. — „Kommt Esar-Bag bald?“ — „Jak Kuruch,“ giebt Mossin-Chan zur Antwort. — „Kuruch“ was ist das für ein Längenmaß? — Es ist das ein afghanisches oder, richtiger, indisches Wegmaß — 4000 Schritten gleich. — 4000 Schritt, das ist nicht viel. Wir hatten bald unsere 4000 Schritt gemacht und sogar noch mehr. Auf beiden Seiten liegen dichtlaubige Gärten; wie verlockend ist ihr Schatten, aber von den bekannten Zelten ist noch nichts zu sehen. Mossin-Chan giebt kein Zeichen zum Halt; und was die Hauptsache ist, die Trompete bleibt stumm. Es war jetzt nämlich

zur Regel geworden, daß zum Aufbruch von einer Station und bei der Ankunft auf einer solchen die Trompete geblasen wurde. Wenn darum während der Reise die hellen Töne der Trompete erklangen, so wußte schon ein jeder von uns, daß das ein sicheres Zeichen war, daß wir zur Station angelangt waren. Jetzt aber schweigt die Trompete noch immer. Wiederum stiegen wir, wer weiß warum, auf einen hohen Bergvorsprung: wir steigen immer höher und höher; wir passieren eine verlassene Ortschaft mit zerstörten Häusern. Zerstörte Häuser? Ein verlassener Ort! Und das in dem schönen Garten, als welcher die ganze freie Fläche hier erscheint? Was hat das zu bedeuten[1])? Verlockend glänzen die goldigen Aprikosen. Ueber unseren Häuptern schweben die Büschel der Walnüsse: man braucht nur die Hand auszustrecken, um einen Büschel zu erlangen. Tief zu unseren Füßen, in der Ferne, sind die „Tschaltícki“ (Reisfelder) zu erkennen. Nun kommt wiederum ein Niedergang. Wir reiten noch eine Werst lang zwischen dichten Gärten und gelangen schließlich zur Station Ssar-Bag.

Ssar-Bag ist ein so wundervoller Ort, daß es schwer fällt, ihn lediglich in Worten zu beschreiben. Immerhin möchte ich doch den Versuch machen. Vor der Hand mußte allerdings noch der Tribut dem Hunger entrichtet werden, der durch den Marsch von 30 Werst stark angeregt war. Wir erhielten zum Frühstück Schaschlick, zum Nachtisch schmackhafte Kirschen.

Unsere Zelte sind in einem schattigen Garten aufgeschlagen, auf schönem, grünen Rasen. Der Garten besteht fast ausschließlich aus Obstbäumen, mit Ausnahme einiger wenigen Karagatschen und Tschinaren; es ist das eine kleine Plattform von drei Seiten von schroffem Schieferfels begrenzt. Unter dem Fels brechen mit Getöse drei kräftige Quellen hervor, die in ihrem weiteren Lauf unsere grünende Plattform in einige kleine Inselchen einteilen. Das Wasser ist außerordentlich klar, rein und schmackhaft. Der Grund der Bäche erglänzt in wechselreicher Mosaik von bunten Steinchen; die Ufer sind mit einer Borde von verschiedentlichen Blumen eingerahmt. An einigen Stellen ist der

---

[1]) Moorcroft (siehe S. 183 Anm.) erzählt davon, daß dieser Ort durch den „Kunduser Usurpator“ Murad-Beg im Jahre 1823 zerstört worden sei.

Bach von Guirlanden von Weinreben und Flachsseide überbrückt, von lebendigen Brücken, an denen sich die noch unreifen Trauben wiegen. In Ost und Nord-Ost eröffnet sich von hier aus ein wundervoller Ausblick auf die sich erweiternde Schlucht und die sich hinter ihr erhebende, zackige Mauer der kühn über einander getürmten Felsen. Die Plattform beherrschen die beiden riesigen Tschinaren, die sich in ihrer Höhe mit den benachbarten, steinernen Giganten messen können.

Ich muß hier bemerken, daß fast in allen Ortschaften, die wir bisher von Tasch-Kurgan an passiert hatten, die Tschinaren eine unvermeidliche Erscheinung waren und gleichsam das üppige Pflanzenwachstum hier repräsentierten. Allerdings giebt es in der Pflanzenwelt Central-Asiens wohl kaum etwas Großartigeres und Schöneres als gerade diese Bäume! Selbst der Karagatsch, der hier, in Central-Asien, die Rolle der Eiche vertritt, könnte meiner Meinung nach keinen Vergleich mit den Tschinaren aushalten.

Sobald wir uns auf unserer Station niedergelassen hatten, machte ich mich mit dem Topographen an das genaue Studium der Gegend, der General hatte uns heute eine kleine Exkursion in der Umgebung gestattet. Wir gingen diesmal in der Begleitung einer afghanischen Eskorte.

Am anderen Tage rückten wir gegen 8 Uhr wiederum aus. Den ganzen Marsch über, in einer Strecke von 13 Werst, führt der Weg ununterbrochen durch kultiviertes und dicht mit Bäumen bepflanztes Gebiet. Es war das dieselbe Gebirgsschlucht, durch welche wir schon gestern gezogen waren. Sie erweitert sich stellenweise, verengt sich dann wiederum, ist aber durchweg kultiviert. Es ist das gleichsam ein einziger ununterbrochener Garten. Und wie prachtvoll ist die Vegetation hier! In der Ortschaft Hurem habe ich Weinreben von 1 Fuß im Umfang gesehen! Es zeigten sich hier ferner viel Berberissträucher; es spricht das für die Möglichkeit des gemeinsamen Wachstumes derselben mit Weinreben an einem Ort, was für Russisch-Turkestan eine recht außergewöhnliche Erscheinung ist.

Der Weg von Ssar-Bag auf Hurem ist anfänglich gerade nach Süd gerichtet, dann lenkt er scharf gegen Westen ab, indem er vom Chulum-Fluß nach rechts abbiegt. Nach 3—4 Werst

aber, hinter der Ortschaft Gasi-Masar, lenkt er wiederum nach Süden ein. Er geht daraufhin den Krümmungen des Flusses Chulum nach, über welchen er nochmals von einem Ufer zum anderen führt. An solchen Stellen sind allerorts gute, steinerne Brücken auf Brückenpfeilern errichtet.

Auf der Hälfte des Weges gab es eine kleine Rast; der Debir setzte uns hier getrocknete Früchte und Thee vor.

Im allgemeinen ist die Richtung des Weges eine süd-östliche; es gilt das namentlich für die Strecke von 2—3 Werst bis Hurem, und für Hurem selber. Hier erweitert sich die Schlucht, die immer noch von den gigantischen, fast durchweg schroffen und außerordentlich malerischen Felsen begrenzt wird, in der Weise, daß sich bereits recht bedeutende Strecken Land mit verschiedenem Getreide bebauen lassen. Wir ritten eine Zeit lang an Feldern vorbei, die mit dichtem, noch nicht abgeernteten Weizen bedeckt waren. Die Hirse schoß noch kaum in die Aehren.

Auf unserem Wege im Dorfe selber stießen wir auf zahlreiche Moscheeen. Es fiel mir dieser Umstand auf, und ich erfuhr, daß Hurem hauptsächlich von muselmännischen Geistlichen bewohnt werde. Das Land ist ein unveräußerliches Eigentum der Geistlichkeit. Selbst der Emir von Kabul vermag nicht nach Willkür mit demselben zu schalten. Der Debir machte uns dabei die Mitteilung, daß nicht nur wir, das heißt die Gesandtschaft, sondern auch er selber, der Debir, und die uns begleitenden Afghanen hier lediglich als Gäste auftraten. Er ersuchte darum die Gesandtschaft, es ihm nicht verargen zu wollen, wenn die Bewirtung hier nicht so schön ausfallen sollte, wie er das selber vielleicht eingerichtet hätte. Natürlich hätten wir es nicht übel aufnehmen können, selbst wenn unsere geistlichen Gastherrn auf die Idee gekommen wären, uns nach dem Speisezettel des heiligen Antonius zu bewirten. Aber wer versteht sich denn besser auf die Bewirtung, als gerade die geistlichen Väter aller Länder und Religionen! Genügt es nicht zu sagen, daß der schönste Liqueur von den Benediktinern erfunden wurde. Die Mullahs von Hurem hatten sich nichts weniger als blamiert, sie bewirteten die „Kaffirs" auf's glänzendste, d. h. sie sandten uns Pilaw und eine schwere Menge von Schaschlicks zu. Auf das Mittagsessen der ehrwürdigen muselmännischen patres wurde russischer Madeira getrunken.

An diesem Tage erlagen einige unserer Kosaken einer gewissen Versuchung — sie badeten sich im Fluß. Ich glaube, daß sie lediglich nur durch die Nähe des recht breiten und wasserreichen Stromes zum Baden verlockt wurden. Die Temperatur der Luft war nämlich schon seit drei Tagen eine recht mäßige. In Ssar-Bag hatten wir um 2 Uhr Nachmittag 29° C.; hier in Hurem um 1 Uhr 30,2° C. Diese Zahlen sind nun im Vergleich zu den Temperaturen, wie wir sie in den Steppengebieten von Afghanisch-Turkestan hatten, wo 40—41° C. eine übliche Erscheinung war, natürlich recht gering. Es gewinnt das um so mehr Bedeutung, wenn ich sage, daß die Morgen- und Abendtemperatur von 7 Uhr in Ssar-Bag 28,2° und 27° betrug; in Hurem 24,6° und 24° C. Aus diesen Angaben läßt es sich ersehen, daß hier die scharfen Temperaturschwankungen, wie wir sie in den Steppengebieten von Afghanisch-Turkestan beobachtet hatten, durchaus fehlen.

Diese Beständigkeit der Temperatur, die reine schöne Luft, die reizende Gegend, in welcher wir nun schon seit drei Tagen reisten, machten es, daß unter dem Personal der Gesandtschaft keine neuen Fieberanfälle mehr vorkamen. Die Kosaken lebten wiederum auf, es erschallten von neuem die Lieder, die in den Zeiten, als das Fieber in Masari-Scherif nahezu epidemisch unter uns herrschte, verstummt waren. Die Gesichter klärten sich auf und erschienen wiederum durch eine sorgenlose, ungebundene Kühnheit belebt, wie sie dem russischen Soldaten, namentlich aber dem Kosaken, durchweg eigen ist.

Der Kosak liebt und pflegt, gerade so wie der Turkmene, sein Roß oft mehr als sich selber. Es wäre unnatürlich gewesen, wenn er dort, wo er selber ein Bad nahm, nicht auch seinen Rotschimmel oder seinen Braunen gebadet hätte; auch diese genossen nun in ergiebiger Weise das kühle Bad in dem raschen Fluß. Lange Zeit hörte noch der nächtlich stille Strom das Gewieher der Pferde und das Lärmen und Rufen der Kosaken, das in den dichtlaubigen, die Flußufer einrahmenden Gärten wiederhallte.

Gott sei Dank! Das Aufstehen und Ausrücken um Mitternacht hat jetzt aufgehört. Das früheste ist 6 Uhr morgens. Sollten wir jetzt noch dazu kommen, daß wir morgens vor dem

Aufbruch uns mit einem Frühstück stärken könnten, so wäre alles schön. So aber — seine 25—30 Werst sich im Sattel stoßen zu lassen mit leerem Magen, ist recht fatal. Der General ist jedoch anderer Meinung: er ist gegen ein Frühstück. Ich glaube, daß er, indem er das Frühstück ablehnt, sich wiederum durch sein falsches Zartgefühl den Afghanen gegenüber bestimmen läßt.

Heute haben wir den 14. Juli; wir haben den ersten Gebirgspaß im Hindukusch auf dem Wege nach Bamjan passiert. Von Hurem an führt der Weg die ersten 7—8 Werst durch dieselbe Schlucht, die bei Heibek begonnen hat. Hinter der Ortschaft Puli-Ab-Dschili führt uns eine Brücke über den Fluß Chulum auf das rechte Ufer desselben. Daraufhin läßt der Weg den Strom zur Linken und beginnt den Berg zu ersteigen. Der anfänglich breite Weg wird, indem er höher steigt, allmählich zu einem schmalen Pfad, der in dem steinigten Boden ausgehauen ist. Der Aufstieg erstreckt sich auf etwa 2 Werst. Auf dem höchsten Punkt des Aufstieges angelangt, hält sich der Weg einige Zeit auf nahezu horizontaler Fläche. Ein kleiner Niedergang führt uns daraufhin in ein wasserloses, schmales Thal, welches seinerseits in einer engen, von Felsblöcken verlagerten Schlucht mündet. Nach dieser Schlucht erweitert sich wiederum das Thal und geht in einen zweiten Aufstieg über. Es folgt von neuem ein Niedergang. Aber man steigt nur darum bergab, um nach einem Ritt von wenigen Minuten zu einem noch höher gelegenen Paß zu gelangen. Es ist dieser Paß der eigentliche Tschembarack, wenn gleich der Name auch der ganzen Gruppe von Pässen zwischen Hurem und Ruï beigelegt wird. Vor dem Aufstieg zum letzten Paß, dem dritten Paß der Zahl nach, lenkt der Weg scharf nach West ab. Im Zickzack gelangt der Saumpfad, indem er den steinigten und steilen Abhang erklimmt, auf den Gipfelpunkt des Passes; er ist hier in einer Strecke von $^1/_4$ Werst buchstäblich in glatter Felswand ausgehauen. Die meisten von uns waren von den Pferden abgestiegen. Nur Mossin-Chan allein schien sich nichts aus dem Weg zu machen. Sein zäher „Kandahani [1])“ weiß nichts davon, was

[1]) Eine spezielle Rasse von Gebirgspferden. Kandahani — das Gebiet zwischen Tasch-Kurgan und Kundus.

ein beschwerlicher und glatter Weg ist. Es ist ihm gleich, ob er einen Weg vor sich hat oder nicht; wenn er nur einen Spalt in dem Felsen findet, wo er seinen Huf hinstellen kann. Wo aber einmal sein Huf Stand gefaßt hat, da steht sein Bein fest, gerade als ob es in den Felsen selber eingedrungen wäre. Nichts Wunderbares darum, wenn Mossin-Chan es vorzog, gerade heraus über Stock und Stein zu reiten. Er schenkte dem Wege keine besondere Aufmerksamkeit; die Zügel hatte er auf den Sattel fallen lassen; er regte keinen Finger, um dem Pferd die nötige Richtung anzuweisen; übrigens brauchte er das auch keineswegs zu thun. Der „Kandahani" kennt den Weg und die Bodenbeschaffenheit besser, als jeder Reiter; er wird keinen Fehltritt machen; die Berge sind sein Element. Wie miserabel sieht aber doch dies Pferdchen aus. Man hat an ihm geradezu gar nichts zu sehen. Es ist klein, hager, buckelig, schlappöhrig und hat zudem noch einen wunden Rücken. Indessen war diese Mähre für uns alle ein Gegenstand des Neides. Der General fragte einst Mossin-Chan, „was er wohl für sein Pferd fordern würde?" — „Garnichts", war seine Antwort, mit welcher er wohl zu verstehen gab, daß das Pferd für ihn unschätzbar sei. Mossin-Chan ist ja dafür aber nicht bloß ein Kenner der Pferde, sondern noch mehr, ein Liebhaber. Man glaube nicht, daß er seine Pferde auf gleiche Weise, wie sonst ein jeder, zu gewinnen pflegt, d. h., daß er sie schon erwachsen in irgend einem Dorf des Bezirks Kandahani kauft. Keineswegs, — er erforscht zuvörderst, bei wem gute Stuten zu finden sind. Er nimmt daraufhin einige junge Füllen von ihnen und erzieht sie zu Hause. Bis zum vierten Jahre verwendet er sie nicht bei anstrengenden Touren; er gewöhnt sie allmählich an den Ritt und bringt ihnen diejenigen Eigenschaften bei, die den Fremden so sehr an ihnen frappieren. Er erzählte uns bei diesem Anlaß, daß lange nicht alle Füllen, die von ihm genommen werden, sich als geeignet erweisen und den Forderungen genügen, welche er an sie stellt. Von 10 Füllen ergeben sich nur 2—3, selten mehr, die ihm völlig zusagen. Er entwickelt bei seinen Pferden hauptsächlich zwei Gangarten: die sog. „Tropota [1])"

[1]) Die „Tropota" (russisch) ist eine für die centralasiatischen Pferde, namentlich in den Gebirgsgegenden charakteristische Gangart. Es ist das ein Paßgang

und die Carrière. Die beiden Gangarten lassen bei seinen Pferden nichts mehr zu wünschen übrig. In der „Tropota"-Gangart legt sein „Kandahani" in einer Stunde ca. 15 Werst zurück.

Fast unmittelbar auf dem Gipfel des Passes, der sich als ein nackter Kalkfels repräsentiert, stehen ein paar Artschi. Es waren das die ersten Bäume, welche ich hier zu Lande in natürlicher Weise aufgewachsen, d. h. nicht von menschlicher Hand angepflanzt, gesehen hatte. Der gesamte Baumwuchs, welcher, was zu bemerken, außerordentlich üppig ist, erscheint hier als Ergebnis der menschlichen Arbeit. Natürliche Wälder habe ich weder in den Bergen, noch in den Thälern gesehen.

Der Pfad umging den Höhepunkt des Passes und stieg dann eine leicht abschüssige Fläche hinab. Fern im Westen und tief unter uns erstreckte sich ein weites Thal. In der Richtung zu diesem Thale hatten wir jetzt hinab zu steigen. Wir gingen 6—7 Werst und als wir schließlich unten waren, stießen wir von neuem auf den Chulum-Fluß. Es führte uns eine steinerne, schöne Brücke von einem Ufer auf das andere. In dem weiten Gebirgsthal, welches sich vor uns ausbreitete, waren in einigen Ssaschenj von dem Flusse die Zelte aufgeschlagen, die die müden und von Durst geplagten Wanderer erwarteten. Auf dem Wege hatten wir die ganze Tagereise über keinen Tropfen Wasser auftreiben können.

Das Thal Ruï, in welches wir hinabgestiegen waren, ist eine nahezu quadratische Fläche mit einem Durchmesser von ca. 5 Werst. Die Berge, die das Thal umgeben, sind nicht hoch und haben überhaupt recht abgerundete Formen. Nur im Norden zeichnet sich eine enge von zackigen Felsenmauern eingerahmte Schlucht aus, die sich der Fluß Chulum durchbricht. In einigen Schritten von unserer Station stromaufwärts, d. h. in südlicher Richtung befindet sich ein Karawan-Serai. Er ist in der Art einer Befestigung ausgeführt. Um ihn herum sind einige Lehm-

---

mit Intervallen. Wenn man sich die Bewegung der Beine des Paßgängers vergegenwärtigt, wobei aber die Beine der einen und der anderen Seite nicht zugleich auf den Boden treten, sondern in Intervallen, so hat man den „Tropota"-Gang. Das Tempo, in welchem die Beine eines solchen Pferdes, des sog. „Tropotun" auftreten, erinnert an das Tempo von 4 Dreschern, die mit ihren Dreschflegeln im Takt arbeiten.

hüttchen und Filzjurten verstreuet. Das Thal ist teilweise von Weizensaaten eingenommen, die gegenwärtig noch kaum gereift waren. Der größere Teil der Schlucht wurde als Weide benutzt. Mossin-Chan erzählte uns, daß sich in einigen Werst von unserer Station zwei große Ortschaften befänden, in denen man Fourage und Lebensmittel für einen noch bedeutenderen Trupp finden könnte, als unsere Kavalkade es war; wir zählten aber mit den afghanischen Reitern und dem Fußvolk der Eskorte ca. 500 Mann, mit 400 Pferden und Eseln.

Duab. Heute, d. h. den 15. Juli, haben wir wiederum eine recht bedeutende Strecke zurückgelegt, nämlich 27 Werst. Wir zogen anfänglich durch das Thal Ruï, welches mit Weizen und Hirse bebaut war. Bald darauf lenkte der Chulumfluß von unserem Wege nach links ab, d. h. in der Richtung nach Osten. Wir hielten uns daraufhin längere Zeit im Flußthal des Ruï, welcher einen sehr gewundenen Lauf besitzt und sehr seicht ist. In einer Strecke von 4 Werst hatten wir die Furt des Flüßchens achtmal zu passieren. Nachdem wir ca. 6 Werst von der Station Ruï gemacht hatten, blieb das Flüßchen Ruï rechts von uns. Der Weg scheidet sich hier in zwei Richtungen, der eine Weg führt direkt durch die Schlucht, der andere umgeht von rechts die Schlucht, wobei er einen hohen Paß erklimmt. Unser Gepäck schlug den letzteren Weg ein. Wir selber nahmen hingegen unseren Weg gerade durch die Schlucht. Ich habe nie, weder früher noch später, etwas gesehen, was dieser Schlucht ähnlich gewesen wäre. Es ist das keine Schlucht, sondern lediglich eine Ritze, ein Spalt in der Masse des Berges, der eine Länge von 2 Werst besitzt. Die Schlucht ist mitunter so eng, daß man durchaus nichts mehr vom Himmel sieht; der Reiter kann allein kaum durchkommen; daß hier zwei Reiter einander ausweichen, ist rein unmöglich. An manchen Stellen berührt der Reiter mit seinen Knieen und Steigbügeln die Wände der Schlucht. Die Breite der Schlucht beträgt an diesen Stellen kaum 1½ Arschin, an anderen Stellen erweitert sie sich bis auf 10—15 Sschaschenj, aber nicht darüber. Die Höhe der Wände der Schlucht läßt sich nur in diesen erweiterten Partieen bestimmen, sie erreicht ihre 300—400 Fuß. Man fühlt sich in diesem Spalt geradezu wie in einem Keller;

rund herum herrscht ein Halbdunkel, welches nur dort von einem hellen Lichtstreif verdrängt wird, wo die Erweiterungen kommen. Die Wände der Schlucht sind in einer Höhe von 3—4 Arschin glatt abgeschliffen, was zweifellos darauf hinweist, daß der Spalt durch Auswaschung von Seiten des Gebirgsstromes gebildet wurde. Da nun der Boden der Schlucht, wenngleich von kleinen Kieseln und Geröll bedeckt, zur Zeit völlig trocken war, so ist es klar, daß hier ein Wasserstrom nur im Frühjahr, beim Schmelzen des Schneees und bei Regenwetter fließt. Ich würde es nicht wünschen, hier bei einem plötzlichen Ungewitter und Platzregen zu sein. Stellenweise war die Schlucht von herabgestürzten Blöcken verlagert. Der Debir bemerkte bei einem Haufen von Felsblöcken, daß sie erst vor ein paar Tagen herabgestürzt wären. Etwas Aehnliches konnte auch bei unserer Durchreise passieren. Es konnte geschehen . . . aber es geschah nicht. In einem solchen Fall würde unsere Wißbegierde uns sehr teuer zu stehen gekommen sein. Dafür aber rückten wir jetzt nur mit größter Vorsicht weiter vor! Uns voraus ritten, in verschiedenem Abstand von einander, als Kundschafter afghanische Reiter. Wir bewahrten alle das tiefste Schweigen, selbst der Trompeter trompetete nicht, der Trommelschläger aber war gar nicht mit uns gekommen, da er ja mit den beiden Trommeln zu den Seiten des Sattels hier gar nicht durchkommen konnte. Schließlich zeigte sich ein heller Lichtstreif. Nach wenigen Minuten befanden wir uns auf einem kleinen, freien Plan, woselbst wir mit dem Gepäck zusammenstießen. Wir hatten nun noch über einen Bergzug einen nicht gerade hohen, aber recht steilen Paß zu passieren. Der mäßig steile und nicht lange Abstieg führte uns wiederum zum Thal des Flusses Chulum. Hier ist das Thal sehr schmal und von mäßig hohen, aber fast senkrechten Felsen eingerahmt. Bemerkenswert war die Textur der Felsen, die aus einer Reihe Schichten von verschiedener Mächtigkeit bestanden, deren Ueberlagerung eine ausgesprochen horizontale war. Bisher hatte ich Schichten gesehen, deren Lage eine vertikale war, oder eine unter irgend einem Winkel geneigte, oder eine ganz verschiedentliche; hier jedoch hielten sich die Schichten völlig horizontal. Der Schichtenlagerung entsprechend erheben sich auch die Felsen terrassenartig übereinander. Der Fluß Chulum ist hier

bereits nicht viel mehr als ein breiter Bach. Er nähert sich dem Weg von links und begleitet ihn bis zu der Ortschaft Duab.

Als wir zu dem erwähnten freien Plan gelangt waren, bemerkten wir sofort im Hintergrund desselben eine Reitergruppe, welche sich in zwei oder drei Reihen aufgestellt hatte. Es waren das die hiesigen Gebirgsvölker, die Hesaren, die sich hier zur Begrüßung und Begleitung der Gesandtschaft eingefunden hatten. Sie standen auf dem rechten Ufer des Flusses, währenddem unser Weg uns auf dem linken Ufer führte. Die neue Eskorte salutierte die Gesandtschaft aus der Ferne und folgte nun in paralleler Richtung uns nach, wobei sie sich den ganzen Weg über auf dem entgegengesetzten Ufer hielten. In ihrem Aeußeren unterschieden die Reiter sich nicht von den Afghanen: sie trugen die gleichen kegelförmigen, zottigen Schafpelzmützen, die gleichen Kaftane aus Tuch und die hohen ungeschwärzten Stiefel. Sie hatten kleine Pferdchen, hauptsächlich Schimmel. Ueber den Gesichtstypus kann ich leider nichts sagen, da sie sich während des Ritts in einiger Entfernung von uns hielten. Wohl aber fiel mir bei ihnen eine Neuerung in dem Kostüm auf: bei einigen von ihnen war an der kegelförmigen Mütze ein beweglicher lederner Mützenschirm angebracht. Der Schirm konnte nach Bedürfnis von der Stirn aufs Hinterhaupt, vom Hinterhaupt auf eine oder die andere Schläfe gerückt werden, ohne daß dabei die Mütze ihre Lage zu verändern hatte. Ich bemerkte, wie an den Stellen, wo der Weg, den Krümmungen des Flusses folgend, sich bald links, bald rechts wendete, und die Sonne darum in entsprechender Weise bald die eine, bald die andere Seite des Gesichts und des Kopfes mit ihren glühenden versengenden Strahlen traf, wie die Schirme ihre Lage veränderten und von einer Schläfe zur anderen und von der Stirn zum Hinterhaupt wanderten. Die ganze Reitertruppe setzte sich mehrfach mit Geschrei in Carrière, jagte etwa eine Werst ab, blieb aber dann stehen, erwartete uns und ritt dann wiederum im Schritt weiter.

Das schmale Flußthal ist hier sorgfältig kultiviert. Wo sich nur irgend wo am Ufer ein Stückchen anbaufähigen Bodens findet, da ist er schon gewiß angebaut und angepflanzt. Wie schön gedeiht aber auch hier der Weizen auf diesen kleinen Landstückchen! Er ist hoch, dicht gewachsen, hat schöne Aehren, ist

aber noch völlig grün. Wenn gleich die Lage hier genügend hoch ist, um keine starke Sommerhitze zuzulassen, und aller Wahrscheinlichkeit nach hier auch Sommerregen stattfinden, so bemerkt man doch hie und da Bewässerungsgräben, die sich häufig an abschüssigen Felsen halten oder aber in hölzernen Rinnen selbst über das Flußbett hinübergeleitet sind. Allem Anschein nach ist das Bedürfnis der lokalen Bevölkerung nach Feldern, die sich zum Anbau eignen könnten, außerordentlich intensiv; es wird darum keine Gelegenheit versäumt, sich selbst des geringsten Stückchens des zum Anbau fähigen Landes zu bemächtigen.

Indem wir durch dies sehr schöne, kleine Thal zogen, hatten wir mehrmals über außerordentlich schlechte, hölzerne Brücken zu passieren, um auf das eine oder das andere Ufer des Flusses zu gelangen. Uebrigens waren diese Brücken hier vielleicht auch überflüssig, denn der Fluß ist seicht und kann durch eine Furt am beliebigen Ort passiert werden, was von den Hesaren auch mehrfach vor unseren Augen ausgeführt wurde. Ich glaube sogar, daß man die Brücken extra zur Durchreise der Gesandtschaft errichtet hatte, was sich daraus schließen ließ, daß sie sehr frisch aussahen und sehr leicht gebaut waren.

Es folgte ein neuer Aufstieg. Dieses mal begleitet uns wiederum der Fluß Chulum, indem er eine Reihe effektvoller Wasserfälle und Kaskaden bildet. In einer Strecke von 2 Werst steigen wir durchweg an Seiten des Stromes in einer Höhe von 200—300 Fuß. Man muß es aber selber sehen, wie er hier schäumt und braust, und von einem Stein zum anderen, von einer Stromschnelle zur anderen stürzt, und in wahren Lawinen von krystallhellem Wasser niederfällt, und dort, wo die Stufen eine Höhe von 2—3 Sschaschenj erreichen, da muß man es hören oder richtiger sich betäuben lassen durch das ununterbrochene mächtige Getöse des Flusses, um sich den Effekt des gesamten Bildes zu vergegenwärtigen! . . .

Am Fuße der Wasserfälle fanden wir, als wir vorbeizogen, eine Gruppe von Wanderern gelagert. Irgend eine Karawane, vermutlich aus Indien, hielt hier Rast. Seltsam genug, es waren hier auch Frauen und sogar Kinder vorhanden. Es war das also keine Handelskarawane. Ihrem Typus nach erinnerten die Leute an unsere Zigeuner. Auffallender Weise waren die

Frauen der Karawane unverhüllt, gerieten bei der Begegnung mit uns nichts weniger als in Verlegenheit und machten auch keinerlei Anstalten, sich vor den fremden Leuten zu verbergen.

Als wir die Wasserfälle hinter uns hatten, ging der Weg wiederum durch eine flache Gegend. Das Thal ist hier durchweg von Feldern, die in kleine Parzellen eingeteilt sind, eingenommen. Mitunter giebt es Aussaaten von Luzerne, und zwar ist sie hier so schön und wohlriechend, wie ich sie nie in Taschkent gesehen habe. Dort, wo der Strom aus seinem von smaragden-grünen Ufern eingerahmten Bett austreten kann, finden sich kleine Wiesengründe. Die Felsen aber, die das Thal von beiden Seiten begrenzen, sind hier noch immer so hoch und noch immer so unbelebt, wie vormals, kein Strauch, kein Grashalm ist auf ihnen zu erblicken. In der Ferne zeigte sich schließlich ein großer Baum. Man sagte uns, daß dort unsere Station sei.

Wir nähern uns der Station. Bei dem Baume, einer sehr alten Silberweide, befindet sich das „Schloß" Duab.

Es war das ein recht fatales Schloß. Wenn ich übrigens mit diesem imponierenden Namen das vor meinen Augen sich befindliche Lehmviereck mit den halbverfallenen Türmchen an den Ecken bezeichne, so folge ich hierin lediglich dem Beispiel unserer mächtigen und hochgebildeten Vorgänger in Afghanistan, der Söhne des schlauen Albion. „Zur glücklichen Stunde" — es wäre richtiger gesagt, zur schweren Stunde — hatte Sir Moorcroft hiermit den Anfang gemacht und von nun an wurden die Niederlassungen vom üblichsten Typus für Central-Asien von den englischen Reisenden mit dem Titel „Schloß" benannt und beehrt. Da diese Schlösser uns bei unserer ferneren Reise noch häufig in den Weg kommen werden, so halte ich's nicht für überflüssig, hier eine kurze Beschreibung derselben zu geben.

Wir haben ein großes oder ein kleines, viereckiges Rechteck, selten ein Quadrat vor uns. Die Seiten des Vierecks bestehen aus Lehmmauern von 1—2 Ssaschenj Höhe; die Mauern sind mitunter gezackt. An den vier Ecken des Vierecks befinden sich runde, oft auch vieleckige Türme von verschiedenem Durchmesser und verschiedener Höhe. Das Dach der Türme ist kuppelförmig oder flach. Die Mauern des Vierecks sind mitunter 2 Arschin dick. In den Türmen sind schmale Fenster angebracht, welche als

Schießscharten gelten können. Inmitten einer der Mauern befindet sich ein recht breites Thor, welches durch eine Flügelthür geschlossen wird. Tritt man in das Innere des Vierecks, so findet man an zwei entgegengesetzten Seiten die Wohngebäude errichtet. Es sind das lediglich Reihen von Lehm-„Ssakli", gewöhnlich sehr roh und schmutzig; die Dächer der Ssakli sind bald kuppelförmig — namentlich in den von Usbegen bewohnten Gegenden, bald flach, namentlich in den Thälern von Bamjan, Irak und im oberen Teile des Kabuler Thales. An der dritten und mitunter an der vierten Mauer befinden sich die Räumlichkeiten für das Vieh, die Pferde, Kamele und dergl. m. Auf den Dächern werden gewöhnlich die Vorräte an Klee (Luzerne), Stroh und dem noch nicht ausgedroschenen Getreide aufgestapelt.

Die Türme haben eine doppelte Rolle zu vertreten: es sind das einerseits Vorratskammern, andererseits Befestigungen. Sie sind darum auch zweistöckig; im unteren Stock befindet sich allerlei häuslicher Kram, der obere hingegen ist durchaus frei und ist mit den Schießscharten versehen, von denen ich oben geredet habe.

Die Schlösser sind in ihrer Größe sehr verschieden, von einem kleinen Karawanserai an bis zu einem Viereck, dessen jede Seite ihre 30—40 Ssaschenj hat. In den Schlössern fehlt es gewöhnlich an Brunnen, aber häufig durchströmt ein Bach das Schloß, oder es befinden sich sogar in ihrem Bereich die Quellen der Bäche. Am häufigsten jedoch stehen derartige Niederlassungen an Ufer eines Flüßchens oder eines Baches.

Ein derartiges „Schloß" war nun auch der Ort Duab. Die Umstände müssen sich hier allerdings seit den Zeiten, wo Burnes die Gegend bereiste und wo hier das Allamanen-, das Raubwesen, in Blüte stand, stark verändert haben. Zwei Mauern und ein Turm sind eingestürzt und nicht mehr renoviert worden. Offenbar ist ein Wiederaufbau derselben nicht mehr erforderlich, da keine Gefahr von Seiten der Räuber droht. Immerhin redet schon die Existenz der Bauten von solchem Typus laut genug von der Mißwirtschaft und der Unsicherheit der gesellschaftlichen Zustände, wie sie hier zu Lande stets üblich waren.

Wenn aber nun die öffentliche Sicherheit hier seit den Zeiten, wo die hiesigen Gegenden von Burnes besucht wurden, gewonnen hat, so sind doch zweifellos die physikalischen Verhältnisse des

Landes die gleichen geblieben. Ich teilte unbedingt das Entzücken des englischen Reisenden bei dem Anblick des schönen mit smaragden-grünem Rasen bedeckten Thales. Aber ich muß es gestehen, ich verstehe seine Beschreibung des Duaber Thales nicht, speziell den Punkt, wo er von den fürchterlichen Abhängen spricht, welche bei Nacht alle Sterne mit Ausnahme derjenigen, die im Zenith blinkten, verdeckt haben[1]). Bei der Ortschaft Duab selber ist das Thal recht breit, und ich konnte den Polarstern genau beobachten. Ich glaube nicht, daß Burnes an der erwähnten Stelle von dem Spalt spricht, welchen wir in 6 Werst von Ruï passiert hatten, denn hier ist es nicht bloß für Lastkamele, sondern selbst auch für Lastpferde unmöglich, durchzukommen; er reiste aber mit einer Gepäckkarawane. Schließlich wäre das ein Weg, den nachts nicht mal Leicht-Berittene machen könnten. Es dürfte die Beschreibung von Burnes eher auf den Paß Kara-Kotel zu beziehen sein, aber die Enge dieses Passes befindet sich 13 Werst süd-östlich von Duab. Burnes schreibt indessen: „Wir stiegen bei dem Dorfe Duab in das Bett des Flusses hinab und folgten demselben bis zu jenem Orte zwischen fürchterlichen Abhängen hin ..." Da Burnes in der Richtung von Süd nach Nord reiste, so läßt sich die Phrase „bei Duab" unmöglich auf den Paß Kara-Kotel beziehen. Allerdings ist es ja auch zu berücksichtigen, daß der englische Reisende nur eine allgemein gehaltene Beschreibung seiner Reise zu geben vermochte, da er in dieser Beziehung schlimm gestellt war. Indem ich seine Beschreibung der Bamjaner Route lese, bin ich sehr zur Anschauung geneigt, daß es ihm mitunter an Gelegenheit gefehlt hatte, die Reise Tag für Tag zu notieren, woraus sich denn auch die Unkorrektheiten im Text ergeben haben.

Burslem, ein anderer englischer Reisender, der hier im Jahre 1840 gewesen war, erzählt davon, daß in einigen Meilen südlich von der Ortschaft Duab eine bemerkenswerte Höhle existiere, welche einen ewigen, umfangreichen Eiskeller darstelle und „Jermallik" genannt werde. Aber nicht der Eiskeller ist es, durch welchen die Höhle berühmt geworden ist. Es befinden sich in ihr, nach der Mitteilung von Burslem, einige hundert Menschenschädel[2]).

---

[1]) Burnes, „Reise in Bokhara." Bd. I. S. 200 der deutschen Ausgabe.

[2]) Burslem. A peep into Toorkistan. pp. 110—111.

Gerade dies anthropologische Depot, wenn man sich so ausdrücken darf, hatte für mich gegenwärtig die größte Anziehungskraft. Ich hätte gern die Höhle besucht und dabei natürlich, wenn nicht ein ganzes Skelett, so doch jedenfalls mehrere Schädel mitgenommen. Der Oberst und der „Naturforscher“ stimmten völlig mit meinem Wunsch überein. Es hätte sich diese Absicht ohne jegliche Schierigkeit ausführen lassen, da wir relativ früh auf der Station eingetroffen waren. Es war nicht über 11 Uhr morgens und der kleine Abstecher konnte mit Leichtigkeit bis Abend ausgeführt werden. Indes wollte der General nicht seine Zustimmung zu dieser Reise erteilen, wenngleich er seine Verweigerung durch das Versprechen milderte, daß wir alles „auf dem Rückwege“ besichtigen würden.

Wir hatten uns den ganzen Tag über gelangweilt, indem wir auf einem und demselben Fleck sitzen blieben. Schließlich aber traten auch die Abendschatten auf; sie spannten sich nun über Wiese und Fluß und von den zackigen Gipfeln der einen Berge zu dem Fuße der anderen aus. Als dann die Garben der Sonnenstrahlen, die zwischen den Bergspitzen hervorbrachen, spärlicher und die Strahlen selber allmählich aus goldigen zu dunkelroten, aus dunkelroten zu purpurfarbigen wurden, als die Schatten immer mehr und mehr im Thal überhand nahmen und an den durch Zeit und Unwetter gefurchten Seiten der Felsen immer höher und höher emporstiegen, da entfaltete sich im Thal ein durchsichtiges weißliches Nebeltuch; hoch über dem Thale aber am dunkelblauen Himmel entzündeten sich, einer nach dem anderen, die hellen südlichen Sterne ... Nach und nach verloren die Berge in der unklaren Nebelumhüllung ihre scharfen Umrisse; nur die Felsen ragten phantastisch hervor. Die Leitungsfähigkeit der Luft für den Schall schien gesteigert zu sein. Die Töne klangen schärfer; das Berg-Echo hallte williger aus den dunklen Schluchten hervor. Einige brennende Scheiterhaufen beleuchteten die charakteristischen Gruppen der uns umgebenden Afghanen. Aus ihrer Mitte drang ein lebhaftes unverständliches Gespräch zu uns herüber. Um unsere Zelte herum erschienen die bekannten Gewehrpyramiden und an den vier Seiten unseres Lagers gingen bereits afghanische Wachen auf und nieder. Die Nacht war somit vollständig in ihre Rechte getreten. Wenige Minuten

später und sie hatte ihr Recht auch auf den Schreiber dieser Zeilen erstreckt.

Am anderen Tage, den 16. Juli, überschritten wir zwei Pässe: Kisil-Kotel und Kara-Kotel. Sie entsprechen beide völlig ihren Namen. Kisil-Kotel heißt der rote, Kara-Kotel der schwarze Paß. Ich möchte den Leser jedoch nicht mit einem Mal auf beide Pässe geleiten, sondern nach einander; ich führe ihn vorher noch durch die Furt des Flusses, oder richtiger des Baches Abi-Achurek, der in einigen Ssaschenj stromaufwärts von unserem Rastpunkt in den Chulumfluß mündet. Die Ortschaft Duab verdankt ihren Namen eben diesem Umstand, daß hier ein Zusammenfluß zweier Ströme stattfindet; du heißt zwei und ab Bach, Wasser. Abi-Achurek ist ein schmaler, trüber Bach, welcher aus der gerade im Süden gelegenen Schlucht entspringt. Wir aber mit dem Leser oder mit dem zukünftigen Reisenden, — was natürlich für mich noch viel angenehmer sein würde, — wir wollen, dem linken Ufer des bekannten Chulumflusses folgend, die südöstliche Richtung einschlagen. Sollte dem Leser aber dieser ewige Begleiter schon lästig geworden sein, so möge er sich beruhigen: nach einigen Werst von hier werden wir ihn für immer los werden.

Diese einige Werst aber — nicht mehr als 4—5 — muß man, wenn man gerade kein sicheres Roß hat, streng auf die Beine desselben achtgeben. Der Weg hält sich mitunter an Bergsäumen, die wenn auch nicht hoch, so doch mit Kies und Geröll verlagert sind. Auf der 6. Werst von unserer Station lenkt der Weg scharf nach Süden ab und führt uns einige Zeit durch eine Schlucht, welche übrigens nichts Besonderes darbietet. Daraufhin beginnt ein langwieriger Aufstieg auf einem offenen steinigten Abhang. Nach dreiviertelstündigem Steigen gelangt man auf den sattelförmigen Gipfel des Passes; der Boden des Passes ist von ausgesprochener roter Farbe. Es ist das der Kisil-Kotel. Der Abstieg ist außerordentlich steil, dafür aber ist der Boden weich und der Weg so breit, daß hier selbst eine Arba passieren könnte. Man steigt dann in eine kleine Thalenge mit sumpfigem Boden hinab. Stellenweise trifft man hier auf dem Wege Quellen. Inmitten des Thales, dessen Breite hier überhaupt nicht über ¾ Werst geht, fließt ein von außerordentlich sumpfigen Ufern

eingefaßter Bach. Es ist das die Quelle des Flusses Chulum. Mitunter trifft man Weizenfelder, die gegenwärtig noch nicht in vollen Aehren stehen. Die Abhänge der Berge sind sanft abschüssig und mit schönem, saftigen Gras bedeckt. Die Thalenge erstreckt sich von Nord nach Süd auf 5—6 Werst; auf der ganzen Strecke findet sich kein einziges Bäumchen. Linker Hand von uns sahen wir, als wir vorbeizogen, an den sanften Gehängen der Berge einen großen Pferde-„Tabun“ (Herde) weiden, ein wenig weiter waren ein paar Jurten zu bemerken, in denen die Besitzer des Tabuns wohnten.

Dann folgte der Aufstieg zu dem Kara-Kotel. Die Pferde sträubten sich anfänglich, sie wollten nicht durch den schmutzigen Sumpf gehen, in welchen sie tief einsanken, und welcher sich unmittelbar am Fuße des Berges befand. Ein tüchtiger Schlag mit der Peitsche genügte allerdings und schon nach wenigen Minuten klommen wir den Saumpfad empor, der die Seiten des Riesenberges gabelförmig umspannt. Wir hatten uns für den rechten Pfad entschieden; er ist zwar länger als der linke, aber nicht so steil und hat einen weichen Boden. Immerhin ist es zu bemerken, daß der Aufstieg zu diesem Paß ein recht steiler ist. Hier könnte keine Arba hinaufgelangen.

Wir befinden uns auf dem Gipfel des Passes. Nach Burnes hat der Paß eine Höhe von 10 500 Fuß. Der Weg, der von dem Gipfel des Passes hinab führt, ist anfänglich auf einer Strecke von 2—3 Werst sehr bequem und nichts weniger als steil. Es schließt sich dem Wege bald ein Bach an, dessen Quellen sich bei einem armseligen Karawanserai befinden, der immerhin genügt, um einer zur Winterzeit vom Schneesturm überraschten Karawane Schutz und Unterkunft zu gewähren. Daraufhin aber wird der Abstieg sehr steil; er ist von Steinen bedeckt und hier nur für Saumtiere zugänglich. In 16 Werst von Duab gelangt der Abstieg zu einer Plattform, auf welcher sich ein Kastell befindet, in dessen Nähe ein wasserreicher Bach seinen Ursprung nimmt. Das Kastell, das sich der senkrechten Wand zur Rechten der Schlucht anschmiegt, verschließt völlig den Eingang zur letzteren. Im Süden stößt das Kastell unmittelbar auf den Fels. Im Westen erhebt sich ein schroffer Bergzug von annähernd gleicher Höhe wie die übrigen Berge. Von diesem Bergzug aus führt ein ausgetretener

Pfad zu den Mauern des Kastells hinab; von wo aber dieser Pfad kommt, das gelang mir nicht in Erfahrung zu bringen.

Von dem Kastell aus hat man ca. ½ Stunde auf einem Wege niederzusteigen, der für Rädergefährte völlig unmöglich wäre. Der steile Pfad windet sich in einer engen Schlucht; die Schlucht ist von herabgestürzten Felsblöcken, die von den schroffen, von beiden Seiten die Schlucht einengenden Felsen herrühren, vollständig verlagert. An einer Stelle bricht auf den Weg ein Bach ein und jagt mit Getöse die steilen Krümmungen des Pfades hinab. Je steiler wir hinab steigen, desto höher türmen sich über unseren Häuptern die senkrechten Felswände, die die Schlucht bis auf eine Breite von 5—10 Ssaschenj zusammendrängen. Aber diese 5—10 Ssaschenj sind die Breite der ganzen Schlucht. Der zur Passage geeignete Pfad hingegen ist einige Fuß breit. Stellenweise gabelt sich der Pfad ab, aber er ist doch durchweg unbequem und sogar gefährlich. Ich übertreibe nicht, wenn ich die Höhe der senkrechten Felsen der Schlucht auf 1000 Fuß schätze. Hier, auf den Grund dieser Schlucht gelangen allerdings Sonnenstrahlen nie mehr; hier herrscht ein ewiges Zwielicht. Darum eben erscheint die Schlucht so düster. Es läßt sich auch wohl begreifen, warum der Paß Kara-Kotel genannt wird, d. h. schwarze Enge.

Wir stiegen immerfort hinab. Der Abstieg wollte kein Ende nehmen, gerade als ob er zur Unterwelt führte. Das Fatalste dabei war die optische Täuschung, die sich aus der Linearperspektive ergab. Es scheint einem, als ob der Abstieg bei der nächsten Biegung des Weges sein Ende finde. Man gelangt zu der Biegung und sieht, daß der gähnende Spalt noch immer weiter, tiefer und tiefer hinabsteigt und hinter dem Vorsprung einer neuen Biegung verschwindet. Schließlich fragte schon mancher von uns in ungeduldiger Weise: ja, wann wird denn dieser furchtbare Abstieg zu Ende sein!? Mossin-Chan lächelte selbstzufrieden vor sich hin; er hatte ja uns noch vor wenigen Tagen von der Schwierigkeit des Ueberganges über den Paß Kara-Kotel erzählt. Indessen, mitunter bricht ja auch auf dem düsteren, mit schweren, bleiernen Wolken überzogenen, herbstlichen Himmel ein fröhlicher Sonnenstrahl hervor; und zwischen düsterem Sinnen

drängt sich einem oft unerwartet ein frischer Gedanke oder auch ein launiges Phantasiespiel auf, — so wurde denn auch unsere finstere Schlucht plötzlich abgelöst durch einen freien Plan, der mit kleinen Kieseln bedeckt war; die Fläche war förmlich überflutet von hellem Sonnenschein. Als wir hierher gelangt waren, schaute ich mich um und staunte, indem ich den Eingang zur Schlucht nicht mehr finden konnte, dermaßen scharf war die Biegung des Weges. Es waren das bloß Felsen, die sich, gigantischen Festungsmauern gleich, senkrecht fast bis in die Wolken hinein hinter uns emporhoben. Der Bach verlor sich bald völlig in dem von kleinen Kieseln und Geröll angefüllten Bett und versiegte. Wir ritten auf dieser Fläche circa 20 Minuten. Daraufhin verengte sich der Weg von neuem, wir hatten einen Pfad zu passieren, der über einen mäßig hohen Bergzug führte. Links zeigte sich der letzte der senkrechten gigantischen Felsen. Er besteht aus Schieferthon, dessen Schichten vertikal gelagert sind. Bei seitlicher Betrachtung bemerkt man, daß der Fels durch breite Spalten in einzelne vertikale Schichten eingeteilt ist. Es scheint einem, als ob diese einzelnen Platten jeden Augenblick zusammenstürzen könnten — und man vermag sich nicht das Chaos von Bruchstücken vorzustellen, welche dann den engen, krummen Pfad bedeckt hätten! . . . . Unter diesem Felsen bricht wiederum ein starker Quell mit dem reinsten, krystallhellen Wasser hervor und stört durch sein fröhliches Gemurmel das ernste Schweigen der benachbarten felsigen Riesen. Sobald dies Naß erscheint, so zeigt sich auch Vegetation. Die Ufer des Baches sind von Weidengebüsch und Pappeln eingerahmt. Die Schlucht erweitert sich bald darauf endgültig und geht in das Thal Mader über, welches an einigen Stellen circa 3 Werst breit ist. Das Thal ist zum Süden hin stark geneigt: es ist das ja, genau genommen, noch immer die Fortsetzung des Niederstieges Kara-Kotel. Dieser Niederstieg hat, das Thal Mader eingerechnet, bis zur Schlucht Badschgach eine Länge von 12 Werst.

Jetzt fanden sich auch Zeichen ein, die für die Besiedelung des Thales sprachen: in der Ferne dunkelt eine Laubgruppe, es ist das ein Garten von Aprikosenbäumen, in welchem einige Häuser zu bemerken sind. Aus dem Laubdickicht ragen ein paar Stangen mit schmutzigen Fetzen hervor — ein Zeichen, daß sich

hier die Grabstätte eines muselmännischen Heiligen befindet. Ein Haufen von Widderhörnern, die auf der Gartenmauer und auf dem kleinen hüttenartigen Grabdenkmal aus Lehm aufgestapelt sind, bekräftigt uns noch mehr in dieser Vermutung.

Von dieser Stelle aus fanden wir bereits zu beiden Seiten des Weges bebauete Felder. Der General machte mich darauf aufmerksam, daß das Getreide hier bereits eingeerntet war, währenddem wir den Weizen in Ruï noch unreif und in Duab sogar noch ganz grün gefunden hatten. Nach englischen Mitteilungen (Moorcroft, Burnes) liegt das Thal Mader in einer Höhe von 5½ Fuß über dem Meeresspiegel. Wenn man nun die Lage des Thales und die Höhe des Kara-Kotel berücksichtigt, so ist es eben nicht gerade wunderbar, wenn Burslem den Paß als den höchsten auf der gesamten Bamjanerstrecke bezeichnen möchte. Seiner relativen Höhe nach ist er allerdings vielleicht der bedeutendste von allen Pässen auf dem Bamjaner Wege, mit Ausnahme des Kalu-Passes, der bei einer Höhe von 13 000 Fuß fast eben so hoch über dem Bamjaner Thal steht wie der Kara-Kotel über dem Thale Mader, also auf 8 500 Fuß.

In Bezug auf die Passierbarkeit des Abstiegs von dem Paß Kara-Kotel, kann ich nur sagen, daß er für Rädergefährte geradezu unüberwindliche Schwierigkeiten darbietet. Das schlimmste ist es, daß dieser Abstieg gar nicht zu erweitern ist, indem ja die mächtigen Blöcke und Steine, die den Weg durch die Schlucht verlagern, nirgendswohin fortzuschaffen sind. „Aber wenn der Weg nicht zu passieren ist," werden vielleicht einige Leser einwenden wollen, „wie haben's denn die Afghanen angefangen, daß sie ihre relativ schwerfällige Artillerie nach Turkestan geschafft haben?" Ich erwidere hierauf, daß das *Geschütz kein Fuhrwerk ist* und daß die Praxis unseres letzten Krieges es bewiesen hat, daß man ein Geschütz selbst auf nahezu unzugänglichen Pfaden *fortschleppen* kann. Ich rede hier *nur* davon, daß der Weg für *Rädergefährte* nicht zu passieren ist.

Nun aber zeigt sich schon unser kegelförmiges Zelt. Bleiben wir stehen und blicken wir um uns. — *Mader* ist ein Thal, in dessen Mitte sich ein kleines Schloß befindet. Das Thal erstreckt sich von der Quelle des Baches bis zur Schlucht *Badschgach*, durch welche es im Süden abgeschlossen wird, in einer

Länge von 6—7 Werst. In der Richtung nach Süden erweitert sich das Thal allmählich. Rechts und in 2 Werst von der Schlucht Badschgach stößt das Thal Mader mit einer anderen, nahezu ebenso langen und breiten schmalen Thalenge zusammen.

Im Hintergrunde dieses letzterwähnten Thales zeigt sich ein recht bedeutendes Dorf mit schattigen Gärten. Dies Thal wird nach der Schlucht Badschgach benannt und ist gerade so wie das Thal Mader zumeist von Feldern eingenommen, welche ebenfalls schon abgeerntet waren. Das Thal wird von einem Bach durchströmt, welcher fast unmittelbar in der Schlucht selber sich mit dem Bach Mader vereinigt und das Flüßchen Badschgach von 2—3 Ssaschenj Breite und 2—3 Fuß Tiefe bildet.

Es läßt sich voraussetzen, daß der Pfad, den ich vom Kara-Kotel-Paß aus bemerkt hatte und der sich in einigen Werst rechts, d. h. nach West von dem Paß und von dem von uns soeben zurückgelegten Wege wand, — gerade zu dieser Ortschaft führte. Diese Vermutung wird bis zu gewissem Grade durch Nachrichten unterstützt, die mir weit später zukamen, daß nämlich von Majari-Scherif nach Bamjan außer dem gewöhnlichen Wege über Chulum u. s. w. noch zwei andere Wege führen: 1) über Mur-i-Mar, die Sommerresidenz des Lojnabs; es mündet dieser Weg in den üblichen Karawanenweg nach Bamjan bei Heibek; 2) durch die Schlucht Jussuf-Dere; dieser Weg führt von Tachtapul direkt nach Süden und gelangt beim Thale Kagmard auf den Bamjaner Weg, wobei er Kara-Kotel nicht berührt. Es ist einigermaßen annehmbar, daß gerade dieser Weg zum Dorfe Badschgach führt, indem er sich mit dem Kara-Koteler Wege in der Schlucht Badschgach selber vereinigt. Nach den Mitteilungen der Afghanen — des Debirs und Mossin-Chans — ist dieser Weg viel kürzer, als der gewöhnliche, der Haupt- und Karawanenweg, auf welchem wir uns gegenwärtig befanden. Die „Tschebbaren", die afghanischen Postboten, benutzen gewöhnlich den kürzeren Weg [1]). Ich habe bereits erwähnt, daß das Thal Mader gut kultiviert ist; die Bewässerungskanäle, die aus dem unseren Lesern bereits bekannten Bach

[1]) Vielleicht hatte auch Conolly im Jahre 1840 von der Schlucht Badschgach aus gerade diesen Weg eingeschlagen, da Kara-Kotel rechter Hand von ihm blieb.

abgeleitet sind, erheben sich stellenweise auf einige Dutzend Fuß über das allgemeine Niveau des Thales. Einer der Kanäle am linken Ufer des Thales, wenn man sich so ausdrücken dürfte, ist an einer sehr steilen Böschung geführt. Eine nähere Betrachtung der Böschung zeigt uns etwas recht Auffallendes in ihrer Bildung. Wenn man die Vorsprünge und Vertiefungen der Böschung verfolgt, so kann man sich nicht des Gedankens erwehren, daß man Ueberreste einer alten Höhlenstadt vor sich hat, welche jetzt nahezu völlig durch Bergstürze von verhärtetem Thon und Konglomeraten verschüttet ist. Die Vertiefungen in der Böschung sind Ueberreste von Höhlen. Die südlicheren von ihnen sind gegenwärtig noch bewohnt; ich bemerkte, wie einige Leute bei den Oeffnungen dieser halbverschütteten Höhlen aus und eingingen. An einigen Stellen, namentlich an dem Abhang des Bergvorsprungs, durch welchen die benachbarten Engthäler Mader und Badschgach getrennt werden, sind die Höhlen in mehreren Stockwerken errichtet. Natürlicher Weise befragte ich die Afghanen über die Vergangenheit dieser Höhlen; der Leser wird aber gewiß schon die unvermeidliche Antwort auf meine Frage erraten haben: „Hier wohnten vor langen Zeiten Kaffiren" — und nichts mehr [1]).

---

[1]) Indessen finden wir, daß diese Gegend in den geographischen Traktaten einiger arabischer Schriftsteller besprochen wird. Wir lesen z. B. bei Edrisi (gestorben im Jahre 1154 n. Ch.): „L'itinéraire de Balkh à Bamian est comme il suit: De Balkh à Meder, petite ville, bâtie sur une plaine, à peu de distance de la montagne, trois journées. De Meder à Kah (Kagmard), bourg bien peuplé avec bazar et mosquée, où l'on fait la khotba, 1 journée. De Kah à Namian (Bamian) 3 journées." Géographie d'Edrisi, trad. par Amedie Jaubert. Paris 1836. vol. I p. 477. Allerdings ist es zu bemerken, daß die von dem berühmten Geographen angegebene Route nicht gerade sehr genau ist, wenn er nicht eben den kürzesten Weg im Auge gehabt hat, den von mir erwähnten nähmlich, d. h. durch die Schlucht Jussuf-Dere, wobei Chulum unberührt bleibt. Bei den arabischen Schriftstellern und Geographen, die weit früher als Edrisi geschrieben haben und die von diesem als Quellen benutzt werden, wird zwischen Balch und Mader eine andere Entfernung angegeben. So lesen wir bei Istachri: „von Balch nach Modar 6 Stationen (und nicht drei, wie bei Edrisi); von Modar nach Kah 1 Station; von Kah nach Bamjan 3 Stationen." — Al-Estskhry. Liber climat. übersetzt von Mordtman, S. 122. — Abuzayd und Moqadasy, die Zeitgenossen des Istachri geben die gleichen Entfernungen wie Istachri an. Sprenger, Abhand-

Am folgenden Tage rückten wir um 5 Uhr morgens von neuem aus. Diesmal hatten wir bereits Gegenden zu passieren, von denen die neuere Geschichte des afghanischen Reiches redet [1]). Wir gelangen an die blutgetränkte Schlucht Badschgach; hier stritten mit dem Emir Schir = Ali = Chan sein leiblicher Bruder Affal (Afzul)=Chan und dessen Sohn Abdurrachman=Chan um die Herrschaft über die traurigen Ueberreste des Reiches der Durani. Am 3. Juni 1864 fand hier eine brudermörderische Schlacht zwischen den Gegnern statt. Schir=Ali=Chan, von den Truppen des Serdar Mahmet=Rafik=Chan unterstützt, war der Sieger und blieb infolgedessen der Beherrscher von Kabul. Wie bekannt aber gelang es den soeben erst besiegten Gegnern des Schir=Ali=Chan bald nach diesem Ereignis, denselben aus Kabul gänzlich zu verdrängen. Eine Reihe von unglücklichen Schlachten, welche Schir=Ali seinen Gegnern bei Sseid = Abad und Kelati = Gilsaï lieferte, hatten ihn dermaßen geschwächt, daß selbst der hier in derselben Schlucht im April 1867 erfochtene Sieg seines Verbündeten, des General=Gouverneurs von Balch, Feïs=Mahomed=Chan über den Parteigenossen Affal = Chans, den Ssarwar=Chan — keinen entscheidenden Einfluß auf den weiteren Verlauf des Bruderzwistes ausüben konnte.

Die Schlucht Badschgach wird vom Norden aus, d. h. von der Seite, von welcher wir in dieselbe eintraten, durch eine Festung verteidigt, welche an einem felsigen Abhang, links von der Schlucht errichtet ist. Es war das die erste aus gebrannten Ziegeln erbaute Festung, die ich in Afghanistan gesehen hatte. Die Festung von der Seite des Thales zu erstürmen, ist eine Sache der Unmöglichkeit; der Ein= und Ausgang zur Schlucht kann durch die Artillerie der Festung völlig verschlossen werden.

Ich weiß nicht, ob noch irgend ein anderer Weg existiert, der aus dem Thale Kagmard ins Thal Mader führt, und der diese Schlucht und folglich auch die Festung umgeht. Gegenwärtig befand sich kein Militär in der Festung; sie war den

---

lungen, III, 6. S. 44. Gegenwärtig ist im Thal Mader keine Spur mehr von einer Stadt zu finden; über die Höhlen aber lassen die erwähnten Geographen nichts verlauten.

[1]) Siehe weiter unten Bd. II Kap. 7. Zu vergleichen Fr. v. Hellwald „Die Russen in Centralasien“ Augsburg 1873 S. 142—153 Anm. d. Ueb.

Elementen preisgegeben und diese hatten sich ungesäumt an ihre zerstörende Arbeit gemacht.

Der Weg durch die Schlucht Badschgach ist nicht über 1500 Schritt lang, die Breite der Schlucht beträgt höchstens 200 Schritt. Das Flüßchen Badschgach fließt fast in der Mitte der Schlucht. Die Wände der Schlucht sind von geradezu überraschender Höhe. Ich glaube keinen großen Fehler zu machen, wenn ich diese Wände nach Augenmaß auf 1 000 Fuß hoch schätze. Man möge sich nur eine senkrechte Wand von solcher Höhe vorstellen! Es ist das etwas fast Unglaubliches? Die Schieferschichten, aus welchen die Wände bestehen, sind außerordentlich steil aufgerichtet und so zu einander geneigt, daß die gesammte Masse des Berges in ihrer Textur ein verlängertes Dreieck darstellt.

In der rechten Wand, in einer Höhe von 200—300 Fuß über dem Wasserspiegel des Flusses, befindet sich eine kolossale Nische; in dieser sind Eingänge zu Höhlen zu bemerken, welche in mehreren Stockwerken übereinander gelagert sind. Außer den Höhlen zeigen sich daselbst noch Ueberreste von halbzerfallenen Lehmhäusern. Zu dieser „Troglodytenniederlassung", wie wir die Ortschaft benannt hatten, führt ein sehr steiler Pfad. Ich fand keine äußeren Anzeichen, daß dies originelle Dorf bewohnt war. Zwar spürte ich eine nicht geringe Lust hinaufzusteigen zu der rätselhaften Nische mit den vielleicht nicht minder rätselhaften Ueberresten ihrer prähistorischen Bewohner; ich erhielt jedoch das Versprechen, alles „auf dem Rückwege" beschauen zu dürfen. Wir ritten vorbei.

Ganz am Ausgange der Schlucht gelangten wir auf einer schlechten Holzbrücke über den Bach Badschgach. Unmittelbar vor uns, beim südlichen Ende der Schlucht, erhebt sich wiederum ein „Schloß", welches den Ausgang aus dem Thale Mader verschließt und den Eingang in's Thal Kagmard verteidigt. Dieses Schloß hat eine historische Bedeutung. Im Jahre 1840 war das der äußerste nördliche Punkt, den die englischen Truppen besetzt hielten. Burslem erzählt über dieses Schloß unter anderem folgendes: „Das Fort war gleichsam ein Brennpunkt für alle Strahlen der Sonne, es war furchtbar heiß, das Thermometer stieg auf 95 bis 100° F. (also 35—37,70 C., im Juni-Monat) im Schatten; die Lage war ungesund, viele Gurkas waren im

Hospitale und alle waren mehr oder weniger unter dem Einflusse des Klimas geschwächt".[1])

Wahrhaftig, es würde nicht leicht fallen, einen Ort ausfindig zu machen, der in hygienischer Beziehung noch weniger als dieser für einen mehr oder weniger längeren Aufenthalt des Militärs geeignet wäre. Die Wahl dieses Ortes ist um so unbegreiflicher, als ja eine Werst weiter östlich von dem Schloß ein Obstgarten liegt, wo die Truppen eine bequemere Unterkunft gefunden hätten. Derselbe Burslem citiert bei diesem Anlasse in recht passender Weise das alte lateinische Sprichwort: „Quem Deus vult perdere prius dementat".[2])

Bekanntlich mußte die englische Garnison dieses Fort in folge eines in Kabul ausgebrochenen Aufstandes der Afghanen räumen.

Hinter der Festung erhebt sich wiederum eine felsige, außerordentlich steile Berg-Platte. Ich lege mit Absicht einen besonderen Nachdruck auf dies zusammengesetzte Wort. Der Berg, oder richtiger gesagt, der Bergzug, erhebt sich über das Thalniveau unter einem Winkel von 70—80° bis zu einer überraschenden Höhe (gegen 4000 Fuß) und erstreckt sich viele Werst weiterhin nach West und Ost von dem Fort in einer völlig ebenen felsigen, glatten, geradezu abgeschliffenen Fläche. Hier hörte ich endlich auf, mich über den außerordentlichen Formenreichtum in dem Relief des Hindukuscher Bergsystems zu wundern.

Das Thal Kagmard erstreckt sich in einem schmalen Streif, höchstens mit einer Breite von 1 Werst, von Ost nach West oder richtiger von West nach Ost, da dies die Richtung des Flusses hier ist. Von Nord und Süd wird das Thal von zwei parallelen felsigen Bergzügen begrenzt. Die Züge sind sich gleich hoch und erheben sich auf 3000—4000 Fuß über das Niveau des Thales.

Bei dem „historischen" Schloß lenkte der Weg schroff nach West ab und hielt sich ferner während der ganzen Tagesreise am Fuße des nördlichen Bergzuges. Der südliche Bergzug ist, wie ich das bereits bezeichnet habe, gleichsam eine einzige unter einem Winkel von 70—80° aufgerichtete Platte, von einer Höhe

---

[1]) Burslem. l. cit. p. 85.

[2]) Ibid. p. 88.

von 3 000—4 000 Fuß, die sich in ununterbrochener Strecke auf 20—25 Werst ausdehnt. Stellenweise ist die Platte von schmalen Spalten durchfurcht, stellenweise sind einige Teile ihrer „Bekleidung", die oberen Thonschieferschichten nämlich, abgebröckelt und hinabgestürzt.

Das Thal oder richtiger die Thalenge ist in einer Strecke von 10 Werst von der Schlucht Badschgach durchweg mit Feldern bedeckt, auf welchen fast ausschließlich Reis gebauet wird. Der Reis war zu dieser Jahreszeit noch nicht in Aehren geschossen. Die Reissaat stand prächtig; hie und da stießen wir auch auf Kleefelder. In der Mitte des Thales schlängelt sich der nicht breite (5 Ssaschenj) aber recht tiefe (4—10 Fuß) Fluß Kagmard, welcher bedeutende Mengen von reinem, klaren Wasser führt. Stellenweise sind Bewässerungskanäle von ihm abgeleitet, die an einigen Orten bis 2 Ssaschenj breit sind. Im Flusse, namentlich an den Stellen, wo er sich über die angrenzenden Wiesen ergießt, waren viele Fische zu bemerken. Der Debir fragte, ob wir Fische essen wollten und machte uns auf unsere bejahende Antwort hin die Mitteilung, daß er uns heute mit „Kjabab" (Schaschlik) aus Fischen bewirten werde. Ein Schaschlick aus Fischen war uns eine völlige Neuigkeit: wir gingen darum alle gern auf seinen Vorschlag ein.

Die Ufer des Flusses sind stellenweise von Weidengebüsch, einer gewissen niedrigen Pappelart, von „Dschida" (wilde Dattel), Aprikosenbäumen und anderen Bäumen bedeckt. Von den Bäumen stachen grell die Berberissträucher ab, die buchstäblich von den sich schon rötenden Beeren übersäet waren.

Ungefähr in der Mitte des Thales, also etwa 10 Werst von der Schlucht Badschgach befindet sich ein niedriger, stellenweise durch Steine befestigter Erdwall, der durch die ganze Breite der Schlucht von einem Bergzug zum anderen aufgeführt ist. Beim südlichen Bergzug, jenseits des Flusses, ist an diesem Wall ein viereckiges Fort errichtet. Auf der 21. Werst von unserem Rastpunkt, im Thale Mader, beginnen Gärten und ziehen sich in ununterbrochener Reihe auf 3—4 Werst hin. In den Gärten begegnet man denselben Vertretern des Pflanzenreiches, wie in Taschkent, in Ssamarkand und überhaupt in Turkestan. Den gleichen Pfirsichen, Aprikosen, Trauben, Maulbeeren, Walnüssen,

Pflaumen, Dschida, den Pappeln und Silberweiden. Zur gegenwärtigen Jahreszeit waren hier die Pfirsiche noch grün, die Aprikosen hingegen waren bereits reif und wurden in einigen der Gärten getrocknet. Das Trocknen der Früchte wird hier sehr einfach betrieben: die reifen Früchte werden in einer Schicht auf der Erde, auf dem Rasen oder auf einem Teppich oder irgend welchem Zeugstück ausgebreitet und in der Sonne gedörrt. Es genügt eine Woche, um sie bis zum nötigen Grade auszudörren. Das Thal liefert sehr viel Aprikosen, ich habe stellenweise große Strecken mit Aprikosen bedeckt gesehen, die zum Trocknen ausgelegt waren. Immerhin sind sie hier doch nicht in solcher Menge vorhanden, wie das Burslem behauptet: „Auf dieser Station (Kagmard) gab es sehr viel Obst", erzählt er, „ich bemerkte, daß die Gehänge der Berge, von denen das Thal eingerahmt war, in der Nähe unserer Station auf eine Strecke von 1 ½ Meilen glänzend gelb gefärbt waren; als ich mich ihnen genähert hatte, um die Ursache dieser Erscheinung in Erfahrung zu bringen, so fand ich, daß die ganze Strecke mit Aprikosen bedeckt war, die in einer einzigen Schicht in der Sonne zum Trocknen ausgebreitet lagen". [1])

Selbstverständlich ist das eine bloße Uebertreibung von Seiten eines Touristen. Das Thal wäre selbst dann außer Stande, eine solche Menge Obst zu produzieren, wenn die Gärten ausschließlich mit Aprikosenbäumen bepflanztge wesen wären. Ich befragte ferner die Eingeborenen über die Mengen von Obst, die die Gärten liefern könnten, und erhielt viel geringere Angaben. Ich erzählte ihnen, was Burslem darüber schreibt, sie gaben mir darauf folgende Antwort: „Der Inglis hat über die Schnur gehauen." — Die Nüsse und Trauben waren zu dieser Zeit noch nicht reif. Indessen spricht Burslem, der sich hier zu einer viel früheren Jahreszeit (14. Juni) als wir aufgehalten hat, mit Entzücken von dem Geschmack der Trauben. [2]) Ich weiß nicht, was das für Trauben waren, die Burslem gekostet hat. Mitte August sogar, als ich auf dem Rückwege von Kabul begriffen war, fand ich die Trauben hier noch völlig unreif.

---

[1]) A peep into Toorkistan, p. 77.

[2]) Ibid . . . „the grape, which is unequalled", p. 77.

Etwa 5 Werst von den Gärten wurden wir von dem Gouverneur von Bamjan, Sserdar-Lal-Mahomed-Chan, einem Verwandten des Emirs Schir-Ali-Chan begrüßt. Es ist das ein Mann von mittleren Jahren und von mittlerem Wuchs, kräftig gebaut, mit gefälligen Manieren und einem klugen Blick. Ich war besonders durch die Farbe seines Bartes und Schnurrbartes frappiert. Obgleich sein Haupthaar rabenschwarz war — die Afghanen rasieren bekanntlich ihr Haar nicht, sie beschneiden es auch nicht kurz, sondern tragen es in einer Art Perrücke; zuweilen wird das Haar auch gar nicht beschnitten — so waren sein Bart, der zum Zwickelbart abrasiert war, und sein Schnurrbart à la Viktor Emanuel von feuerroter Farbe. Es war mir bekannt, daß bei den Afghanen, sowie auch bei den Persern die rote Farbe sehr beliebt sei. Bei den einen sogut wie bei den anderen werden die Nägel und die Bärte gefärbt; jedoch färbt man den Bart ganz leicht, zuweilen, wie das beim Debir der Fall war, nur einzelne Härchen. Es gehört zum Chik und zum guten Ton, wenn aus dem ganzen Bart nur einige einzelne Härchen hervorgesucht werden, die man durchaus der ganzen Länge nach färbt. Der Debir that sich anscheinlich viel auf sein paar goldener Härchen, welche grell von dem dunklen Grund seines dichten Vollbartes abstachen, zu gute. Der Sserdar von Bamjan hatte hingegen sein ganzes, sehr schön zugestutztes Zwickelbärtchen sorgfältig in Feuerrot gefärbt.

Währenddem wir uns den Sserdar betrachteten, hatte er dem General die Hand gereicht und die übrigen Mitglieder der Gesandtschaft begrüßt, er ritt daraufhin neben dem General weiter, indem er sich mit ihm unterhielt.

Mit Lal-Mahomed-Chan waren 200 Reiter angelangt, die sich unserer Eskorte sofort anschlossen. Die Mehrzahl von ihnen waren, wie man uns später mitteilte, Hesaren. Unter ihnen befand sich auch der Häuptling der Hesaren von dem Gebiete Kalu, Mir-Baba. Leider konnte ich wiederum keine Gelegenheit finden, dies interessante Volk ordentlich zu betrachten. Mir-Baba selber unterschied sich keineswegs von einem echten Afghanen, höchstens vielleicht nur dadurch, daß er nicht eine so stark gekrümmte Nase besaß, wie ein Vollbluts-Afghane. Der Gouverneur von Bamjan war in afghanischem Kostüm, mit

Stickereien auf der Kleidung. Mir-Baba hatte einen grauen Tuchkaftan an, der mit einem Riemen umgürtet war; auf dem Haupte trug er eine gewöhnliche Kegelmütze.

Der Weg lenkte indessen nach Süden ab und ging bald auf das andere Ufer des Flusses über. An dieser Stelle erweitert sich das Thal bedeutend. Wir gelangen auf einer guten, steinernen Brücke über den Fluß, passieren ein Feld, steigen einen mäßig hohen Ausläufer des südlichen Bergzuges hinauf; darauf geht's über einen breiten Arick, dann folgt ein Weg von etwa vier Werst durch Felder, an mehreren Schlössern vorbei — und schließlich kommen wir zu unserer Station. Unsere Zelte sind in einem schattigen Aprikosengarten aufgeschlagen.

Heute besuchten mich drei Kranke, unter welchen der eine ein Soldat aus der uns begleitenden Infanteristen-Eskorte war; die beiden anderen waren Einwohner dieses Thales. Alle drei hatten ein Leiden der Bindehaut der Augen. Beim Soldaten hatte die narbige Schrumpfung der Schleimhaut bereits zu einer Einwärtswendung des Lides geführt. Bei den anderen Kranken war außer dem erwähnten Leiden noch ein chronischer Katarrh des linken Thränensackes vorhanden. Selbstverständlich suchte ich ihren Leiden, insofern das möglich war, abzuhelfen. Ich sagte ihnen auch, daß sie mir all' die Kranken, die gegenwärtig in diesem Thal vorhanden wären, zusenden möchten, da ich ihnen gern nach Möglichkeit helfen werde. Sie hatten wahrscheinlich meinen Auftrag erfüllt, da sich nach einiger Zeit noch mehrere Kranke einstellten. Leider war ich zu dieser Zeit nicht zuhause. Die afghanische Eskorte aber, die stets in dreifacher Kette unsere „Tagesresidenz" umstand, jagte die Armen fort und ließ sie nicht einmal auf meine Rückkehr warten.

Wie erwähnt, pflegten wir, sobald wir auf einer Station eintrafen, uns über den Weg bis zur nächsten Station zu informieren. Dabei hatten wir über unsere Route alles das durchzulesen, was uns zu Gebote stand. Es wäre allerdings sehr nützlich gewesen, wenn wir zum Zweck einer genaueren Bekanntschaft mit der Oertlichkeit kleine Exkursionen in die Umgegend unserer Station ausgeführt hätten. Hier in diesem Thal war eine solche Exkursion von ganz besonderem Interesse. Darum begab ich mich auf den Weg, nachdem ich mir die Bewilligung des Generals

eingeholt und eine afghanische Eskorte von einem Dutzend Infanteristen mitgenommen hatte. Der Topograph war mit mir gekommen und hatte sich auf jeden Fall mit der Bussole und dem „schwarzen Büchlein" versehen.

Wir hatten fast eine Stunde bis zum Fluß, dem Ziel unseres Marsches. Ich hatte es gar nicht vermutet, daß der Fluß so weit von unserer Station wäre, da wir fast den ganzen heutigen Marsch über seinem Ufer gefolgt waren. Es erwies sich jetzt jedoch, daß der Fluß von dort aus, wo wir einen kleinen Gebirgsausläufer zu ersteigen hatten, nach wie vor gegen Westen fließt, währenddem unser Weg gerade nach Süd abbog. Es war das eine ganz unerwartete Entdeckung für den Topographen. Von dem Punkt aus, auf welchem wir uns befanden, konnte man den ganzen reizenden, unregelmäßig ovalen Bergkessel Kagmard übersehen. Sein größter Durchmesser beträgt hier 8 bis 10 Werst und erstreckt sich in schräger Richtung von Ost-Nord-Ost nach West-Süd-West; der kleinste Durchmesser, nicht über 4 bis 5 Werst, ist von Nord nach Süd gerichtet. Von allen Seiten wird der Kessel von majestätischen Bergen umgeben, deren erhabene Formen einen geradezu erdrückenden Eindruck ausüben. Von unserem Punkt aus war der nördliche Bergzug besonders gut zu sehen, der sich fast senkrecht in einer Höhe von 3—4000 Fuß erhob. Es ist schwer, in Worten die Mannigfaltigkeit der Färbung dieser gigantischen Felsen wiederzugeben. Graue, finstere Kolosse, gehüllt in durchsichtigen Nebelschleier, stehen im Wechsel mit senkrechten, grellroten Felswänden, auf denen glänzend weiße Streifen hervortreten. Thon von violetter Farbe wird durch grauen Schiefer abgelöst; weiter noch und es erheben sich Riesen von Kalk in glänzender heller Bekleidung . . . . Auf den Berggipfeln war kein Schnee zu sehen.

Die ganze Fläche des Thales ist in ausgezeichneter Weise kultiviert. — Felder, in buntem Wechsel mit Gärten und Hainen und geschmückt mit „Schlössern", erstrecken sich auf beiden Seiten des Flusses, welcher an der Stelle, wo wir standen 20 Ssaschenj breit ist. Die Stromgeschwindigkeit ist sehr groß; aller Wahrscheinlichkeit nach beträgt sie 4 bis 5 Fuß in der Sekunde; die Farbe des Flusses ist hier eine gewissermaßen weißliche. Ich habe die Temperatur des Wassers gemessen und 18,2° C. er-

halten; die Temperatur der Luft, am selben Orte gemessen, betrug 24,4° C. Es war das gegen 5 Uhr nachmittags.

Wir hielten uns am Ufer etwa eine halbe Stunde auf und machten darauf einen Spaziergang durch die uns umgebenden Felder. Der Reis war noch nicht in Aehren geschossen, die Hirse hingegen stand in vollen Aehren; der Weizen war schon abgenommen. Stellenweise waren die Felder unbebaut und lagen brach; an anderen Stellen waren sie frisch aufgepflügt. Hier auf den Feldern lagen auch die Ackerbauwerkzeuge verstreut: ein Holzpflug ohne eiserne Pflugschar, der sich überhaupt nicht von dem bei unseren Usbegen und Kirgisen gebräuchlichen Pflug unterschied. Wir stießen auf unserem Wege oft auf Bewässerungskanäle, über welche wir hinüberspringen mußten; über einen sehr breiten Kanal wurden wir von den Afghanen unserer Eskorte hinübergetragen. Aus dem Grase und dem Korn flogen bei unserer Annäherung Wachteln und Feldhühner auf. Der Chef der Eskorte und auch die übrigen Wachtsoldaten, die uns begleiteten, zeigten sich als sehr liebenswürdige und gesprächige Leute. Schade nur, daß wir mit dem Topographen sehr wenig persisch verstanden, sonst hätten wir sie über vieles, was uns interessierte, ausfragen können. Wenn die Afghanen etwas zu erklären hatten, so mußten sie mitunter zu recht drolligen Pantomimen ihre Zuflucht nehmen; so zum Beispiel machte der Chef der Eskorte, indem er den Namen „Dendan-Schiken“ erklären wollte, eine Miene, als ob ihm die Zähne weh thäten und er sich beim Sturz von dem Berge beschädigt hätte.[1]) Mit Müh und Not erklärte er uns ferner, daß der Fluß Kagmard aus einem Felsspalt in etwa 12 Werst von diesem Orte seinen Ausfluß nehme und daß er selber, so wie mehrere der Soldaten aus unserer Eskorte hiesige Einwohner seien. Das Thal heißt an dieser Stelle nicht Kagmard, sondern Schisch-Burtsch, d. h. sechs Schlösser.

Indessen hatte sich das Thal allmählich in Abenddämmerung gehüllt und nur die Gipfel des östlichen Bergzuges prangten noch in dem Gold und Purpur der Strahlen der untergehenden Sonne. — Als wir heimkehrten, war das Abendbrot schon bereit

[1]) „Dendan-Schiken“ heißt Zahnbrecher.

und wir fanden unter den Speisen eine Suppe aus Forellen, die hier im Fluß gefangen waren. Die Forellen waren 6 Werschock lang, rot gefleckt; unter den gefangenen Fischen befanden sich auch Marinki. Die Afghanen hielten ihr Versprechen und bereiteten uns Schaschlick („Kjabab") aus Fischen. Zu diesem Zwecke wurden die Fische, denen die Haut abgezogen war, auf einem Spieß gebraten.

Wir rückten am folgenden Tage früh morgens aus, nachdem wir rasch eine Tasse „Thee-Schirin" getrunken hatten. Wir begannen den Aufstieg zu dem Dendan-Schiken-Paß. Das Gepäck war diesmal vorausgesandt. Ganz beim Anfang des Aufstieges glitt ein afghanisches „Jabu" (Lastpferd) aus und stürzte nieder. Als der Debir sah, wie das gestürzte Pferd sich fruchtlos unter der Last des Gepäcks aufzurichten suchte, sprang er seiner Wichtigkeit und Würde zum Trotz, rasch von seinem „Jurgi" (Paßgänger) hinab und half dem Lasttreiber, dem Lautschen, energisch beim Aufrichten des Pferdes. Bald gesellten sich ihnen noch zwei, drei Afghanen zu und das Gepäck wurde aufgehoben. Ich beobachtete mit Vergnügen, wie der Debir dort, wo es nötig war, seine Würde bei Seite setzend, tüchtig Hand anlegte und seine Arbeit nicht schlechter als ein gewöhnlicher Arbeiter verrichtete. Zu solch einer That wären vermutlich nur sehr wenige von unseren Würdenträgern befähigt. Hier jedoch findet man gegenwärtig noch gerade wie zu den Zeiten Cyrus des Jüngeren [1]) jene gesunde Einfachheit der Sitten, durch welche sich die alten Perser so sehr auszeichneten. Der „Zahnbrecher" begann somit bereits seinen Namen zu rechtfertigen: das Pferd

[1]) Wir lesen bei Xenophon: „Einmal konnten die Wagen, als sie auf einen engen Weg und einen Morast stießen, nicht weiter kommen; sogleich kam Cyrus mit seinem aus den vornehmsten und reichsten Persern bestehenden Gefolge herbei, und befahl den Glus und Pigres, mit Hülfe der Barbaren (der persischen Truppen) den Wagen fortzuhelfen. Als es damit nicht von statten ging, hieß er, wie im Aerger, die Perser in seiner Umgebung Hand anlegen, und es war eine Lust, mit anzusehen, wie alles eilte, seinen Befehl zu erfüllen. Sie warfen, wo sie standen, die purpurnen Kaftane ab, sprangen in ihren kostbaren Leibröcken und bunten Hosen, einige noch mit goldenen Ketten um den Hals und Spangen an den Armen, die steile Anhöhe herab in den Kot, und hoben, schneller als sich erwarten ließ, die Wagen heraus." Xenophons Anabasis. Buch I. Kap. V. (Bd. XXVI. der Uebersetzungen von Tafel u. Osiander S. 743—744)

war gestürzt, ohne noch sozusagen etwas gesehen zu haben. Was sollte nun weiter kommen? . . .

Unsere Kavalkade zog sich jetzt in einer langen Reihe durch die Zickzacks des schmalen, nur für ein einzelnes Pferd zugänglichen Pfades, der sich steil und schlüpfrig auf einer durchweg schiefrigen Platte windet; diese Platte ist stellenweise durch Sommerregen und Winterschnee abgeschliffen, stellenweise wiederum durch Winterfrost und Sommerhitze zerrissen. Ich kann mich dessen nicht besinnen, wie viele mal ich während des Steigens zum Ausruhen stehen blieb; eines kann ich nur sagen, daß ich das ungefähr jede 5 bis 10 Minuten machte.

Dieser Aufstieg ist nicht nur etwa in Folge seiner großen Steilheit so schwierig, obgleich er mitunter auch recht steil ist, als vielmehr durch die außerordentliche Schlüpfrigkeit des Weges. Der Weg ist hier nichts mehr als eine Rinne, die in der ununterbrochenen Steinplatte ausgehauen ist. Rechts und links erstreckt sich bloß die glatte Fläche des Felsens, auf der man keinen Schritt machen könnte.

Der Kosak Trekin war nahe daran, in einer sehr schlimmen Weise ein Experiment in diesem Sinne ausführen zu müssen, wenn nicht alles noch glücklich abgelaufen wäre. Es ist zu bemerken, daß der General den Kosaken ein für allemal den Befehl ertheilt hatte, wenn's bergauf und bergab ginge, von den Pferden zu steigen, sie sollten den Auf- und Abstieg zu den Pässen durchaus zu Fuß machen. Um sich das Steigen auf den Bergen zu erleichtern, waren die Kosaken auf folgenden Gedanken verfallen: sie ließen das Pferd voraus und gingen selber, indem sie sich am Schweife des Pferdes anklammerten, hinterher. Das Pferd zog somit an seinem Schweife den Kosaken den Berg hinauf. In dieser Weise nun bewegte sich jetzt auch der Kosak Trekin vorwärts. Plötzlich aber lenkte sein Pferd von dem Pfad ab und versuchte auf dem Abhang des Felsens weiter zu kommen. Nach einigen Schritten glitt dasselbe und mit ihm auch der vom Pferde ins Schlepptau genommene Kosak aus und beide fielen auf die Knie. Zu ihrem Glück war an dieser Stelle der Abhang nicht sehr steil, sonst wäre der Kosak mit seinem Rosse zusammen in gerader Richtung den Berg hinuntergefahren und dann . . . .

Der Bergpaß bot jetzt ein interessantes Schauspiel dar. Oben über meinem Haupte und unten zu meinen Füßen waren die Reiter verstreut, einzeln und in Gruppen, reitend und zu Fuß, ruhend, rauchend und sogar trinkend. Es ist zu bemerken, daß wir unter den günstigsten Umständen den „Zahnbrecher" bestiegen. Schon lange Zeit war kein Regen gefallen — das war der eine der günstigen Umstände; fernerhin aber hatte der Gouverneur von Bamjan den Weg speziell zur Durchreise der Gesandtschaft, so gut das eben nur möglich war, ausbessern lassen. Ich bemerkte z. B., daß an den schlüpfrigsten Stellen in dem Pfade Einkerbungen eingehauen waren; stellenweise waren Kiesel, Kies und Sand aufgetragen. Der ganze Aufstieg ist etwa 4 Werst lang und gipfelt in einem breiten Bergplateau. Hier blieben wir für einige Minuten stehen, um unseren erschöpften Pferden Rast zu geben. Die Höhe des Passes ist, nach Burslem, gegen 9 000 Fuß.

Von hier aus eröffnet sich ein unabsehbarer Ausblick auf die umgebenden Bergflächen. Sie sind leblos, und der Eindruck, den sie bei ihrer grauen und braunen Grundfarbe hinterlassen, ist ein unangenehmer, ein deprimierender. Das Gras war, selbst auf solcher Höhe, gänzlich von der Sonne verbrannt. Aus den benachbarten Schluchten ragten die hohen, trockenen Stengel irgend welcher Pflanzen hervor.

„Es intscha da Kabul nisfi rach est, Doktor-Saib" (von hier aus bis Kabul bleibt die Hälfte des Weges), wandte sich der gesprächige Debir zu mir, indem er mir eine handvoll trockener Trauben mit den Worten: „bichurid" (Essen Sie), reichte. Ich aß die Trauben, dachte aber in meinem Sinn, daß ich weit lieber das Anerbieten, eine Tasse Thee zu trinken, angenommen hätte.

„Sagen Sie, bitte, Kemnab-Saib," wandte ich mich zu ihm, — selbstverständlich durch den Dolmetscher, welche Rolle der General selber sehr liebenswürdig auf sich genommen hatte, — „es wächst doch in diesen Gegenden Asa foetida?"

Der Debir verstand meine Frage nicht und konnte mir auch nicht sagen, was Asa foetida sei. Nach weiteren Auseinandersetzungen rief er jedoch fröhlich: „Ink, Ink!" Es erwies sich, daß die Asa foetida bei den Afghanen unter dem Namen Ink

bekannt sei. Der Debir erklärte darauf, daß in hiesigen Gegenden der Juk wirklich wachse und man sehr viel vom Saft dieser Pflanze sammle. Er versprach, mir die Pflanze zu zeigen, wenn man sie auf dem Wege antreffen sollte.

Wir hatten daraufhin etwa 6 Werst auf einem leicht hügeligen Bergplateau zurückzulegen. Der südliche Rand des Plateau endigt mit dem Abhang, der in das Thal Ssaigan führt. Der Abstieg ist ebenso steil wie der Dendan-Schikener Aufstieg, jedoch lange nicht so schlüpfrig und dazu viel kürzer, als der erstgenannte; auch ist der Boden hier weicher. Die Thäler Kagmard und Ssaigan sind somit von einander nicht durch zwei Pässe getrennt, den von Dendan-Schiken und Ssaigan, wie das auf den englischen Karten verzeichnet ist (z. B. Woker und Burslem), sondern nur durch einen Paß, der ein weites Bergplateau darstellt. Dendan-Schiken ist somit bloß der Aufstieg des Passes und der Ssaiganer Paß der englischen Autoren ist eigentlich der Abhang desselben Bergpasses. Der Bergpaß selber müßte als Deschti-Haschak bezeichnet werden, unter welchem Namen das Bergplateau bei den Eingeborenen bekannt ist.

Nachdem wir den Ssaiganer Abhang hinabgestiegen waren, ritten wir etwa eine Stunde in einer Schlucht nach Süden, mit einer leichten Ablenkung gegen West. Schließlich gelangten wir an das Ende der lautlosen Schlucht und traten in das an dieser Stelle recht schmale Thal Ssaigan ein. Das Thal erstreckt sich von West nach Ost und ist gerade so schön kultiviert wie das vorhergehende. An verschiedenen Orten grünten wiederum Baumgruppen. Der Weizen war hier noch nicht abgenommen und die prächtigen Felder zogen sich in einem langen Streif an den beiden Ufern des wasserreichen klaren Baches. Ein Teil der afghanischen Reiter-Eskorte setzte durch eine Furt auf das entgegengesetzte Ufer des Flusses hinüber und stellte dort ohne Rücksicht darauf, daß sie die prächtigen Saaten zertrat, mit ihren raschen Pferden wetteifernd, ein Rennen an.

Nach einem Ritt von einigen Minuten näherten wir uns demjenigen Teil des Thales, wo es sich bis auf 200 Ssaschenj verengt. An dieser Stelle sind noch Ueberreste einer Mauer zu sehen, durch die vor Zeiten das Thal verschlossen gewesen war. Auf den beiden Endpunkten der Mauer findet man Ruinen der

hier so häufigen „Schlösser". In der Nähe des nördlichen Schlosses befindet sich eine Gruppe von Höhlen, die in dem Felsen ausgehauen sind.

Court — ein französischer Abenteurer, der im Dienste des Rundschit Singh stand — bezieht diese Ruinen auf das von Alexander dem Großen erbauete „Alexandria sub Caucaso"[1]). Inwiefern solch eine Vermutung berechtigt ist, läßt sich schon daraus schließen, daß Court selber die Ruinen nicht gesehen, sondern nur von ihnen gehört hatte.

Wir ritten an den Ruinen vorbei und zogen weiter, immer dem Bache entlang, stromabwärts. Das Thal erweitert sich bis zu 2 bis 3 Werst im Querdurchmesser; das westliche Ende desselben entzieht sich völlig den Blicken, indem es in den Zickzacks der umgebenden Bergen verloren geht. Der Bach erscheint hier als ein Fluß von 5 Ssaschenj Breite und 3 bis 4 Fuß Tiefe. Wir passierten daraufhin ein Dorf, bald folgte ihm ein anderes mit seinen Gärten, es erstreckt sich auf etwa 1½ Werst. In diesem Dorfe gerade ist unsere Station aufgeschlagen. Es ist das aber noch nicht der Flecken Ssaigan selber, denn dieser ist weiter östlich von unserer Station geblieben.

Die Pflanze „Ink" hatte ich auf unserem Wege nicht zu sehen bekommen. Ich wollte aber doch durchaus ihre Wurzel besitzen, ja, wenn möglich, die ganze Pflanze selber mit dem Stengel. Ich bat darum den General um Erlaubnis, nach dem Frühstück in die Berge gehen zu dürfen, um die Pflanze, die mich so sehr interessierte, zu suchen. Der Chef der Gesandtschaft antwortete mir, daß diese Pflanze in der Nähe unserer Station nicht zu finden sei, und verweigerte darum mein Gesuch. Der Sserdar Lal-Mahomed-Chan entsandte jedoch in Rücksicht auf mein heißes Verlangen nach dem „Ink", seine Hesaren in die Berge, mit dem Auftrag, die erforderliche Wurzel durchaus aufzufinden und mir zuzustellen.

Heute waren unsere Zelte wiederum in einem schattigen Obstgarten aufgeschlagen. Beim Frühstück tischte man uns zum ersten Mal Gurken von ungeheuerer Größe auf. Sie repräsentierten eine spiralige Figur von etwas über ½ Arschin in der

---

[1]) Journal Asiatique, vol. IV pp. 376—377, 1837.

Länge und von 2 bis 3 Zoll im Durchmesser. Wenn aber ihre Größe bewunderungswürdig war, so konnte von ihrem Geschmack leider nichts Gutes gesagt werden: es fehlte ihnen jedes Aroma.

Nach dem Mittag brachte man mir ein Exemplar der Asa foetida und zwar eine ganze Pflanze mit Wurzel und Stengel; der letztere war zur Zeit bereits völlig trocken. Ein penetranter, unerträglich stinkender Geruch verriet sofort die unmittelbare Nachbarschaft der Wurzel. Der Stengel der Pflanze ist 3 bis 4 Fuß hoch. Die Blätter sind gelappt, wie bei unseren Doldengewächsen, z. B. dem gewöhnlichen Engelwurz.[1]) Die Wurzel war mir mit dem Harz gebracht, das an der Schnittfläche ausgetreten war; das Harz ist von matter Bernsteinfarbe, von harter Konsistenz und hat ein krystallinisches Aussehen. Die Wurzel ist 1½ bis 2 Fuß lang, zeigt mehrere Seitenwurzeln und ist von einem bräunlichen, schuppenartigen Oberhäutchen bedeckt, welches mit querlaufenden, die Wurzel umfassenden Ringen versehen ist. Die Bruchfläche der Wurzel ist faserig, von grauer Farbe. Die Pflanze hat steinigen Boden sehr gern, blüht im Frühjahr und liefert Samen, vermittelst welcher sie verpflanzt wird. Bis zu einem Alter von 15 Jahren wird die Wurzel noch nicht zum Sammeln des Harzes benutzt. In diesem Alter der Pflanze wird der Stengel nach dem Blühen und dem Reifen des Samens abgeschnitten; auf der Schnittfläche tritt nach einiger Zeit etwa in 1½ bis 2 Tagen ein dickem Rahm ähnlicher Saft von mattweißer Farbe hervor. Er wird nach einigen Tagen braun und hart. Etwa nach 12 Tagen wird er matt-bernsteinfarbig und wird dann von der Wurzel abgenommen. Die Menge des aus der Schnittfläche der Wurzel heraustretenden Saftes übersteigt keine 1 bis 1½ Unzen. Daraufhin macht man an derselben Wurzel einen neuen Schnitt, auf dessen Fläche von neuem in 12 bis 15 Tagen eine bestimmte Menge Saft heraustritt, der nun wiederum gesammelt wird. Diese Operation wird an ein und derselben Wurzel mehrere mal vorgenommen; in einem

[1]) Ferula Asa foetida gehört selber zu den Umbelliferen. Petzholdt („Umschau im russ. Turkestan" Lpz. 1877 S. 65, 68 u. 80) erwähnt das Vorkommen einer als Asa foetida bezeichneten Pflanze in der Turkestaner „Hungersteppe", auf dem Wege von Taschkent nach Ssamarkand. Anm. d. Uebers.

günstigen Sommer 6 bis 8 mal. Es ist aber zu bemerken, daß die folgenden Ernten des Saftes weniger ergiebig ausfallen und von geringerer Qualität sind. Auf diese Weise kann eine Wurzel in einem Sommer ½ bis 1 Pfund Saft liefern, — nicht aber ein halbes Pud (!) wie die englischen Autoren schreiben.[1]) Wenn ein Regen zur Zeit des Ausschwitzens des Saftes fällt, so verdirbt das Harz und in einem solchen Jahre kann kein Saft mehr von der Wurzel gesammelt werden. Eine Wurzel, von welcher während eines Sommers der Saft gesammelt wurde, geht nicht zu Grunde, sondern kann in 10 bis 12 Jahren von neuem so weit anwachsen, daß man sie wiederum zum Sammeln des Harzes benutzt.[2])

Ich befragte einige Afghanen darüber, ob sie das Harz dieser Wurzel zu therapeutischen Zwecken verwenden und erhielt eine bejahende Antwort. Dagegen konnte ich nichts darüber herausbringen, wann und bei welchen Krankheiten sie das Harz benutzen. Jetzt dachte ich daran, wie ich mich in Besitz eines Exemplars einer anderen für mich ebenso interessanten Pflanze setzen könnte — es ist das nämlich der kabulische Rhabarber, von welchem Burnes mit so großem Entzücken spricht.[3])

Heute erkrankten seltsamerweise wiederum fünf Kosaken am Fieber. Indessen konnte hier von dem Vorhandensein eines Fiebermiasma nicht die Rede sein, hier, wo wir uns in einer so hochgelegenen und kühlen Gegend befanden. Diese Fälle von Erkrankung müssen darum auf Rechnung der Rezidiven gebracht werden.

Von Ssaigan rückten wir um 5 Uhr morgens, bei 10° C. aus. Für den Juli-Monat war das keine hohe Temperatur. — Einige Zeit ritten wir gen Osten, dem Flusse Ssaigan entlang; daraufhin gelangten wir über eine Steinbrücke auf das rechte Ufer desselben und traten dem Dorfe Ssaigan gegenüber in eine Schlucht ein, die eine südliche Richtung nimmt. Bevor

---

[1]) Siehe hierüber Grigorjew „Kabulistan u. Kaffiristan“ S. 965 (vielleicht nur ein Druckfehler?).

[2]) Die ersten Nachrichten über diese Pflanzen finden sich der Zeit nach bei den Historikern Alexanders des Großen. Siehe etwa Arrian *Ανάβασις* Buch III. Kap. 28.

[3]) Burnes Bokhara rc. B. I. S. 151 u. 159.

wir in die Schlucht eintraten, hatten wir einen reißenden, aber nicht tiefen Bach, der die Schlucht durchströmt, durch die Furt zu passieren. Fernerhin erweitert sich die Schlucht im Süden und giebt ärmlichen Feldern Raum, die sich in einem schmalen Streif bald auf der einen, bald auf der anderen Seite des Baches hinziehen. Neben Weizen habe ich hier auch Gerste gesehen; weiterhin folgten Bohnen. An einigen Stellen ist, Gott weiß zu welchem Zweck, die Schlucht von niedrigen Erdwällen durchquert, auf denen sich verschiedene Windengewächse ranken. Rechts und links blinkt hin und wieder ein feiner Wasserstrahl, welcher eilig auf dem steinigen Grund des Bewässerungskanals dahinläuft. Rings umher kein Bäumchen; hoch oben der dunkelblaue Himmel, eingerahmt von den scharfkantigen, seltsamen Spitzen und Türmen der Berge, die hier die Schlucht beengen und miteinander mit ihrem geschnitzten, steinernen Schmuck wetteifern. Die Felsen sind hier von der außerordentlichsten Verschiedenheit in ihren Umrissen.

Wir müssen jetzt oft gerade durch das Bett des Baches reiten. Die Felder treten zurück, die Felsen sind näher aneinander gerückt; wir treten auf eine Menge Steine und Geröll, unter ihnen finden sich krystallinische Gesteine von roter, grauer und hellroter Farbe. Die Schlucht erweitert sich jetzt wiederum und von neuem wird die Fläche von Feldern, die hier vorwiegend mit Bohnen bebauet sind, in Besitz genommen. In der Mitte einer kleinen Schlucht sieht man das unvermeidliche „Lehmschloß“. Unweit von demselben befinden sich zwei Weiden, die einzigen Vertreter des hiesigen Baumwuchses. Die Dorfschaft heißt Tschinar-Ssuchté (d. h. der verbrannte Tschinar). Der Name der Dorfschaft erschien mir sehr auffallend. Ich hatte es keineswegs vermutet, daß die Tschinaren auf solch' bedeutender Höhe wachsen könnten; ich wandte mich darum an den Gouverneur von Bamjan, um mir die Erklärung für diesen sonderbaren Namen zu holen. Der Chef von Bamjan konnte mir aber keine Erklärung liefern. Der Debir bemerkte jedoch, daß er nie davon gehört habe, daß hier Tschinaren wachsen könnten, und daß der Name nur eben „so“ gegeben worden sei.

Hier hielten wir eine kleine Rast. Der Debir war diesmal vernünftiger als gestern: Er ließ sofort Thee bereiten und wir

tranken mit dem größten Genuß, der nur einem Reisenden begreiflich sein kann, eine Tasse von diesem gesegneten Trank. Zum Thee wurden afghanische Fladen gereicht, mit Anis in Butter gebacken.

Die darauf folgende Hälfte des heutigen Marsches glich der ersten aufs Haar.

Mossin-Chan, Mir-Baba und mehrere andere Afghanen setzten mehrmals ihre Pferde in Carrière an den Orten, wo an Stelle der Schlucht die Thalengen, mit saftigen Gräsern bedeckt, auftraten. Ich blieb einmal zurück, um eine Pflanze auszugraben; es schien mir, daß ich die Wurzel des „Tschukri", des berühmten afghanischen Rhabarbers, gefunden habe. Ich hatte jedoch umsonst Zeit und Arbeit verloren; es war das eines der unschuldigsten Doldengewächse. Als ich hinter unserem Zuge zurückblieb, blieben auch etwa ein Dutzend Afghanen, unter der Anführung des „Bim-Baschi" zurück und verließen nicht eher den Ort, als bis ich mich wiederum auf den Weg gemacht hatte.

Die Hügel, die die Schlucht einrahmten, gewannen allmählich sanftere Umrisse. Hin und wieder erscheint bereits ein zeltartiger sandiger Gipfel. Bald werden nun die früheren Piks und Kämme durch Kegel und halbierte Ovale, die scharfen Kanten und wechselreichen Kolonnaden durch sanfte Gehänge völlig verdrängt. Ein prächtiger Rasen steigt an den Gehängen der Berge immer höher und höher empor. Schließlich gelangen wir auf eine weite, grüne Wiese. Es ist das Rigi-No'u (d. h. neun Sande). Rigi-No'u ist kein Dorf, auch keine Festung — es ist bloß ein Ort.[1]) Warum der Ort neun Sande heißt — mag vielleicht Allah allein wissen. Allerdings sind die Hügel, die die Wiese umgeben, sandig; aber fürs erste sind ihrer keineswegs neun, und zweitens stehen sie zwar im Kontrast zu der grünen Wiese, aber sie vermindern doch durchaus nicht das Leben und die Saftigkeit derselben. Was nun die letztgenannte Eigenschaft betrifft, so ist dieselbe sogar allzu stark ausgesprochen. Unter dem Boden befinden sich sehr viele Quellen und infolge

---

[1]) Masson erzählt davon, daß sich in der unmittelbaren Nachbarschaft von diesem Orte ein Dorf befände. — Various journeys, vol. II., p. 405. — Ich habe aber kein Dorf in der Nähe unserer Station bemerkt.

dessen hat sich die ganze Wiese wie ein Schwamm mit Wasser vollgesogen. Unsere Zelte waren gerade auf der Oberfläche dieses Schwammes aufgeschlagen. Mir schien der Platz, der für die Zelte gewählt war, recht ungeeignet zu sein. Ich trat darum mit dem Rat auf, daß man die Zelte, um eventuellen schlimmen Folgen vorzubeugen, etwas näher zu den Hügeln hin, auf einen trockeneren Platz rücken möge. Dem Chef der Gesandtschaft schien es jedoch unpassend zu sein, diesem Rat Folge zu leisten.

Lal-Mahomed-Chan schlug mit seinem Gefolge sein Lager auf dem entgegengesetzten Ufer des Baches, in einer bedeutenden Entfernung von uns auf. Ihm oblag gegenwärtig die Pflicht, die Gesandtschaft zu empfangen und sie während der ganzen Zeit ihres Aufenthaltes innerhalb der Grenzen seines Gouvernements zu bewirten. Er war darum beständig mit Lieferanten der verschiedenen Produkte und Vorräte beschäftigt, und sein Sekretär hatte stets verschiedene Quittungen auszustellen, die den Lieferanten eingehändigt und später bei der Erhebung der Abgaben ihnen verrechnet wurden.

Unser Lager, frei und weit in der grünen Thalenge verstreut, bot jetzt ein malerisches Bild dar. Dies Bild wurde aber noch malerischer, ja phantastischer, als der weißliche Abendnebel in den Spalten und Schluchten der Berge sich zu ballen begann und als an verschiedenen Orten Scheiterhaufen entflammten, deren flackerndes, phantastisches Licht die Gruppen der spitzen Zelte, die hin und herlaufenden Menschen und die träumerisch ihre Gerste fressenden Pferde beleuchtete; — die Gipfel der abgerundeten Hügel glüheten indessen im sanften Schein der Abenddämmerung... Es schien, als ob man sich in einer zauberischen Märchenwelt befände. Aber die grausame Wirklichkeit versäumte nicht, mir den Zauber, in welchem ich mich befand, zu zerstören: Es ließen sich Rufe der afghanischen Wachen vernehmen, die Signalrufe und die Antworten darauf — Mossin-Chan hat also die Inspektion der Wachen bereits begonnen. Bald gelangten die Rufe unmittelbar zu unserem Zelt. Die Flintenläufe, von dem rötlichen Lichte des Scheiterhaufens beschienen, blitzten in der Luft auf, die Soldaten salutierten — und Mossin-Chan begab sich würdevoll in unser Zelt hinein. Die Kosaken, wie das jetzt bereits die Regel war, schlugen ihre Zelte ab und lagerten sich

um das Zelt der Gesandtschaft auf der kalten und feuchten Wiese, indem sie die zerrissenen Koschma unter sich legten und sich in ihre Soldatenmäntel einhüllten. Die Armen! Wie sie doch während dieser Nacht frieren mußten, besonders gegen Morgen. Die Temperatur betrug um 5 Uhr morgens nur 7,6° C.

Das übliche Trompetensignal erweckte uns sehr früh am folgenden Morgen. In der Schlucht herrschte noch ein Nachtdunkel; die Sterne standen in ihrem Zenith, bis zur Morgendämmerung hatten wir, meiner Meinung nach, noch einige Stunden; ich konnte die Zeit nicht genauer bestimmen, da meine Uhr stehen geblieben war. Die durchfeuchteten Kosaken richteten sich auf und schüttelten sich, prustend und ächzend vor Kälte.

Auch der General hatte sich erhoben. „Was ist denn das?“ rief er zornig aus. „Mossin-Chan scheint verrückt geworden zu sein! Es ist ja nur 2 Uhr nachts. Sagen Sie doch, bitte! wie kann man denn bei solch einer Dunkelheit reiten? Sollen wir denn unsere Pferde die Beine brechen lassen? Auf diese Weise kann man auch noch selber den Hals brechen . . . Nein, das ist doch mal schon zu viel Eifer von Seiten unseres verehrten „Majors.“

Daraufhin erfolgte der Befehl, sich wiederum zum Schlaf zu begeben; das Gepäck, welches die Lautschen bereits hastig aufzuladen begonnen hatten, mußte abgelegt werden, man sollte bis zur Morgendämmerung warten. Indessen erschallte im afghanischen Lager bereits das Trommelgerassel — das Zeichen, daß der Ausmarsch begonnen hatte. Bald darauf erschien Mossin-Chan und verwunderte sich, als er sah, daß bei uns noch nichts zum Ausrücken bereit sei. Er fand indessen noch mehr Gelegenheit, sich zu wundern, indem der General ihm — zum ersten Mal seit dem Hinübersetzen über den Amu — einen Verweis erteilte. Mossin-Chan brachte seine Entschuldigungen vor und rechtfertigte sich dadurch, daß wir an diesem Tage einen langen und schwierigen Marsch vor uns hatten.

„Pendsch sseng rach est; beßjar kotel dared“ (Der Weg ist 5 Ssaschenj (40 Werst) lang. Auf dem Wege werden viele Päſſe sein) wiederholte er verlegen.

Es wurde jedoch beschlossen, bis zur Morgendämmerung zu warten. Der Topograph, den ich leider bei dem Ertönen der

Trompete aufgeweckt hatte, begann bald über heftige Kälte zu klagen, daraufhin stellte sich bei ihm ein förmlicher Schüttelfrost ein; die Temperatur in seiner Achselhöhle gelangte auf 39,5° C.

Der Nebelschleier erhob sich langsam in leichten Schwankungen und schwand dahin; die ersten Sonnenstrahlen glühten auf den Gipfeln der Hügel — als wir uns auf den Weg machten. Der „Naturforscher“ war sehr bekümmert darüber, daß er infolge seiner Erkrankung die Marschroute nicht mehr führen konnte. Daraufhin teilten wir, nämlich ich, der Oberst, Samaan-Beg und Malewinskij unter uns die mit der Führung der Marschroute verknüpfte Arbeit: der eine hatte die Namen der Flecken und Ortschaften in Erfahrung zu bringen, der andere die Winkel auf der Bussole anzumerken, der dritte die Dauer des Ritts zu beobachten u. s. w. Bald aber mußte auch ich von meiner Beteiligung in der Führung der Marschroute abstehen: das Fieber kehrte auch bei mir zum Besuch ein. Glücklicherweise war der Besuch für diesmal wenigstens ein sehr bescheidener. Bald darauf machte mir der Feldscheer die Mitteilung, daß 4 Kosaken erkrankt seien. Ich untersuchte sie und konstatierte auch bei ihnen das Fieber. Zweifellos war die letzte Nachtrast auf dem sumpfigen Boden die Ursache dieser Erkrankungen, zumal da die Kosaken während der Nacht ihre Zelte entbehren mußten. Immerhin gab es Anlaß, die Unmittelbarkeit einer Ansteckung durch das Miasmagift in Zweifel ziehen zu können; die absolute Höhe der Gegend erreicht ja ihre 9 000 Fuß; die Temperatur am Tage ist nicht über 22° C. hoch; morgens und nachts ist sie noch geringer. Es war klar, daß ich es mit Rezidiven des Fiebers zu thun hatte, welche ausschließlich durch die ungünstigen, ja direkt schädlichen Verhältnisse, in denen wir uns unglücklicherweise manchmal befanden, hervorgerufen waren. Was aber die Kosaken der Eskorte betraf, so war es auffallend, daß nicht noch mehr Erkrankungen unter ihnen vorkamen. Bei den Verhältnissen, unter denen sie sich befanden, konnte man eine allgemeine Erkrankung erwarten, denn erstens waren die Kosaken außerordentlich durch den Wachdienst geplagt; jede Nacht mußten 3 Kosaken Wache halten; zweitens fanden auch diejenigen Kosaken, die nicht auf der Wache standen, keine Möglichkeit, sich während der Nacht gut auszuruhen. Der Chef der Gesandtschaft hatte ein für allemal den Befehl gelten lassen,

die Zelte für die Nacht abzuschlagen: die Kosaken sollten unter freiem Himmel sich um das Zelt lagern, in welchem die Gesandtschaft schlief. Selbstverständlich mußten Feuchtigkeit und Nachtkälte auf die Gesundheit der Kosaken eine höchst nachteilige Wirkung ausüben. Ich versuchte dem Chef der Gesandtschaft darüber Vorstellungen zu machen und riet ihm, den Kosaken ihre Zelte für die Nacht zu lassen. Meine Ratschläge aber wurden für unpassend befunden und ich selber hatte mir hierdurch die Beschuldigung zugezogen, daß ich die Disziplin verletze. . . .

Auf der 5. Werst von Rigi-No'u beginnt der Aufstieg zum Paß Ak-Rabbat (d. h. weißer Karawanserai). Der Aufstieg zum Paß ist etwa 4 Werst lang; stellenweise ist der Weg sehr steil, überall aber gut angelegt und sogar für Rädergefährte geeignet. Da sind denn wir bereits auf dem Gipfel des letzten Bergzuges, der uns von dem märchenhaften Bamjan scheidet. Was für ein effektvolles Bild eröffnet sich vor unseren Blicken von dem Gipfel dieses Passes aus!

Unten, unmittelbar zu unseren Füßen, erstreckt sich ein schmales grünes, mit verschiedenem Getreide bebautes Thal. Inmitten des Thales befindet sich . . . . nun der Leser hat's bereits erraten — ein unvermeidliches „Schloß".

Fernerhin gabelt sich der Weg, der sich schlangenartig durch das Thal windet, in zwei Richtungen ab; der eine Weg lenkt nach links ein, führt über den Bach hinüber, welcher an der südlichen Fußseite des Ak-Rabbater Piks entspringt, und beginnt wiederum einen der Ausläufer des Ak-Rabbater Gebirgszuges zu erklimmen, den Paß Pelu nämlich. Der andere Zweig des Weges geht nach rechts und steigt steil bergauf. Der erste Weg führt nach Bamjan, der zweite nach Herat, wie mir das der gesprächige Lal-Mahomed-Chan mitteilte [1]).

Weiterhin zum Süden wird das Thal durch ein völliges Meer von Hügeln verschlossen, welche abgerundete sanfte Formen besitzen und mit prächtigen Wiesen bedeckt sind. Ein leichter Duft, gleichsam ein durchsichtiger Schleier, umhüllt dies steinerne

[1]) Wahrscheinlich hat der Sultan Baber im Jahre 1506 (?) diesen Weg eingeschlagen, als er von Herat aus nach Bamjan und von dort nach Kabul zog. Es ist das wahrscheinlich der einzige Feldherr, der während der Winterzeit mit einem Heere das ganze Hesarengebiet durchschritten hat.

Wellenmeer, zwischen welchem ich ein paar „Schlösser“ bemerkte. Lal=Mahomed=Chan teilte mir mit, daß dies die Niederlassungen der Hesaren seien. — Die Hügel nähern sich dicht dem gigantischen Gebirgszuge des Kuch=i=Baba, dessen scharfe Piks und Kämme einige tausend Fuß hoch mit ewigem Schnee bedeckt sind. Dieser ununterbrochene Gebirgszug streicht in der Richtung von Ost=Nord=Ost nach West=Süd=West. Im Osten führt er zum Gebiet der Gildschi; sein westliches Ende verliert sich in der nebeligen Ferne.

Das allgemeine Niveau des Gebirgszuges wird bedeutend überragt von der massigen Gruppe des Schaitan, dessen drei blendend weiße Gipfel sich effektvoll von dem hellblauen Himmel abheben.

Ich blickte zurück und staunte über den Kontrast, der sich hier meinen Blicken darbot. Die eben von uns verlassene grüne, lachende Thalenge schien eine Wüste zu sein; hinter ihr aber verhüllte uns ein undurchdringlicher Nebel die finsteren Felsen der Bergfeste des „Deschti=Gaschak“.

Beim Schlosse Ak=Rabbat servierte uns der Debir auch diesmal Thee und Fladen. Ich hätte absolut nichts dagegen, wenn er diesen Brauch stets beobachten wollte.

Die Gerste stand in der Schlucht zu dieser Zeit noch kaum in vollen Aehren. Die Höhe des Ak=Rabbater Passes wird von englischen Reisenden verschieden angegeben: einige (Wood) schreiben ihm eine Höhe von 11 000 Fuß zu; andere (Burnes) 9 000 Fuß.

Kaum daß wir den Ak=Rabbater heruntergestiegen waren, so hatten wir bereits den Paß Pelu zu ersteigen; er ist recht kurz, aber sehr steil, wenngleich er auch einen recht weichen Boden hat. Weiterhin teilt sich der Weg, nachdem er die gänzlich wüste, wenn auch mit kärglichen Feldern bebaute Schlucht verläßt, wiederum in zwei Zweige; der eine geht direkt nach Süd, durch eine Schlucht, der andere nimmt seine Richtung mehr links und umgeht die Schlucht. Wir entschieden uns für den Umgang, da die hier kurz vor unserer Durchreise stattgefundenen Regen den Weg, der durch die Schlucht führte, stark verdorben hatten. Da wir nun den Umgang gewählt hatten, so mußten wir wiederum den steilen, wenn auch nicht hohen Paß Tscheschma=i=Pelu ersteigen, woraufhin der Weg uns etwa 2 Stunden

durch eine stark hügelige Gegend führte. Ich könnte nicht genau angeben, wie viel mal wir aus Schluchten emporzusteigen und von Hügeln verschiedener Höhe wiederum in Niederungen niederzusteigen hatten. Ich weiß nur, daß ich, vom Fieber geplagt, sehr müde wurde. Einer von den erkrankten Kosaken war außer Stande, weiter zu kommen. Er fiel auf einem der Hügel nieder und blieb regungslos liegen. Ich führte stets eine Feldflasche mit Cognac bei mir und goß nun von diesem während der Reise wirklich sehr heilsamen „Balsam" dem Kranken 3 bis 4 Unzen auf einmal in den Mund. Einige Minuten darauf röteten sich die bleichen Wangen des Kosaken wiederum, die Augen verloren ihren gläsernen Glanz und bald darauf konnte er, wenn auch nur mühsam, seinen Weg fortsetzen.

Indessen war der General, auf dem ausgezeichneten „Renner" Mossin-Chans, den dieser ihm stets bei schwierigen Partieen des Weges anzubieten pflegte, rasch vorwärts geritten. Er hatte einen bedeutenden Vorsprung voraus und wir, die übrigen Mitglieder der Gesandtschaft, blieben weit zurück, indem wir uns in langer Reihe auf dem Wege verstreut hatten. — Nun kam auch der Abstieg zu der Schlucht Bamjan.[1]) Und bald auch der Ausgang aus der Schlucht in das Bamjaner Thal. Hier befindet sich die erste Gruppe der Höhlen; hier sind auch die Ruinen einiger weniger Häuser verstreut; in den aus Lehm erbaueten Mauern der Ruinen haben sich stellenweise noch kleine, rein übertünchte Nischen recht gut erhalten. Einige von den halbverfallenen Häusern und die ihnen angrenzenden Höhlen sind bewohnt.

Nach einem halbstündigen Ritt gelangten wir zu dem Orte unserer Tagesrast.

---

[1]) Denselben Weg, den wir von Ak-Rabbat bis zu dem Eingang zum Bamjaner Thal einschlugen, hatte im Jahre 1832 Masson passiert, als er mit dem Heere des Chadschi-Chan nach Ssaigan zog. Auf dem Rückwege von Ssaigan nach Bamjan passierte er die Bamjaner Schlucht — auf demjenigen Wege, der sich von dem unsrigen zwischen den Pässen Pelu und Tscheschma-i-Pelu abzweigt. S. Masson, Various journeys, vol. II, p. 395—96 und 421—22. Welchen von diesen zwei Wegen die anderen englischen Reisenden eingeschlagen haben, läßt sich schwer ermitteln, da ihre Beschreibungen nicht so genau sind.

7. Kapitel.

Im Bamjaner Thal.

Drei Tage in Bamjan. — Die Denkmäler des Altertums: die Höhlen, die Ruinen. — Die Kolosse von Bamjan. — Meine Wanderungen in den Höhlen. — Ich ersteige das Haupt eines der Kolosse. — Beschreibung der Kolosse. — Die lokalen Sagen über die Kolosse. — Die Sochack-Burg. — Der kleine Irak-Paß. — Geographie des Thales von Bamjan; Flora und Fauna desselben. — Kurze Geschichte von Bamjan von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart. — Ein paar Worte über die Lage der alten Stadt Bamjan.

Der Schatten des kleinen Pappelhaines, in welchem unsere Zelte Unterkunft gefunden hatten, kam uns sehr zu statten. Selbstverständlich bestand der Dienst, den uns dieser Hain leistete, nicht darin, daß er uns vor der Hitze schützte: nach Burnes liegt das Thal über 8000 Fuß hoch; von einer Tageshitze könnte hier darum nicht die Rede sein. Diese Voraussetzung bestätigte sich auch in Wirklichkeit. Die Temperatur, im Schatten der Zelte um 1 Uhr nachmittags am 20. Juli gemessen, ergab 29° C. — eine geringe Ziffer, wenn man sich dessen erinnern will, daß wir in Turkestan gewöhnlich eine Tagestemperatur von 40° hatten. Nein, der Schatten des Haines kam uns in einer anderen Hinsicht zu Nutzen. Die unmittelbare Nachbarschaft des mächtigen schneebedeckten Bergrückens Kuch-i-Baba und die geringen, oft außerordentlich sanft abschüssigen Hügel, die das Thal von Nord und Süd einfassen, bedingen eine sehr starke Dispersion des Lichtes. Das Auge wird völlig geblendet durch die Ströme von Licht, die von den Schneemassen der Berge reflektiert werden. Diese Mengen von reflektierten Strahlen finden auf ihrem Wege



DIE GÖTZENBILDER VON BAMJAN.

durch das Thal keinerlei Hindernisse, die die Intensität ihrer Wirkung abgeschwächt hätten. Der Pappelhain schien nahezu einzig in dem Thale dazustehen. Natürlich ruhte nun das Auge mit Genuß auf dem sanften, matten Grün seiner Blätter.

An dem Eingang zum Hain befindet sich ein Lehmhüttchen, auf dessen Dach ein ganzer Haufen von Widderhörnern aufgeworfen ist. Wir waren hier also die Gäste eines muselmännischen Heiligen. Daß der Ort geheiligt war, wurde uns endgültig dadurch bestätigt, daß unsere Pferde, die wir beim Hüttchen abgestellt hatten, von der afghanischen Dienerschaft hastig an einen entfernteren Ort geführt wurden. Ich interessierte mich übrigens keineswegs für die Grabstätte, wie berühmt auch der Heilige, der in ihr lag, sein mochte. Ich war damit beschäftigt, das Alter des Patriarchen dieses Haines, einer gigantischen Pappel, abzuschätzen. Dem Durchmesser nach konnte der Baum seine 300 Jahre haben, was auch von dem Debir und Lal-Mahomed-Chan bestätigt wurde. Ein schöner Zug im Charakter des centralasiatischen Muselmanns ist die Achtung vor alten großen Bäumen. Diese Bäume gelten für unantastbar und werden oftmals Heiligen gewidmet oder mit irgend welchen Legenden in Beziehung gebracht. Häufig bekommt man in Central-Asien den Namen des Ali in Verbindung mit einem Baum, einem Feld, einem Dorf und dergl. zu hören. Nun soll der Volkssage gemäß der allgegenwärtige Ali auch das Bamjaner Thal besucht haben [1].

[1] In der Schlucht von Bamjan — von welcher wir nur das östliche Ende passierten — befand sich ein Fels „Adschega“, Drachen genannt, weil hier Ali einen Drachen getötet haben soll. Burnes („Kabul“) bringt eine ihm von Leech mitgeteilte Legende über die Heldenthaten des Ali (dtsch. v. Oelkers 1843, S. 218—219), die von diesem hier im Bamjaner Thal vollbracht wurden. Die Legende erzählt, daß der muselmännische Held, dem Herkules der Alten gleich, einige Zeit im Dienste des hiesigen Königs zu stehen hatte. Der König hieß Berber und seine Hauptstadt befand sich in dem Thal Bamjan. Ali hatte folgende zwei Aufgaben auszuführen: 1. einen Damm in einem Fluß zu errichten, woran vor ihm schon lange und fruchtlos 1000 Mann gearbeitet hatten — 1000 heißt persisch Hesar, aber auch die bei dem Dammbau beschäftigten Sklaven wurden Hesare genannt. — Ali führte diese Aufgabe glücklich aus, indem er mit seinem Schwert, das der Sage nach eine Länge von 70 Ssaschenj besaß, einen Teil des Felsens, der den Fluß überragte, niederhieb. 2. Mit dem gleichen Schwert tötete er auch den furchtbaren Drachen, der die Umgegend der königlichen Residenz verwüstete.

Zweifellos konnte Ali nie hier gewesen sein, aber die Volkssage pflegt nicht sonderliche Umstände zu machen, wenn es sich darum handelt, einen bemerkenswerten Ort mit dem geliebten Helden in Verbindnng zu bringen.

Wie dem auch sei, wahrscheinlich wird die Verehrung und die Liebe der Eingeborenen zu den alten Bäumen in hohem Grade durch derartige Legenden bedingt und vice versa. Im vorliegenden Fall hat die Legende einen guten Dienst gethan: der gigantische Baum ist unangetastet geblieben und hatte Zeit gefunden, einen jungen Nachwuchs von zartblätterigen, schlanken Pappeln um sich herum groß zu ziehen, deren Schatten uns gegenwärtig so sehr erfreute.

Allmählich trafen auch unsere Nachzügler zu den Zelten ein. Der Topograph war furchtbar müde und sah schläfrig aus. Vier von den Kosaken hatten sich kaum noch bis zum Zelt geschleppt, als sie sich schon auf den Boden niederwarfen. Der unermüdliche, unverwüstlich heitere M. lag gegenwärtig einer höchst ernsten Arbeit ob. Es war ihm gelungen, die Panik, die sich unserer bemächtigt hatte, als mehrere Personen mit einem Mal am Fieber erkrankt waren, zu verwerten und den General soweit zu bringen, daß dieser uns seine Weinvorräte zugänglich machte. Allerdings waren für uns bei der anstrengenden Reise kleine Dosen von Alkohol faktisch notwendig geworden. Gegenwärtig befand sich nun M., indem er in dem Koffer mit Weinen herumwirtschaftete, in starker Bedrängnis und arger Unschlüssigkeit. Er hatte die Wahl zwischen „Englisch-Bitter" und „China-Xeres" zu treffen. Uebrigens fand er einen Ausweg aus dieser schwierigen Situation, indem er das eine und das andere zur Seite that und schließlich noch, so zu sagen mitunter, ein gelbes Fläschchen Chartreuse hinzu fügte. An diesem Tage ließen wir somit eine bedeutende Veränderung in unserem üblichen Speiseregime eintreten. Selbst die Kosaken waren auf Anordnung des Generals damit beehrt, daß sie vom süßen Liqueur zu je einem Eßlöffel erhielten.

Die Nähe der berühmten Denkmäler des Altertums in diesem Gebirgsthal, die Bruchstücke der Legenden über diese Denkmäler, welche der Debir uns sofort mitgeteilt hatte, die historischen Reminiscenzen aus der jüngsten Vergangenheit von Bamjan — alles das lieferte heute Stoff zu einem langen, gemütlichen Ge-

spräch für das Häuflein der Russen, die sich durch ein Spiel des Zufalls in solche Länder versetzt fanden, von welchen wohl kaum jemand unter ihnen früher geträumt haben mochte. In dem lebhaften Gespräch kamen öfters die berühmten Namen der wenigen englischen Reisenden zur Erwähnung, die Bamjan besucht hatten. Moorcroft, Burnes, Masson traten in unserer Erinnerung auf, als ob sie lebend wären.

Manche von uns hätten über alles gern sich die hiesigen Merkwürdigkeiten beschaut: die Stadt Gul-Gulé (Ghul-Ghula), deren Ruinen sich im Süd-Ost von unseren Zelten zeigten, und die berühmten Kolosse von Bamjan; wir wollten in den Höhlen herumstreichen, die in den Felsen ausgehauen waren, und von deren Umfang eine Erzählung von Burnes eine so überspannte Vorstellung giebt und dergl. m. [1])

Der General traf darum die Anordnung, daß wir hier in Bamjan Rast halten und uns am anderen Tage die hiesigen Merkwürdigkeiten beschauen sollten. Für diese Nacht wurden den Kosaken ihre Zelte gelassen. Am anderen Tage, den 21. Juli, hatten wir einen Feiertag, d. h. eine Tagesrast. Allerdings war es an der Zeit, daß Menschen und Tiere sich Ruhe gönnten. Viele von unseren Pferden hatten wunde Beine, fast alle Pferde hatten wunde Rücken und waren überhaupt stark heruntergekommen. Die größte Sorge flößte uns der Zustand der Hufe unserer Pferde ein. Das ewige Beschlagen der Pferde, dadurch bedingt, daß unsere an den steinigten Bergpfad nicht gewöhnten Steppenpferde häufig ihre Hufeisen verloren, hatte stark auf die Integrität des Horns der Hufen eingewirkt. Bei einigen Pferden waren die Hufe, trotzdem daß sie mit Fett und Salben eingeschmiert wurden, völlig untauglich für das weitere Beschlagen geworden: das Horn konnte die Nägel nicht mehr halten. Hier fanden wir noch mehr Gelegenheit, unsere Begleiter, die Afghanen, um ihre Pferde von einheimischer Gebirgsrasse zu beneiden; diese Pferde, die nichts von Hufeisen wissen und keinerlei Bedürf-

---

[1]) Es wurde Burnes von den Eingeborenen erzählt, daß eine Mutter einst ihr Kind in den Höhlen verlor; das Kind hatte sich verirrt und wanderte in den Höhlen 12 Jahre umher, nach deren Verlauf es erst wiederum ans Tageslicht gelangte. Burnes „Bokhara", u. s. w. B. I. S. 187—88.

nis nach Hufeisen haben. Ihre Hufen sind dauerhafter als Eisen. A priori läßt es sich vermuten, daß der von keinem Hufeisen geschützte Huf sich bald abreiben muß, daß ein solcher Huf sich verdünnt, daß nicht viel mehr, als ein schmaler Hornstreif zurückbleibt. Indessen steht es in Wirklichkeit anders. Der Huf der einheimischen Gebirgspferde ist mit einer dicken elastischen Hornschicht versehen, deren untere Fläche einer rauhen, schwieligen Bürste ähnlich ist. Es scheint das auf den ersten Blick recht sonderbar zu sein, indessen muß ich bemerken, daß im Leben anderer organischer Gewebe ebenfalls gewisse, den Vorgängen am Pferdehuf analoge Erscheinungen vorzufinden sind. Es ist z. B. bekannt, daß der Gelenkknorpel nur dann gut funktionieren und sich entwickeln kann, wenn er periodisch und nach Möglichkeit häufig dem Druck und mechanischen Insulten überhaupt ausgesetzt wird. Im Gegensatz hierzu wird der Gelenkknorpel atrophisch, wenn er mehr oder weniger andauernd in Ruhestand versetzt wird: seine Ernährung leidet. Das Gleiche kann auch inbezug auf den Huf des Gebirgspferdes gesagt werden. Die Steine sind ihm ein gewohnter Boden, der beständige Druck — ein physiologisches Bedürfnis.

Immerhin waren wir genötigt, unsere „Steppenpferde“ von neuem beschlagen zu lassen, denn ohne Hufeisen konnten sie unmöglich die Reise fortsetzen. Wir ließen zu diesem Zweck einen Schmied holen, einen Eingeborenen. Als dieser erfuhr, daß er etwa 15 Pferde zu beschlagen habe, erklärte er, daß er eine *so große Menge Eisen* nicht besitze. Es war die Einmischung des Gouverneurs in dieser Angelegenheit vonnöten, damit die Pferde mit Mühe und Not beschlagen werden konnten.

Die Mittagszeit war vorüber. Wir warteten jeden Moment darauf, daß der General uns auffordern werde, die Pferde zu besteigen, um zur Besichtigung des berühmten Thales auszurücken. Aber eine Stunde schwand nach der anderen hin, die erwünschte Aufforderung blieb noch immer aus. Es war die Verabredung getroffen, daß der Debir und Lal-Mahomed-Chan uns abholen und wir darauf uns insgesamt auf den Weg machen sollten. Aber weder vom Debir, noch von dem „Zwickelbärtchen“ war etwas zu vernehmen. Da nun ihre Zelte unfern von den unserigen standen, so begab sich der General mit Mossin-Chan zum Debir hin. Er blieb volle zwei Stunden fort. Als er aber

schließlich zurückkehrte, machte er uns die Mitteilung, daß es sich nicht lohne, das Thal zu besichtigen, daß wir aber morgen bei den Kolossen vorbeireiten und sie dann gelegentlich uns anschauen würden. Allerdings versicherte er uns, daß wir auf dem Rückwege alles genau zu sehen bekommen würden. Aber meine Neugier war bereits außerordentlich aufgestachelt durch die originellen Mauern und Türme der Ruinen von Gul-Gulé, die sich im Süd-Ost von uns auf einem gesonderten, hohen Hügel erhoben und ferner durch die endlose Reihe von Höhlen, die sich an beiden Seiten der felsigen Thalwände hinzogen. Als Ersatz für die Reise machte der General mir den Vorschlag, durch einen Feldstecher den Aufstieg zu dem Paß Kalu zu mustern, der sich von hier aus auf dem riesenhaften Buckel des das Thal von Süd-Ost begrenzenden Bergrückens recht genau unterscheiden ließ. Durch den Feldstecher konnte man die weißen schlangenartigen Windungen des Pfades recht gut erkennen. Der General teilte uns hierbei mit, daß wir nicht über diesen, sondern über den anderen Paß, im Umweg durch den Irak-Paß, ziehen würden. So verging denn der ganze Tag, ohne daß wir etwas vornahmen, ruhig, nichts weniger als festlich.

Den 22. Juli. Von neuem im Sattel! Linker Hand treten wiederum die Höhlen in langer Reihe und stellenweise in mehreren Stockwerken über einander getürmt auf. Mitunter schaute aus diesen Höhlen das dunkle Gesicht eines ihrer scheuen Bewohner hervor, der sich bei aller Neugier doch nicht aus seiner Fensterthür herauswagte. Hin und wieder waren im dritten Stockwerk auf den Galerieen Futtervorräte zu bemerken, hauptsächlich Klee. Rechter Hand stiegen die Felder bis zum Bamjanerstrom hinab, der seine trüben Gewässer geräuschvoll fortwälzte. Selten nur zeigten sich auf ihren Ufern „Schlösser", die originellen Dörfer der Eingeborenen. Wir ritten an 2—3 ärmlichen Gärten vorbei, in denen als nahezu einzige Vertreter des Baumwuchses Pappeln und wilde Apfelbäume auftraten. Der Fels, der uns linker Hand begleitete, türmte sich allmählich immer höher und höher auf. Die Stockwerke hatten sich jetzt bis auf 5 vermehrt. Wir hatten noch eine kleine Wendung nach links gemacht und nun eröffnete sich vor unseren Augen ein wunderbares Bild. Direkt vor uns erhob sich ein mächtiger Koloß, das Bamjaner Götzen-

bild. Ich bin wohl kaum der Einzige gewesen, der beim Anblick dieses gigantischen Denkmals einer grauen Vorzeit von einem seltsamen Gefühl befangen wurde. Viele Jahrhunderte sind über dem Haupte dieses Riesen dahingezogen, er aber steht noch gegenwärtig gerade so unerschütterlich, wie vormals. Die Menschheit und die Elemente der Natur haben an ihm ihre zerstörende Kraft erprobt; aber weder das Erdbeben, noch die Kanonenschüsse der muselmännischen Fanatiker haben diesen Riesen zu zertrümmern vermocht; die vereinigten Anstrengungen derselben konnten ihn nur bis zu einem gewissen Grade verstümmeln.

Ich möchte den Versuch machen, den Koloß möglichst genau zu beschreiben:

In dem senkrechten ca. 200 Fuß hohen Fels ist eine Nische in einer Breite von ca. 10 Ssaschenj ausgehauen; sie geht in den Fels in eine Tiefe von etwa 5—7 Ssaschenj hinein. Der Fels besteht aus Konglomeraten. In der Nische befindet sich ein Koloß von ca. 140 Fuß Höhe. Drei Flächen desselben sind frei: die vordere und die beiden seitlichen, die hintere Fläche ist von dem Felsen nicht abgelöst. Das Gesicht des Kolosses ist bis zur unteren Lippe abgehauen; die Ohren haben sich erhalten; um den Hals herum führt ein Saum aus Ziegeln in der Art einer Galerie. Die Brust des Götzenbildes ist breit und flach. Die Beine unterhalb der Kniee sind durch Kanonenschüsse verstümmelt, wie die Afghanen erzählten. Der Koloß ist in einen Mantel aus Mörtel gehüllt; in den oberen Partieen hat sich der Mantel sehr gut erhalten. An den Stellen, wo der Mörtel abgefallen ist, sind Vertiefungen zu bemerken, als ob hier früher Nägel eingeschlagen waren, durch welche der Mörtelüberzug festgehalten wurde.

Die Wände der Nische sind ebenfalls mit Mörtel bedeckt, welcher sich überhaupt gut erhalten hat. Der gewölbte Teil der Nische, der obere somit, der sich über dem Haupte des Kolosses befindet, ist mit Freskomalereien bedeckt, welche Menschen in Gruppen und in einzelnen Figuren darstellen. Die Figuren sind von zweierlei Art: ganze und Kniestücke. Die ganzen Figuren sind von männlichem Typus, die Kniestücke von weiblichem. Die Physiognomieen, namentlich der Kniestücke, sind sehr fein ausgeführt, d. h. die Gesichtszüge sind fein und zart; allerdings ist

in ihnen wenig Leben. Die Manier der Zeichnung erinnert stark an die chinesische Malerei oder richtiger noch, an die byzantinische Heiligenbildermalerei. Das Haar ist auf den Häuptern der Kniestücke aufs Hinterhaupt zurückgekämmt und in einen Schopf zusammengefaßt. Ueber einigen Figuren schwebt eine Art von Heiligenschein. Indessen ist es doch zu bemerken, daß die Bilder, wenngleich sie auch teilweise noch eine bewunderungswürdige Farbenfrische aufweisen, doch kein Gesamtbild darbieten; es sind nur wenig Bilder unbeschädigt zurückgeblieben.

Zwischen den Beinen des Kolosses befindet sich der Eingang zu einer umfangreichen Höhle; das mit Ruß bedeckte Gewölbe derselben spricht dafür, daß die Höhle früher bewohnt gewesen war. Wie umfangreich nun aber diese Höhle auch sein mag, so kann sie doch jedenfalls nicht „ein halbes Regiment“ fassen, wie das Burnes behauptet. [1])

In den Wänden der Nische sind auf verschiedener Höhe gewölbte Fensteröffnungen ausgehauen. Hier windet sich, wie mir erzählt wurde, eine Treppe empor, die zum Haupte des Kolosses hinaufführt. Ich äußerte den Wunsch, vermittelst dieser Treppe auf das Haupt des Kolosses zu gelangen, mußte aber von meiner Absicht abstehen: die Treppe war eingestürzt; sie zu ersteigen, wäre völlig unmöglich gewesen. Ich war durch diese Mitteilung sehr betrübt. Wie denn! Am Fuße der großartigsten Denkmäler des Altertums zu stehen und nicht dorthin hinaufgelangen zu können, wo kein Europäer gewesen war. Das ist doch eine unerträgliche Pein für einen Touristen! Ich wollte keineswegs darum den Koloß ersteigen, um auf einem Stein meinen Namen einzukratzen, wie das die professionellen Touristen und speziell die Engländer so gern thun, — nein, ich wollte lediglich einige neue Empfindungen kosten, wie sie wohl nur schwer ihresgleichen finden könnten. Wie kann sich etwa das Ersteigen des Domes zu Köln, der Kuppel des St. Peter in Rom oder auch des Vesuv mit dem Ersteigen dieses Kolosses messen? Derartige tours de force sind beliebige mal und zu beliebiger Zeit auszuführen; hier aber bot sich mir eine Gelegenheit, wie sie sich wohl kaum je in meinem Leben wiederholen würde. Ich sprach

---

[1]) Burnes, Bokhara 2c. B. I. S. 188.

darum den Wunsch aus, den Versuch zu wagen, selbst auf der eingestürzten Treppe hinaufzugelangen; ich verließ mich allerdings dabei auf das allmächtige russische „Vielleicht doch“ („awossj“). Der Versuch wurde mir übrigens untersagt, dafür aber wurde ich durch die Mitteilung erfreut, daß der andere Koloß, in etwa 200—300 Ssaschenj von dem ersten befindlich, zu besteigen sei, da dort die Treppen sich erhalten haben.

Wir schwangen uns wiederum in den Sattel und begaben uns zu dem nächsten Götzenbild. Wir ritten an zwei bis drei Nischen vorbei, welche ebenfalls im Felsen ausgehauen, aber von bedeutend geringerem Umfang waren, als die soeben von uns betrachteten. Zwei von ihnen waren leer, in einer derselben war nur ein Stück von einem Kopfe vorhanden; in der dritten fanden wir ein recht gut erhaltenes kleines Götzenbild. Bald darauf gelangten wir zu dem zweiten großen Koloß. Er ist ein wenig kleiner als der erste, von mir soeben geschilderte; im übrigen aber ihm durchaus gleich.

Das Gesicht ist ebenso verunstaltet, die Arme bis zu den Ellenbogen abgeschlagen, die Füße aber haben sich erhalten. Der steinerne Saum um den Hals fehlt. Der Koloß hat eine Höhe von ca. 120 Fuß. — Jetzt also galt es, zum Haupt des Kolosses zu gelangen. Mossin-Chan machte mich sehr zuvorkommend darauf aufmersam, daß ich nur ja nicht auf den Kopf des Kolosses treten möchte, denn, sagte er: „alle, die das gewagt haben, wurden von einem Schwindel, von einer seltsamen Angst erfaßt. Manche sind sogar hinuntergestürzt und haben sich tödlich zerschlagen.“ Der Bamjaner Gouverneur gab uns einen der Afghanen mit, der am besten in den Höhlen orientiert war und den Aufstieg zum Haupte des Götzen kannte, und nun begab ich mich mit N. O. Rasgonow und in Begleitung unseres Cicerone auf den Weg.

Wir gingen anfänglich einige Dutzend Ssaschenj rechts von der Nische ab, traten dann in eine der Höhlen ein, erstiegen das zweite Stockwerk auf einer in dem Fels ausgehauenen Treppe und gelangten in eine Galerie, die sich dem Thale zuwendet. Wir passierten diese Galerie und vertieften uns wiederum in die Höhlen, die hier von quadratischer Form und mit kuppelförmigen Decken versehen sind. Die Höhlen trugen Spuren eines menschlichen Aufenthalts; es fand sich hier verschiedener häuslicher

Kram, Futtervorrat u. dgl. m.; aber wir sahen keine Menschen. Durch einen schmalen Gang, der einer Treppe mit abgestürzten Stufen ähnlich war, gelangten wir zur Galerie des dritten Stockwerkes. Von hier aus eröffnete sich vor uns, wie aus Vogelschau, ein weiter Umblick in das Bamjaner Thal. Unter uns, unmittelbar zu unseren Füßen, stand die Gesandtschafsgruppe, fernerhin zeigten sich Felder, hinter dem Felderstrich blitzte der rasche Bamjaner Fluß; hinter dem Fluß zeigten sich auf einem gesonderten, recht hohen Hügel die Ruinen der alten Stadt, die gegenwärtig Gul=Gulé genannt wird. Der Horizont wurde durch die grauen, mit ewigem Schnee bedeckten Riesen des Kuch=i=Baba begrenzt. Einige von trüben Bächen bewässerte Thäler stiegen von den dunklen Seiten der riesigen Berge hinab.

Daraufhin begannen wir wiederum höher zu steigen. Die Treppe führte uns jetzt auf die linke Seite der Nische, auf welche einige Fenster hinausgingen. Die Treppe war arg beschädigt. Die Stufen waren an manchen Stellen völlig abgestürzt und statt der Treppe fand sich dann lediglich nur ein steiler, glatter Abschuß. Ein Fehltritt und man wäre zurückgestürzt, vielleicht sogar in eines der Fenster der Nische gefallen. Es war das eine Wendeltreppe. Mein Verlangen, recht bald die Höhe zu erklimmen, war so heftig, daß ich, dem Führer folgend, mich rasch von N. O. Rasgonow entfernte; nur die Rufe des letzteren, „Doktor, wohin eilen Sie? warten Sie doch!“ die dumpf von unten her zu mir drangen, ließen mich für ein paar Augenblicke meine raschen Schritte hemmen. An einigen Stellen mußte man buchstäblich auf allen vieren kriechen, dermaßen glatt und steil war es hier. Schließlich hatten wir das Ende der Treppe erreicht. Sie führte in ein umfangreiches Gemach. Die Simse des Gemachs sind mit schlichter Stuckarbeit verziert. Eine dichte Rußschicht überzieht die Decke und die Wände. Der Ruß läßt die Malereien nicht mehr gut erkennen, sie sind allem Anschein nach denjenigen an den Wänden der Nischen ähnlich. Stellenweise sind diese Abbildungen von Säbelhieben zerhauen. Durch die Thür des Zimmers gelangten wir auf eine hinter dem Haupte des Kolosses befindliche Galerie. Ein kleines Fenster, das von der Galerie aus gerade auf das Haupt führt, läßt uns auf die Oberfläche desselben hinaustreten. Die Oberfläche des Hauptes

ist eine ovale Plattform von $1 \frac{1}{2}$ Ssaschenj im Durchmesser. Das Hinterhaupt des Kolosses ist in Verbindung mit der Hinterwand der Nische geblieben.

Ein banges Gefühl bemächtigte sich meiner, als ich mich dem Rande der Plattform näherte und hinunterschaute. Tief unter mir zeigten sich die kleinen Figuren der Menschen. Einige von ihnen versuchten kleine Steine bis zu uns hinaufzuwerfen, aber es gelang ihnen nicht. Die zu uns hinaufdringenden Stimmen der Menschen unten hatten jedoch ihre volle Kraft beibehalten; selbst das Flüstern konnte man genau vernehmen. Man konnte hier recht bequem die um den Kopf sich befindenden Figuren betrachten; leider aber hatten sich die Fresken in dieser Nische weniger gut erhalten, als in der ersten; sie waren nach allen Richtungen hin von Säbelhieben und Kugelspuren durchkreuzt.

Nach einigen Minuten waren wir wiederum unten. Ich wollte auf der anderen Treppe hinabsteigen; unser Cicerone aber erklärte, daß diese Treppe stark beschädigt sei und daß man auf ihr keinesfalls hinuntersteigen könne. Er selber war nicht auf den Kopf hinausgetreten; er befand sich die ganze Zeit über in der oberen Galerie hinter dem Kopf. Auf meine Frage, warum er nicht den Kopf besteigen wolle, antwortete er, „daß der Schaitan (der Teufel) die Leute, die es wagen, auf das Haupt der Schach-Mamá zu treten, schwindelig mache.“ [1])

„Nun, jetzt haben wir die Götzen besichtigt,“ sagte der General, als ich mit dem Oberst zu der Gesandtschaftsgruppe, die sich in Erwartung unserer Ankunft auf den Steinen niedergelassen hatte, hinabgestiegen war.

Die Ruinen der alten Stadt Gul-Gulé blieben indessen unbesichtigt. Ich glaube jedoch, daß es nicht unnütz sein dürfte, wenn ich hier eine Beschreibung der Ruinen gebe, so wie ich sie aus der Ferne gesehen habe.

Die Ruinen von Gul-Gulé befinden sich auf der Südseite des Thales in 1 oder höchstens in $1 \frac{1}{2}$ Werst Entfernung von dem größeren Koloß. Sie liegen nahezu dem Kolosse gegenüber, leicht nach Süd-West verrückt, und nehmen einen gesonderten und recht

---

[1]) Schach (Schah-) Mama — der dem Götzen von den Eingebornen und den Afghanen beigegebene Name. Offenbar das korrumpierte Schakjamuni (Buddha).

hohen, von Mauerüberresten umgürteten Hügel ein. Von der Mauer haben sich hauptsächlich nur die Ecktürme erhalten. Es läßt sich bemerken, daß der Hügel von einer Mauer umgürtet war, die geradezu wie in Stockwerken, in mehreren Reihen am Hügel hinaufstieg. Auf dem Gipfel zeigten sich Trümmer von Gebäuden. Der Gipfel ist gleichsam die Fläche einer abgestumpften Pyramide und nimmt, nach Augenmaß geschätzt, eine halbe Quadrat-Werst ein. Im Westen wird der Hügel von einem schroffen Abhang begrenzt, über welchem sich die Gebäude anscheinlich noch am besten erhalten haben.

Unten, am Fuße des Abhangs, in einer dem Bette eines Gebirgsbachs folgenden Thalenge, sind ebenfalls Ueberreste von Bauten zu bemerken. Die südliche, dem schneeigen Rücken des Kuch-i-Baba zugekehrte Seite des Hügels bekommt man nicht mal von der Höhe des von mir erstiegenen Kolosses zu sehen.

In bezug auf die Kolosse und Gul-Gulé haben sich weder unter der örtlichen Bevölkerung, noch unter den Afghanen irgend welche glaubwürdige Traditionen erhalten. Es wird von ihnen erzählt, daß die Kolosse einen König und dessen Gemahlin darstellen; der größere Koloß wird König Ssil-Ssal, der kleinere seine Frau Schach-Mamá genannt. Man vermutet, daß dieses königliche Ehepaar im hohen Altertum gelebt habe. Daß diese Erklärung rein willkürlich und die Vermutung nichts weniger als stichhaltig ist, ergibt sich schon daraus, daß beide Kolosse gleich aussehen und der kleinere keineswegs an eine Frau errinnert; seine Brust ist völlig flach. Von Gul-Gulé wird erzählt, daß das vor Zeiten eine sehr große, volksreiche und begüterte Stadt gewesen sei, die durch Tschingis-Chan, der sich ihrer vermittelst einer List bemächtigt hatte, zerstört wurde. Die Stadt war nämlich mit unterirdischen Wasserreservoiren versehen und konnte darum die Belagerung durch Tschingis-Chan sehr wohl bestehen. Tschingis-Chan versuchte die mit dreifacher Mauer umgürtete Stadt zu erstürmen, wurde aber mehrfach zurückgeschlagen. Die Stadt wurde aber schließlich doch zerstört und zwar auf folgende Weise. Die Tochter des Königs der Stadt Gul-Gulé hatte sich, wie das erzählt wird, in einen der Söhne von Tschingis-Chan verliebt; hingerissen von ihrer Liebe entdeckte sie ihm das Geheimnis der Wasserleitung, beschwor ihn aber, dies Geheimnis zu

bewahren. Tschingis-Chan gelang es jedoch, seinem Sohn, indem er ihm das Versprechen gab, die Stadt zu verschonen, das Geheimnis zu entlocken. Sobald aber die Wasserleitung unterbrochen und die Stadt infolge des Wassermangels zur Uebergabe gezwungen wurde, zerstörte Tschingis-Chan in seiner Wut über die lange und hartnäckige Gegenwehr die Stadt bis auf den Grund und metzelte die ganze Bevölkerung nieder; selbst die Kinder im Schoße der Mütter fanden keine Gnade. Das ist nun alles, was die Volkssage über diese Ruinen vorbringt. Das Wort „Gul-Gulé“ bedeutet Lärm, Geschrei und soll den Ruinen der Stadt aus dem Grunde beigelegt worden sein, weil die Stadt vor ihrer Zerstörung außerordentlich stark bevölkert war und ein thätiges Leben in ihr geradezu sprudelte; die ganze Stadt tönte von dem Lärm der Bazare.

Immer am linken Ufer des Flusses Bamjan, an dem mit zahlreichen Höhlen besäheten Abhang des steilen Felsens rückten wir weiter gegen Osten oder richtiger gegen Ost-Nord-Ost. Der Weg war oftmals durch mächtige Steine verlagert; wir mußten sie im Zickzack umgehen. Bald darauf hörten die Höhlen auf, das Thal wurde immer schmäler, die Felder kleiner und nach einigen Werst traten wir bereits in die recht weite Schlucht Ahenger ein, deren südliche Seite eine senkrechte hohe Mauer aus verhärtetem Thon ist; die nördliche besteht noch immer aus Konglomeraten. Die Schlucht ist etwa eine Werst lang und erweitert sich daraufhin allmählich zu einem Thal, Toptschi, woselbst wiederum die Felder mit Weizen, Bohnen, Hafer u. dgl. Nahrpflanzen mehr in ihre Rechte treten. Schließlich zeigt sich auch das „Schloß“ Toptschi; in einiger Entfernung von demselben schimmern die weißen Zelte unseres bereits aufgeschlagenen Lagers.

Beim Mittagessen brachte General Stolettow einen Toast zu Ehren der Kaiserin aus, da heute ihr Namenstag war. Ein begeistertes russisches Hurrah ertönte vielleicht zum ersten mal seit Schöpfung der Welt in diesem unbekannten und abgelegenen kleinen Thal und auch das köstliche Geschenk der Champagne erblickte hier wohl zum ersten Mal die wüsten Felsen. In diesem Augenblick drängten sich uns Erinnerungen auf an das ferne Vaterland, an die Anverwandten und Bekannten, an alles, was

nur dem Herzen teuer war, und alles sahen wir festlich und freudig, da ja dieser Tag „ein Fest unter den Festen“ in Rußland ist!

Die kranken Kosaken hatten sich heute ein wenig erholt; der Topograph fühlte sich ausgezeichnet; der Tag ging höchst lebhaft vorüber.

Am nächsten Tag verließen wir, wie üblich, sehr früh unser Lager und verfolgten nach wie vor eine östliche Richtung. Nach etwa 6 Werst näherten wir uns den gut erhaltenen Ruinen der Sochak-Burg (der Verfasser schreibt Sochchak; bei Burnes Zohak). Wir passierten hier durch die Furt den Bamjaner Fluß, der hier eine Breite von 30 Ssaschenj und eine Tiefe von 2 bis 4 Fuß besitzt. Der Lauf des Flusses ist ein außerordentlich rascher, das Flußbett ist mit großen und kleinen Steinen bedeckt; das Wasser ist sehr trübe, bräunlich gefärbt. Die Lasttiere konnten wir nur mit Mühe durch den Fluß bringen, namentlich die Ochsen. Einiges Gepäck wurde durchnäßt. Wir traten aus dem Fluß unmittelbar unter dem Fels hervor, auf welchem sich die Sochak-Burg erhebt. Der Fels erhebt sich senkrecht im Osten und auch im Westen, von Seiten des Bamjaner Flusses empor. Von Osten wird der Fels von dem Flüßchen Kalu umspült, das die schmale Thalenge von Kalu durchströmt und unmittelbar unter der Sochak-Burg in den Bamjaner Fluß mündet. Das Kalu-Flüßchen ist ca. 15 Ssaschenj breit und 3 Fuß tief und besitzt an dieser Stelle eine geradezu reißende Strömung. Hätten wir die Richtung zum Kalu-Fluß eingeschlagen, so müßten wir, uns am linken Ufer des Kalu-Flüßchens haltend, unter dem Fels der Sochak-Burg direkt nach Süden ziehen. Unser Weg führte uns aber über den Irak-Paß; wir passierten darum das Kalu-Flüßchen durch die Furt und gingen wiederum nach Osten. Als wir das gegenüberliegende, recht erhöhete Ufer des Flüßchens erstiegen hatten, mußten wir auf einige Zeit stehen bleiben, da es uns nicht wenig Müh und Zeit kostete, die Lasttiere über zwei rasche Gebirgsflüsse zu schaffen. Wir benutzten diese Rast, um, wiederum von weitem, die Ruinen der Burg zu betrachten. Uebrigens kam ich auch jetzt von neuem mit der Bitte ein, den Fels ersteigen zu dürfen, erhielt aber eine abschlägige Antwort.

Die Ruinen bestehen aus zwei gesonderten Partieen; die eine

Partie auf dem Gipfel des Fels ist ein Haufen von übereinandergetürmten Gebäuden, unter welchen 2 bis 3 gut erhaltene Kuppeln, anscheinlich aus Lehm, zu zählen sind. Die untere Partie der Ruinen grenzt unmittelbar an die Ostseite des Felsens und ist von dem Kalu-Flüßchen aus mit einer ca. 3 Ssaschenj. hohen Mauer geschützt, welche aus Steinen besteht, die mit Cement gefestigt sind. Die Mauer hat sich im ganzen sehr gut erhalten und ist mit einigen Türmen versehen. Die Afghanen, die uns begleiteten, erzählten, daß aus dieser Partie der Ruinen ein Gang zur oberen Partie führe; der Gang ist im Fels ausgehauen; als ein Stück desselben wurde uns ein Vorsprung des Fels gezeigt, in der Art eines Altans, auf dem sich ein Stück Mauer erhalten hat. Die Sagen berichten über diese Stadt[1]) und ihren Begründer, den König Sochak, folgendes: Sochak war ein mächtiger Held, von böser Gesinnung, unmenschlich, ungeschlacht. Er trug auf jeder Schulter eine Schlange. Diese Schlangen wurden mit menschlichem Gehirn gefüttert, zu ihrer Ernährung tötete man täglich zwei Menschen. Die Bevölkerung der ganzen Umgegend litt schwer unter dieser Tyrannei. Schließlich erbarmte sich der Himmel ihrer: der fromme persische König Feridun drang durch die Schlucht Ahenger durch und tötete den Tyrannen.

Einige Zeit hielten wir uns daraufhin auf einem erhöhten Plateau, dann stiegen wir in eine tiefe Schlucht hinab, welche bei einer Richtung von NW. nach SO. vermutlich in das Thal des Bamjaner Flusses mündet. Die Schlucht ist trocken, im Frühjahr aber und ebenso zur Regenzeit stürmt hier wohl ein reißender Bach, was sich aus der Menge kleiner Kiesel schließen läßt, die den Boden der Schlucht bedecken. Hier existiert kein Karawanenweg. Wir zogen immer nach Süd-Ost, die Schlucht hinauf und gelangten nach einem Ritt von einer halben Stunde zum Fuß des kleinen Irak-Passes. Der Aufstieg zu diesem Paß ist recht bequem und geht im Zickzack an den Seiten des Berges

[1]) Burslem bringt in seinem Werk eine interessante Sage von Sochak vor, wenngleich sie einen anderen Charakter trägt. Seiner Sage zu Folge war Sochak ein einfacher Räuber aus dem Stamme der Hesaren und lebte noch vor der Eroberung Afghanistans durch Nadir-Scha. A peep into Toorkistan, p. 202—208.

hinauf. Auf dem Gipfelpunkt des Passes führt ein Saum an einem Anhang von einigen Dutzend Fuß Tiefe vorbei. Von der Höhe des Passes — die absolute Höhe desselben wird von Griffith auf 9 000 Fuß geschätzt — eröffnet sich ein weiter Umblick zum Norden in der Richtung des Bamjaner Thales hin; wie auf einem Teller lagen da vor uns die Sochak-Burg, die Höhen der Ak-Rabbater Mauer und im Osten die ungeheuere Masse der Schneeberge des Hindu-Kusch. Der Horizont ist im Süden durch den Pik des Irak-Passes begrenzt, auf dessen nördlicher Seite der von uns gegenwärtig benutzte Pfad die Höhe erklimmt. Der Niederstieg von dem Paß führte uns sofort auf ein hohes und recht weites Gebirgsplateau; wir ritten dem Plateau entlang ¾ Stunden und stets in südöstlicher Richtung. Selbst auf dieser Höhe war das Gras von der Sonne verbrannt, über dem Plateau aber, näher zu den Resten des schmelzenden Schneees, der die nächsten Piks krönte, da erschienen die Gehänge der Berge smaragden-grün und waren mit saftigem zarten Gras bedeckt. Von der Ostseite läuft das Plateau in einen schroffen Absturz aus. Durch einen steilen Abstieg gelangten wir von hier aus zum Irak-Thal, woselbst unser Lager aufgeschlagen war.

Blicken wir jetzt zurück auf „die glänzende Bami,“ [1]) die wir soeben hinter uns gelassen haben; orientieren wir uns über ihre gegenwärtigen Verhältnisse und erinnern wir uns ihrer Vergangenheit.

Das Bamjaner Thal ist ein schmaler, langer Streif fruchtbarer Erde, welcher sich längs dem Bamjaner Flüßchen dahinzieht. Die Hauptrichtung des Thales ist von West nach Ost, wenngleich es namentlich am Ostende ein wenig nach Nord-Ost ablenkt. Das Thal beginnt bei der Bamjaner Schlucht, deren Eingang beim Abstieg von dem Paß Ak-Rabbat und deren Ausgang bei der ersten Höhlengruppe zu liegen kommt; es erstreckt sich dann bis zur Schlucht A h e n g e r und ist in seiner gesamten Länge stets gleich breit oder besser gesagt gleich schmal, da es nirgends über 2 Werst breit ist. Die Länge des Thales beträgt

---

[1]) Para Vami, sanskrit, = glänzende Hauptstadt. Siehe Wilford: On mont Caucasus. Asiat. res. of the society instit. in Bengal. Vol. VI. p. 462—472. Anm. d. Uebers.

20 Werst. Von beiden Seiten ist dies hochgelegene Thal von schroffen, mitunter sogar senkrechten Felsen begrenzt. Die Bergwand im Norden hat das Aussehen eines ununterbrochenen Walls, der nur selten von kleinen Schluchten gespalten wird, welche den in den Bamjaner Fluß mündenden Bächen als Bett dienen. Die Felsen der Nordseite sind wilder und düsterer, als diejenigen der Südseite des Thales. Weiterhin zum Norden setzen sie sich bis zum Ak-Rabbater Gebirgszug fort, in Form eines sanft gehügelten Gebirgsplateau. Die Südseite bietet kein so beständiges Bild. Die felsige, in allen Regenbogenfarben prangende Gebirgswand ist vielfach von breiten Thalgründen durchbrochen, welche mit grünenden Teppichen der Felder bedeckt sind. Aus diesen Thalgründen dringen zumeist recht bedeutende Bäche hervor, welche mitunter ein intensiv gefärbtes Wasser führen. So finden wir z. B. in den Schluchten Sjurch-Dere, das in meridionaler Richtung liegt und sich nicht weit von der Schlucht Ahenger befindet, das Wasser von gesättigt roter Farbe; lange Zeit konnten wir dann dies Wasser verfolgen, wie es, ohne sich mit dem Wasser des Bamjaner Flusses zu vermischen, in der allgemeinen Strömung als gesonderter Streif dahinzog. Die südliche steile Wand des Thales geht sofort in die sanft welligen Erhebungen, die Vorläufer des Kuch-i-Baba, über; ohne ihre Umrisse zu verändern, nähern diese sich dem schneebedeckten Gebirgszug.

Fast in der Mitte des Thales, häufiger aber dem südlichen „Ufer" näher, fließt der trübe und geräuschvolle Abi-Bamjan — der Bamjaner Fluß. Die Menge mineralischer Bestandteile, welche er befördert, ist enorm. Der Fluß entspringt am westlichen Ende des Thales noch in der Bamjaner Schlucht. Der Thalboden besteht aus den verkleinerten Gesteinsarten der umgebenden Höhen; auffallend ist die Uebermenge von Thon und kleinem Kieselgestein. Das Thal ist mit Feldern völlig bedeckt. Die Hauptvertreter des Getreides, das hier gepflanzt wird, sind Weizen, Gerste, Bohnen, Erbsen und — was besonders bemerkenswert — Hafer. Ich habe mit Absicht das Wort „bemerkenswert" gebraucht. Nirgends in Central-Asien, wo ich mich bis jetzt aufgehalten habe, in Afghanistan, in den bucharischen Gebieten, in Russisch-Turkestan habe ich Haferfelder gesehen; hier begegneten wir ihnen zum ersten Mal. Auffallend waren mir auch die großen

Strecken, die unter Bohnen und Erbsen standen. Ich bemerke noch, daß wir auf unserer Reise über den Hindu-Kusch vom Amu aus bis zur Ortschaft Ssuchté-Tschinar nirgends weder Bohnen, noch Erbsen gesehen haben. Der Weizen gelangte eben erst (22. Juli a. St). zur völligen Reife, die Gerste war nahezu reif, das gleiche galt auch für den Hafer. Jedoch wird diese Nahrpflanze hier in sonderbarer Weise kultiviert: 1. wird der Hafer abgemäht, bevor er noch ordentlich reif ist; 2. wird das Korn nicht abgedroschen und überhaupt nicht vom Stroh gesondert, es wird dem Vieh die ganze abgemähte Pflanze wie einfaches Heu vorgelegt. Es wird hier auch Klee (Luzerne) gebaut. Der Baumwuchs hat hier nur wenige Vertreter: die Pappel, die Weide, der wilde Apfelbaum — das ist alles. Coniferen habe ich hier nicht bemerkt. Der Baumwuchs ist überhaupt ein spärlicher, selten nur sieht man kleine Gruppen der erwähnten, in bezug auf Boden und Klima genügsamen Bäume.

Jetzt aber möchte ich zur Beschreibung dessen übergehen, was hier gar nicht vorhanden ist, worüber man aber doch viel geschrieben und gestritten hat. Ich meine die „Stadt Bamjan".

Auf sämtlichen Karten findet man in großer und kleiner Schrift die Stadt Bamjan verzeichnet. [1]) Das ist aber noch nicht gerade auffallend. Wie bekannt, werden für Karten sämtliche durch Erkundigen erlangte Notizen verwendet; wenn folglich einmal an irgend jemand die Mitteilung gelangt, daß sich hier eine Stadt befinde, so wird sie auch hineingezeichnet. Wohl aber ist folgender Umstand im höchsten Grade sonderbar: Die neuesten Reisenden, selbst solche wie Burnes, sprechen ebenfalls von der Stadt Bamjan und tragen sie in die Karten ein. Es ist das durchaus fehlerhaft. In dem Bamjaner Thal giebt es gegenwärtig keinen Ort, der den Namen Stadt verdient hätte. Es finden sich nur die Ruinen von Gul-Gulé und der Sochak-Burg. Das übrige aber sind entweder die von mir bereits geschilderten Nieder-

---

[1]) Auch auf der vorzüglichen, vom kartographischen Institut der Kriegs-Topographischen Abteilung des russischen Generalstabs herausgegebenen neuen Karte „Russisch-Asien und die angrenzenden Gebiete" 1883—84 (russisch) findet sich die Stadt Bamjan verzeichnet und zwar mit der gleichen Schrift und unter der gleichen Klasse der Ortssignaturen wie etwa Karschi. Anm. d. Uebers.

lassungen, die „Schlösser“ der englischen Reisenden, oder aber Gruppen von Höhlen, die in den Felsen des Thales ausgehauen sind. An manchen Stellen haben sich die Höhlen in recht bedeutender Weise concentriert, so etwa am westlichen Ende des Thales und bei der Gruppe der Kolosse; im großen und ganzen aber ziehen sie sich durch das ganze Thal durch. Wenn ich die Karte betrachte, so ist es mir klar, daß die Reisenden mit dem Namen Stadt diejenige Gruppe von Höhlen bezeichnet haben, welche am Eingang des Thales liegt, an seinem westlichen Ende nämlich. An dieser bezeichneten Stelle befindet sich die hypothetische Stadt auch auf der von Herrn Benderskij verfertigten Marschroute der russischen Gesandtschaft verzeichnet. Eine Stadt existiert in dem Bamjaner Thal gegenwärtig also nicht; es wäre an der Zeit, daß sie aus den Karten verschwände.

Die hiesigen originellen Niederlassungen finden sich im gesamten Thal verstreut; es sind ihrer ca. 15. Die Stärke der Bevölkerung konnte ich nicht feststellen. Die lokale Bevölkerung besteht hauptsächlich aus Hesaren, übrigens giebt es auch Tadschiken; die Afghanen bilden hier ein fremdes, nur vorübergehend hier weilendes Element der Bevölkerung, als administrative Personen, als Militär u. dgl. m.

Ueber die Fauna des Thales habe ich nur sehr wenig zu berichten. Die hiesigen Pferde werden ihrer Unermüdlichkeit wegen gerühmt; sie sind klein gewachsen. Das Hornvieh besitzt eine charakteristische Eigentümlichkeit, indem die Ochsen sich durch einen recht ausgesprochenen Höcker auszeichnen. Schafe und Ziegen werden hier, den Erzählungen der Afghanen zufolge, in großer Menge gehalten. Von Raubtieren habe ich nichts vernommen; von den Vögeln habe ich keine einzige Spezies gesehen. Die Afghanen erzählten, daß in einem der Bäche, der im Süden in den Bamjaner Fluß mündet, sehr viele Forellen vorkämen (siehe hierüber auch Burslem); wir haben sie aber selber nicht gesehen.

Ich möchte noch hinzufügen, daß die Temperatur im Laufe der drei Tage, die wir hier in dem historischen Thal verbracht hatten, um 1 Uhr mittags im Schatten nicht über 31° C. betrug; morgens um 8 Uhr aber nicht unter 12° C. stand.

Ich möchte jetzt auf die längstvergangenen Zeiten dieses Thales zurückkommen und hoffe, daß der Leser mir diese Abschweifung von der Beschreibung der Reise unserer Gesandtschaft nicht übel anrechnen wird.

Bereits oben, wo es sich um das alte Baktriana handelte, sahen wir, daß sich an den Boden desselben außerordentlich wichtige Sagen knüpfen, die sich auf die gesamte Menschheit beziehen. In dieser Hinsicht steht das Bamjaner Thal wohl kaum dem klassischen Baktriana nach. Ja Bamjan selber kann sich wohl auch in bezug auf sein hohes Alter mit Balch messen. Die lokalen Sagen, die sich an einzelne Gegenstände in dem Thale knüpfen, sind von mir bereits oben erwähnt worden; gegenwärtig aber möchte ich noch diejenigen Sagen näher erwähnen, welche uns so zu sagen in die Geschichte der gesamten Menschheit einführen. Es wird das im vorliegenden Fall die Einleitung zur Geschichte von Bamjan sein.

„Die Eingeborenen," sagt Wilford, „betrachten Bamjan und die angrenzenden Gebiete als den Aufenthaltsort der Voreltern des menschlichen Geschlechts in den Zeiten vor und nach der Sintflut.[1]) Die buddhistischen Sagen schreiben Bamjan ebenfalls ein hohes Alter zu, indem sie die Stadt durch den Patriarchen Schim begründen lassen.[2]) Auch die persischen Autoren anerkennen den außerordentlich alten Ursprung von Bamjan, und das gleiche bezeugen gewisse Sagen, die sich an einige Ruinen im Thale knüpfen, so z. B. an die Sochak-Burg. Bamjan wird bereits in dem Werke Zoroasters, Zend-Avesta, erwähnt.[3]) Nach Diod. von S. existierte Bamjan noch vor Ninus, dem König von Assyrien.[4]) Diese beiden Notizen gehören aber bereits

---

[1]) On mount Caucasus, Asiatic researches of the society instituted in Bengal ect. vol. VI. p. 470.

[2]) Ibid. p. 463.

[3]) Zend-Avesta, ouvrage de Zoroastre, trad. par Anketil du Perron, vol. II. p. 393. Paris 1771.

[4]) On mount Caucasus. p. 470. Uebrigens sieht hierin Wilford unbegründeter Weise einen Irrtum des großen griechischen Historikers, der angeblich Bamjan mit Balch verwechselt haben soll. Um Wilford zu prüfen habe ich den Diod. v. S. durchgenommen; ich fand, daß er viel und gern von Baktra (Balch) redet, aber kein Wort über Bamjan vorbringt.

nicht mehr dem Gebiet der Sagen, sondern vollinhaltlich der Geschichte an. Uebrigens ist es zu bemerken, daß die uns über dieses Thal aus der Zeit vor Chr. vorliegenden historischen Nachrichten außerordentlich spärlich sind.

Die Historiker Alexanders des Großen, die in so schöner Weise die Lebensverhältnisse in den Gebieten am Oxus und Yaxartes beleuchtet haben, bringen nichts über Bamjan, diese angebliche Wiege des Menschengeschlechtes. Auf Grund der geringen Mitteilungen, die wir von den Historikern Alexanders über seine Feldzüge in den kaukasischen Bergen erhalten haben, ist es selbst unmöglich, sich eine annähernd genaue Marschroute seines Zuges über den Hindu-Kusch zu konstruieren. Zweifellos aber kam dem Bamjaner Thal eine nicht unbedeutende Rolle zu unter den kleinen griechischen Staaten, welche sich nach der Auflösung der Monarchie Alexanders in Baktriana und Arriana gebildet hätten. Dem sogenannten Griechisch-Baktrischen Reich gehörten zu gewisser Zeit Kabulistan und ein Teil von Indien an. Bamjan müßte natürlicherweise ein Bestandteil dieses Reiches gewesen sein; indessen fehlt es absolut an positiven Nachrichten darüber, was Bamjan zu dieser Zeit repräsentiert haben mag.

Im ersten Jahrhundert nach Chr. finden wir den Namen der Stadt Bamjan bei dem chinesischen Schriftsteller Banj-hu in seinen Annalen der „Aelteren-Hanj“ (Han).[1] Die genaue Geschichte von Bamjan beginnt jedoch nur mit Sian-Tsjan (Hsüën-Tsang). Er war der erste der Zeit nach, der nicht bloß eine sehr genaue Beschreibung des Thales und seiner Denkmäler entworfen, sondern auch eine Beschreibung, welche genauer war, als alle diejenigen, die später nach ihm muselmännische Schriftsteller geliefert haben. Die Genauigkeit seiner Beschreibung geht so weit, daß selbst die englischen Reisenden des zweiten Viertels unseres Jahrhunderts nur wenig Neues hinzufügen konnten. Ich gestatte mir darum hier ein Citat aus der Uebersetzung des berühmten chinesischen Pilgers vorzubringen.

„Das Reich Fan-yen-na (Bamjan) erstreckt sich von Ost nach West auf 2000 Li,[2] von Süd nach Nord auf 300 Li und

---

[1] Grigorjew. a. a. O. s. 986.

[2] Der Verfasser rechnet hier selber die Li gleich 1/4 Werst. Vergleiche S. 202. Anm. Anmerkung d. Uebers.

befindet sich inmitten schneebedeckter Berge. Die Bevölkerung bewohnt kleine Städtchen (die „Schlösser" der englischen Reisenden), die gerade nach der Bodengestaltung sich bald auf den Gehängen der Berge, bald auf dem Grunde der Thäler befinden. Die Hauptstadt lehnt sich an die Gehänge zweier, einander gegenüberliegender Berge und durchquert ein Thal. Sie hat eine Länge von 6 bis 7 Li. Im Norden stützt sie sich auf hohe und schroffe Felsen. Das Land produziert späten Weizen, aber wenig Blumen und Früchte; es bietet prachtvolle Weideplätze und ernährt eine große Anzahl von Schafen und Pferden. Das Klima ist sehr kalt. Die Sitten roh und wild. Die Einwohner tragen in Mehrzahl Kleider aus Leder und Wolle; es ist das diejenige Art von Kleidern, die ihnen am meisten entspricht. Die Schriftzüge, die obrigkeitlichen Institutionen und die Münzen, die im Handel gebraucht werden, sind hier die gleichen, wie im Staate Tou-holo (Toucharа); die Umgangssprache ist ein wenig different; inbezug auf ihre Gesichtszüge aber haben die beiden Völker eine große Aehnlichkeit. Durch die Reinheit ihres Glaubens übertreffen die Bewohner von Fan-yen-na diejenigen der benachbarten Staaten in bedeutendem Maße. Hier giebt's keinen einzigen Menschen, der nicht in bezug auf die „drei Kostbarkeiten" und in bezug auf alle Geister den aufrichtigsten Glauben und eine tiefe Ehrfurcht hegen würde." . . . „Es giebt hier mehrere Dutzend Klöster, in welchen einige tausend Mönche vom Orden Choue-tch'ou-chi-pou, die dem „petit Véhicule" folgen, (siehe S. 204) gezählt werden."

„Auf dem Abhang des Berges, im Nord-Osten von der Hauptstadt, befindet sich ein steinernes Bild des Buddha, welcher stehend dargestellt ist; es ist 140 bis 150 Fuß hoch. Das Bild ist von goldener Farbe, welche auf alle Seiten hin ausstrahlt, und das Auge wird durch den kostbaren Schmuck geblendet. Im Osten von diesem Ort befindet sich ein Kloster, das von dem ersten König dieses Reiches erbaut worden ist. Im Osten von dem Kloster erhebt sich eine Statue aus Teou-chi („laiton," Messing) des Chi-kia-fo, welcher stehend abgebildet ist; sie ist ca. 100 Fuß hoch. Ein jeder Teil des Körpers wurde besonders gegossen und man machte eine stehende Statue des Buddha, indem man alle Stücke zu einer Gesamtheit zusammenfügte. In 12

oder 13 Li im Osten von der Stadt kann man in einem Kloster eine liegende Statue des Buddha sehen, wir er sich in die Nirvana versenkt; sie ist ca. 1000 Fuß lang.[1]) Jedesmal, wenn der König den Festtag der Befreiung (Môkcha mahâparichad) feiert, bringt er alles zum Opfer, von seiner Frau und den Kindern an bis zu den Schätzen des Staates. Wenn dann der öffentliche Schatz aufgegangen ist, so bringt der König sich selber als Spende dar. Daraufhin kommen die Würdenträger des Landes zu den Mönchen und lösen den König aus. Derartige fromme Sorgen sind das vornehmlichste Geschäft des Königs.“ [2])

Trotzdem nun die Beschreibung so vollständig und genau ist, so sind doch gewisse Unkorrektheiten, Undeutlichkeiten und selbst Unterlassungssünden in dem Werke des berühmten Chinesen nachzuweisen. Vor allem gilt das in bezug auf die Dimensionen des Reiches Bamjan. Den Zahlen, die uns Sian-Tsjan vorbringt, zufolge, d. h. wenn wir den Umfang des Bamjaner Reiches von West nach Ost auf 500 bis 1000 Werst annehmen, müßten in dem Bamjaner Reich im Westen das Reich Kiet-chi, im Osten nicht nur Kapiça, Kophene, sondern auch Gandhara aufgehen. Indessen aber werden von Sian-Tsjan diese Reiche als völlig gesonderte und unabhängige Gebiete beschrieben. Nicht unberücksichtigt zu lassen ist auch die Behauptung des Sian-Tsjan, daß die zweite kleinere Statue des Buddha aus Messing gegossen gewesen ist. Nach der von dem chinesischen Reisenden bezeichneten Lage der Statue müßte das gerade diejenige sein, welche ich mit dem Oberst Rasgonow bestiegen habe. Aber diese Statue ist gerade so gut von Stein, wie die erste, ich habe sie nicht nur betrachtet, sondern auch betastet.

Was sich auf die Behauptung des Sian-Tsjan bezieht, daß der größere Koloß von goldener Farbe gewesen sei, so sind heutzutage keine Spuren mehr von einer früheren Vergoldung zurückgeblieben. Immerhin muß ich bemerken, daß der Mörtel eine

---

[1]) Masson spricht ebenfalls von einem Götzen, der sich im Osten von Gul-Gulé befindet, in einem kleinen Thal, das in das Bamjaner Thal mündet. Nur ist die Größe seiner Statue bloß 50 Fuß. Ueber die Identität von Gul-Gulé und dem Kastell von Bamjan siehe weiter unten das gleiche Kapitel.

[2]) Mémoires sur les contrées occidentales par Hiouen-Thsang, trad. p. St. Julien vol. I. p. 36—38.

gelbe Farbe besitzt. Auffallend ist es ferner, daß Sian-Tsjan kein Wort über die Malereien bringt, mit welchen das Gewölbe der Nische bedeckt ist. Gerade so gut läßt er nichts über die kleinen Statuen verlauten, welche in den drei anderen Nischen ausgehauen sind und von denen ich in meiner Beschreibung gesprochen habe. Was sich auf die dritte Kolossalstatue des in die Nirvana sich versenkenden Buddha bezieht, so bekam die Gesandtschaft nicht nur nichts von ihr zu sehen, sondern auch nichts zu hören, selbst von den Eingeborenen, die in der Umgegend bekannt waren. Zu beachten ist es schließlich, daß Sian-Tsjan sehr wichtige Angaben über den Ort lieferte, wo sich die ihm vermutlich kontemporäre Stadt, das alte Bamjan, befand. Hierauf komme ich jedoch später zurück.

Zur Zeit Sian-Tsjans herrschte in Bamjan der religiöse Kultus des Buddha. Aus dem Umstand, daß diese Religion hier zu seiner Zeit so feste Wurzeln gefaßt hatte, was sich unter anderem auch aus der enormen Entwickelung des Mönchswesens ergiebt, läßt sich schließen, daß die buddhistische Propaganda hier lange noch vor seiner Zeit gewirkt haben mußte. Man vermuthet, daß die ersten Spuren des Buddhismus noch im dritten Jahrhundert vor Chr. hierher gelangt wären.[1]) Allem Anschein nach befanden sich die Bewohner von Bamjan zur Zeit des Sian-Tsjan im Wohlstand, wenn sie imstande waren, Dutzende von Klöstern und viele Tausende von Mönchen zu unterhalten; die großartigen Denkmäler der Bildhauerkunst, die sich noch bis auf die Gegenwart erhalten haben, reden ferner dafür, daß die Bevölkerung auch einer recht hohen Stufe der Bildung teilhaftig gewesen war. Immerhin spricht der Reisende davon, daß die Sitten der Bevölkerung rauh und wild waren; gleichzeitig hebt er lobend ihre Religiosität hervor. Wenn es eine Erklärung für diesen Widerspruch giebt, so ist sie jedenfalls darin zu finden, daß schon von altersher die religiöse Scheinheiligkeit Hand in Hand mit der Roheit der Sitten ging.

Abgesehen von den Nachrichten des Sian-Tsjan über Bamjan, giebt es noch andere chinesische Nachrichten über diese Stadt; sie beziehen sich auf das gleiche VII. Jahrhundert. Diese Nachrichten

---

[1]) Grigorjew „Kabulistan u. Kaffiristan“ (russisch) S. 986.

finden sich in den „Annalen der Tchan-(Thang)-Dynastie.“ Dort heißt es, daß das Gebiet Fan-yen, das am Fuße des Berges Sy-bi-mo-ljanj liegt, in der Nachbarschaft von Tou-cho-lo und an die Gebiete von Hu-schi-hjanj, Gibinj, und Che-da-lo-tschi grenzt. (Ritter: Scepimuyun, Huschikian Kipin, Ko-tha-lo-tschi). Das Klima ist kalt, die Bevölkerung wohnt in Höhlen, die Residenz des Herrschers ist die Stadt Lolanj (Ritter: Lolan); in dem Reich werden an fünf große Städte gezählt; der Strom, der das Land bewässert, fließt nach Nord und ergießt sich in den Fluß U-chu (Oxus)[1] (Ritter: Uhiu). Aus der gleichen Quelle erfahren wir, daß im Jahre 627 der Herrscher des Reiches Fan-yen einen Gesandten an den chinesischen Hof entsandte, und daß schon um 658 das Reich als Gouvernement des chinesischen Reiches unter dem Namen Sse-fynj (Ritter: Sieifung) einverleibt wurde. Der Bamjaner Gouverneur hieß jetzt nur „Toutounj (Tou-Tou) von Sse-fynj“. Bamjan schien zu dem chinesischen Reich in ausgesprochenem Abhängigkeitsverhältnis zu stehen: es zahlte der chinesischen Regierung jährlichen Tribut.[2])

Etwa hundert Jahre später, vielleicht aber schon früher, erblickte Bamjan in seinen Mauern die Scharen der fanatischen Muselmänner. Trotzdem nun die hiesigen Fürsten der Religion des Buddha so sehr ergeben waren, wovon Sian-Tsjan mit so viel Liebe berichtet, wurden die Bamjaner Herrscher, wie es scheint, doch noch früher zu Muselmännern, als selbst die benachbarten Herrscher, z. B. diejenigen von Kabul. Der arabische Schriftsteller des 10. Jahrhunderts, Achmed-ibn-Jakubi, berichtet, daß der erste der Bamjaner Herrscher, der zum Islam übergegangen war, Schir mit dem Beinamen „Digan“ (ein alter persischer Titel) war; er lebte zur Zeit des Khalifen Mansur (von 755 bis 774 n. Ch.)[3])

Von dieser Zeit an wurden die Bamjaner Könige, ci-devant die Toutoni von Sse-fynj des chinesischen Reiches, zu Vasallen des Khalifs von Bagdad.

Im Jahre 871 n. Ch. beabsichtigte Jakub, Sohn des Seith, der Statthalter von Chorassan, der Balch und Tocharistan er-

---

[1]) Grigorjew a. a. O. S. 989. (Ritter, Asien B. VII. S. 688.)

[2]) Ibid. S. 989. (Ritter a. a. O.)

[3]) Ibid. S. 990.

obert hatte, den Herrscher von Kabul im Herzen seiner Gebiete anzugreifen. Er schlug die Bamjaner Route ein. Kabul wurde erobert, der Herrscher von Kabul geriet in muselmännische Gefangenschaft. Jakub eroberte auch das mit Bamjan benachbarte Arrachosia (Reinaud: Al-Rakhodj); er tötete den König des Reiches und zwang der Bevölkerung den Islam auf.[1]) Der arabische Feldherr kehrte zu seiner Hauptstadt mit reicher Beute zurück, worunter sich auch viele goldene Statuetten indischer Götter befanden. Einen Teil dieser Statuetten hatte der Eroberer dem Tempel von Bamjan entnommen.[2]) Der erwähnte Ibn-Abi-Jakub erzählt uns in seinem Werk, Ketab-al-Fichrist, über Bamjan folgendes:

„In Bamjan befindet sich ein Tempel, in welchem die Pilger von allen Ländern Indiens zusammenströmen. In dem Tempel befinden sich viele goldene Götzen, geschmückt mit kostbaren Steinen. Aus diesem Tempel eben hatte Jakub, Sohn des Leith, einen Teil der Götzen entnommen, die er nach Bagdad, dem Khalifen zum Geschenk zusandte."

Der Verfasser spricht fernerhin von zwei Kolossalstatuen, welche im Felsen, der das Thalufer bildet, ausgehauen sind; die Bildsäulen haben eine Höhe von 80 Ellen. Die Indier, die die Kolosse besuchten, spendeten ihnen Wohlgerüche und Opfer. Die Bildsäulen sind von weitem her zu sehen. Die Pilger, die sich ihnen nähern, haben, schon bevor sie der Götzen ansichtig werden, die Augen zur Erde zu senken. Wenn der Pilger aber zufällig die Bildsäule gewahr wird, so muß er umkehren und die Wanderung von neuem antreten.[3])

Es weist uns das folglich darauf hin, daß trotz der häufigen Einfälle der Muselmänner in das für die Indier heilige Thal und trotzdem, daß die Bamjaner Herrscher sich bereits von dem Glauben ihrer Ahnen losgesagt hatten und dem Islam huldigten, die Bamjaner Heiligtümer sich dennoch einer gewissen Verehrung von Seiten der örtlichen Bevölkerung erfreueten; ja das muselmännische Regime vermochte allem Anschein nach vorläufig noch

---

[1]) Reinaud „Mémoire sur l'Inde" p. 209.
[2]) Ibid. p. 289.
[3]) Ibid. p. 290.

nicht mit seinen Versuchen, den Buddhismus hier auszurotten, durchzudringen. Aber mehr noch als dies. Wir lesen bei dem gleichen arabischen Autor: „An diesem Ort wurde viel Blut vergossen; es kam vor, daß an 50000 Mann ihr Leben den Götzen zu Opfer brachten.“ [1]) Daraufhin spielte im 10. Jahrhundert Bamjan anscheinend eine hervorragende politische Rolle in der Reihe der benachbarten, halb unabhängigen Staaten. So macht Ibn-Haukal unter den Ländern und Städten, die zu Bamjan in einem Abhängigkeitsverhältnisse standen, auch Kabul namhaft. Im großen und ganzen aber sind die Nachrichten, die uns die arabischen Geographen und Reisenden über diese Stadt liefern, sehr kurz, wenngleich auch charakteristisch.

„Bamjan ist eine Stadt nahezu halb so groß wie Balch,“ erzählt uns Ibn-Haukal, „es befindet sich auf einem Hügel. Von dem Hügel fließt ein Fluß, der seine Gewässer dem Gardschestan zuführt. Bamjan hat weder Obst- noch Gemüsegärten; es befindet sich in diesem Gebiet eine Stadt, welche auf einem Hügel liegt.“ [2])

Bei einem anderen arabischen Geographen und Reisenden, einem Zeitgenossen von Ibn-Haukal, dem Istachri, findet sich über Bamjan noch weniger: „Die Hauptstadt von Bamjan ist nahezu halb so groß, wie Balch und befindet sich auf einem Berg, vor welchem ein großer Fluß vorbeiströmt.“ [3]) Mehr nichts.

Auch bei den späteren arabischen Schriftstellern sind die Nachrichten über Bamjan sehr unvollständig. Sie wiederholen nahezu Wort für Wort das, was vor ihnen von anderen Schriftstellern gesagt worden ist. So beschränkt sich Edrisi, der arabische Geograph aus der Mitte des 12. Jahrhunderts, bei der Beschreibung von Bamjan auf folgende wenige Worte:

„Bamjan ist eine Stadt, in ihrem Umfang fast ein Drittel so groß, wie Balch; sie liegt auf dem Gipfel des Berges Bamjan; in dem Gebiete giebt es keine andere Stadt, welche sich auf ähnlicher Höhe befände. Von den Bamjaner Bergen entspringen mancherlei Ströme und Bäche, welche in den Fluß Anderab

---

[1]) Reinaud „Mémoire sur l'Inde“ p. 290

[2]) Oriental Geography of Ebn Haukal p. 225.

[3]) Al-Estakry, Liber climatum; aus dem Arabischen übersetzt von Mordtmann, Hamburg 1845. S. 120.

münden. Die Stadt ist von Mauern umgürtet, besitzt ein Kastell, eine große Moschee, eine umfangreiche Vorstadt. In einem Abhängigkeitsverhältnis zu Bamjan stehen: Ssigurkand, Ssekßvend, Kabul, Bochra, Karwan und Goria.[1])

Hierbei aber kein Wort über die berühmten Altertümer des Thales! Nicht viel ausführlicher ist auch der spätere muselmännische Schriftsteller Jakut (Beginn des 13. Jahrhunderts). Dieser aber berührt wenigstens doch mit einigen Worten die berühmten Bamjaner Kolosse: „Bamjan," sagt er, „ist der Name einer Stadt und eines bedeutenden Gebietes, das sich zwischen Balch und Gasna im Gebirge befindet; die Stadt ist nicht groß, aber sie ist der Mittelpunkt des umfangreichen Territoriums. Es steht die Stadt auf 10 Tagesreisen von Balch und auf 8 von Gasna ab. Hier ist ein Gebäude von bemerkenswerter Höhe zu sehen; es wird von großartigen Kolonnen gestützt und ist mit Malereien bedeckt, die alle Arten der von Gott erschaffenen Vögel darstellen. Im Felsen befinden sich zwei in demselben ausgehauene Götzen, die sich vom Fuß des Felsens bis zu seinem Gipfel erstrecken. Der eine heißt der „Rote Götze", der andere der „Weiße Götze". Auf der ganzen Welt giebt es nichts diesen Statuen Aehnliches zu sehen".[2])

Auffallend ist das fast einstimmige Zeugnis der persischen und arabischen Geographen, daß sich in dem Bamjaner Bezirk nur eine Stadt befindet, nämlich Bamjan (das Namjan des Edrisi). Im Laufe mehrerer Jahrhunderte war es nicht nur die Hauptstadt des Gebietes, sondern selbst so berühmte Städte, wie Kabul und Pendschhir standen zu ihm in politischer Abhängigkeit. Derartige Verhältnisse herrschten nach dem Zeugnis des Edrisi selbst im 12. Jahrhundert. Immerhin ist es zu bemerken, daß im vorliegenden Fall die arabischen Geographen sich selber widersprechen, worauf ich gelegentlich hinweisen werde.

Die muselmännischen Autoren von Ibn-Haukal an sagen nichts davon, daß Bamjan von einem eigenen, mehr oder weniger selbständigen König regiert wurde, was ja faktisch vor dem Feld-

[1]) Géographie d'Edrisi, trad. de l'arabe en franc. par A. Jaubert, v. I. p. 477.

[2]) Barbier de Meynard, Dictionnaire de la Perse, p. 80.

zuge des Jakub-ben-Leith der Fall war. Im 10. Jahrhundert stand Bamjan unter der Oberherrschaft der Gebieter von Transoxanien, der Ssamaniden. Späterhin nach dem Fall des Hauses der Ssamaniden und als die Dynastie der Gasneviden zum Aufschwung kam, war Bamjan ein Bestandteil der Gasneviden-Monarchie. Im 12. Jahrhundert, zu eben der Zeit, wo nach Edrisi Kabul zu Bamjan im Abhängigkeitsverhältnisse gestanden haben soll, befand sich Bamjan selber in Abhängigkeit von den Fürsten der Gura, die die Monarchie der Gasneviden zerstört und auf ihren Trümmern ihr wildes Reich begründet hatten.[1])

Zu Ende des 12. und zu Beginn des 13. Jahrhunderts finden wir Bamjan als Bestandteil der umfangreichen, so plötzlich aus nichts entstandenen Monarchie der Charesmier. Aus den Zeiten des charesmischen Schahs, Ala-ed-Din, der Bamjan den Guriden entrissen, hat sich eine Münze erhalten, als deren Prägstätte Bamjan angegeben ist.

Nun aber brach auch über Bamjan im Jahre 1221 der gleiche Sturm los, der gleiche Orkan, der alles auf seinem Wege verwüstete, und unter welchem Chorassan und Mawerain-nehr zu leiden gehabt hatten. Dieser Orkan war die Invasion der Scharen des Tschingis-Chan. Kurz vorher noch hatte Tschingis-Chan die blühenden Städte von Transoxanien und Chorassan in Trümmer gelegt. Bei der Verfolgung seines Todfeindes, des Schahs von Charesmien, Dschelal-ed-Din (Sohn des Ala-ed-Din), belagerte Tschingis-Chan Bamjan. Mehrere Stürme wurden von der Stadt zurückgeschlagen, schließlich aber erlag sie doch. In dieser Schlacht fiel der Großsohn des Tschingis-Chan, Mutugan, der älteste Sohn des Dschagatai-Chan. Die Mongolen gerieten hierüber in Wut und metzelten die gesamte Bevölkerung der Stadt nieder ohne Rücksicht auf Geschlecht und Alter. Die Citadelle wurde der Erde gleich gemacht, der Ort aber Mu-balig, d. h. böse Stadt genannt.[2])

---

[1]) Grigorjew a. a. O., S. 990.

[1]) Aboul Ghazi Behadour-Khan, Histoire des Mogols, v. II. p. 122.

(Bei Ritter „Asien Bd. VII. S. 274“: Mu-balig = traurige Stadt. Anm. d. Uebers.)

Von diesem Zeitpunkt an verschwindet Bamjan vom Antlitz der Erde; es ist ihm nie mehr gelungen, sich überhaupt nur ein wenig von der Zerstörung zu erholen, geschweige denn sich zur früheren Blüte aufzuschwingen.

Bamjan wurde daraufhin zur üblichen Station für die central-asiatischen Eroberer auf ihrem Wege nach dem reichen Indien. So folgte Tamerlan dem Bamjaner Thale entlang. Durch das gleiche Thal kam auch der Sultan Baber; allerdings zog er nicht mit der Absicht aus, Indien zu erobern, und kam nicht vom Amuthal her, als er durch das jetzt verwüstete Thal zog. Nein, er war zu dieser Zeit bereits Herrscher in Kabul und Indien. Baber kehrte gegenwärtig mit seinem Heere aus Herat nach Kabul zurück. Es war das vielleicht das einzige Mal, daß ein Feldherr mit einem Heere durch das ganze Gebiet der Hesaren und zudem noch zur Winterzeit gezogen war.

Abul-Fas'l (Fazl), der Wesir des indischen Kaisers Akbar, liefert uns in seinem Werk Aïn-Akbari (die Gebiete des Akbars) einige Nachrichten über Bamjan. Das Bamjaner Thal war zur Zeit dem Reiche der Mongolen einverleibt, nämlich der Kaschmirer S u b a h. In der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts befand sich dies Gebiet in folgender Lage: „In dem Tuman Sochak-Bamjan," sagt der Verfasser, „befindet sich das Schloß Sochak, ein Denkmal von hohem Alter; es ist in recht gutem Stande, während die Festung Bamjan in Trümmern liegt. Inmitten dieser Berge (der Bamjaner) befinden sich 12 000 Höhlen, die in den Felsen ausgehauen und mit Gypsstukkatur und Ornamenten verziert sind. Diese Höhlen werden Sumidsch (Summij) genannt und dienten in alten Zeiten der hiesigen Bevölkerung als Winterwohnungen. Es befinden sich hier 3 wunderbare Götzen. Der eine ein Mann von 80 Arschin Höhe, der zweite — ein Weib von 50 Arschin Höhe, der dritte, einem Kinde ähnlich, von 15 Arschin Höhe".

„In einer dieser Höhlen befindet sich eine Grabstätte. Sie enthält einen Sarg, im Sarge aber liegt eine Leiche. In bezug auf diese Leiche haben sich selbst bei den ältesten unter den Einwohnern keinerlei Erinnerungen erhalten, aber die Leiche genießt doch eine allgemeine Verehrung. Zu alten Zeiten besaßen die Menschen zweifellos solche medizinische Mittel, daß die Körper

mit ihnen eingesalbt und, in trockener Erde begraben, von der Zeit nicht angegriffen wurde; es steht außer jedem Zweifel, daß im vorliegenden Fall der Körper eben in dieser Weise bearbeitet worden war, wenn gleich die Ungebildeten hierin etwas Wunderbares sehen." [1])

Es ist das wahrscheinlich das erste Mal, daß der Name der Sochak-Burg in den Chroniken der muselmännischen Schriftsteller zur Erwähnung kommt. Bis auf diese Zeit haben, wie wir das gesehen, weder arabische, noch persische Geographen etwas über die Sochak-Burg verlauten lassen. Es ist ferner bekannt, daß Aurengseb auf seinem Zuge gegen Balch durch das Bamjaner Thal kam. Seinem Befehl zufolge wurden gegen den großen Koloß einige Kanonenschüsse abgefeuert, durch welche ihm die Beine stark zerstört wurden. In der Hälfte des vorigen Jahrhunderts finden wir Bamjan als Bestandteil der ephemeren Monarchie des Nadir-Schahs; nach ihm wird es dem afghanischen Reiche einverleibt, zu welchem es auch gegenwärtig noch gehört. Das berühmte Thal zog schon seit lange die Aufmerksamkeit der Europäer auf sich. Bevor noch jemand das Thal besucht hatte, wurde schon viel über dasselbe in europäischen und asiatischen Zeitschriften geschrieben, wobei man teilweise die muselmännischen Schriftsteller, teilweise die durch Erkundigungen eingezogenen Berichte verwertete. Als ein Beispiel derartiger Arbeiten kann der Aufsatz von Wilford mit dem Titel „On mount Caucasus", im 6. Band der englischen Zeitschrift „Asiatic researches" namhaft gemacht werden. Der Verfasser benutzte unter anderem die Nachrichten, die ihm der muselmännische Reisende namens Me'yan-Asod-Shah zugestellt hatte. Neben einigen durchaus genauen Nachrichten stoßen wir in den Berichten desselben auf Erdichtungen, die nicht im geringsten begründet sind. So wiederholt er z. B. die unrichtige Angabe des Abu-Fas'l, daß der kleinere von den beiden Kolossen ein Weib darstelle und hebt diesen Umstand mit besonderem Nachdruck hervor: „Ein Koloß stellt wirklich ein Weib dar, wie durch die Schönheit und Zartheit der Züge, so auch durch die Hervorwölbung der Brüste". [2])

[1]) Ayeen Akbery, transl. by Frencis Gladwin, vol. 2, p. 183. London 1800.

[2]) Asiatic researches, vol. VI. p. 466.

In Wirklichkeit aber ist keine Spur davon vorhanden: die Brust des dem Wuchs nach geringeren Kolosses ist geradezu so flach und die ganze Figur gerade so unschön und unsymmetrisch, wie diejenige des größeren. Wir lesen hier ferner, daß der Abstand von einem Koloß zum andern gleich 40 Schritten sei. Auch diese Angabe ist unrichtig: der Abstand zwischen den beiden Kolossen beträgt einige hundert Schritt. Wilford erzählt ferner, daß beide Kolosse nach Osten blicken und daß sie morgens, bei Sonnenaufgang zu lächeln scheinen. Ich kann hierbei nur wiederholen, daß die Gesichter der Kolosse völlig zerstört sind, so daß diejenige optische Täuschung, von welcher Wilford redet, selbst wenn sie nach Ost schauen sollten, auf keinen Fall zustande kommen könnte; nun aber blickt der eine von ihnen nach Süd, der andere nach Süd-Ost.

Derartige Fehler können natürlich leicht vorkommen und sind bis zu gewissem Grade verzeihlich, indem ja die Angaben auf welchen der Aufsatz beruht, durch Erkundigungen erlangt wurden, also mehr oder weniger zweifelhafter Natur sind. Mit anderen Forderungen aber darf man an diejenigen europäischen Autoren treten, die als Augenzeugen über dieses Thal geschrieben haben. Wollen wir zu ihnen übergehen.

Die ersten Europäer, die die berühmten Altertümer von Bamjan zu sehen bekamen, waren Moorcroft und Trebeck im Jahre 1824. Die Memoiren der unglücklichen Reisenden, von Dr. Lord aufgefunden und von dem berühmten Sanskritforscher Wilson 16 Jahre nach ihrem Tode veröffentlicht, liefern uns recht ausführliche Nachrichten über Bamjan. Die späteren englischen Reisenden konnten nur sehr wenig zu der Beschreibung von Moorcroft hinzufügen. Indessen dürfen wir bemerken, daß bei Moorcroft, abgesehen von der allen englischen Reisenden gemeinsamen Unbestimmtheit in bezug darauf, was sie unter der Stadt Bamjan verstehen, auch noch andere Unkorrektheiten, übrigens nicht von Belang, vorzufinden sind. Zu diesen Unkorrektheiten gehören beispielsweise folgende Aeußerungen: „Linker Hand von uns," sagt der Reisende, „und gerade vor uns erhob sich der senkrechte Fels, in welchem sich die beiden berühmten Götzenbilder befinden und deren ganze senkrechte Fläche von

Höhlen, gleich wie Honigwaben, durchlöchert ist".[1]) Der Reisende kam von der Schlucht Ahenger, d. h. er näherte sich den Götzen von Osten her und konnte darum keineswegs die Götzen zur linken Hand haben, da der senkrechte Fels, der das nördliche „Ufer" des Thales bildet und in welchem die Kolosse ausgehauen sind, natürlicherweise von rechts zu ihm zu liegen kommen mußte. Oder ferner: „Daraufhin durchkreuzten wir den Bamjaner Fluß, welcher, indem er sich nach West richtet, mit dem Fluß Kalu zusammenfließt".[2]) Hier liegt der Fehler darin, daß der Fluß Bamjan nicht in westlicher, sondern in östlicher Richtung fließt.

Im Jahre 1828 passierte das Bamjaner Thal auf einer Reise aus Persien nach Indien der Agent der englischen Regierung, Stirling. Er giebt aber überhaupt nur wenig Nachrichten über das von ihm besuchte Land. Im Jahre 1832 reiste hier der Siebenbürger Honigberger durch, der als Arzt am Hofe des „Löwen von Lahore", Rundshit-Singh, angestellt war. Dieser nun reiste im Gegensatz zu Stirling von Indien aus nach Europa zurück über Kabul, Bamjan und Buchara; er hat ebenfalls nahezu gar nichts über Bamjan berichtet.

Burnes war es, der eine neue Epoche in der Geographie von Bamjan eröffnete. Die genauesten Beschreibungen des Thales wurden zu allererst von ihm gegeben. Wenngleich Moorcroft das Thal vor Burnes besucht hatte, so erschien die Beschreibung seiner Reisen viel später als die „Travels into Bokhara" von Burnes; die Ehre, der erste Geograph des ehemaligen Mekka des Buddhismus gewesen zu sein, muß darum vollinhaltlich Burnes zugesprochen werden. Ich werde hier nicht die gesamte Beschreibung des Bamjaner Thales, die sich in dem Werke von Burnes findet, vorführen. Ich möchte mich bloß darauf beschränken, daß ich auf diejenigen Unkorrektheiten und Fehler des kühnen englischen Reisenden hinweise, die mir aufgefallen sind.

So gibt Burnes z. B. nicht an, was er unter dem Wort Bamjan versteht, ob die Stadt Gul-Gulé, oder den Platz, wo die

---

[1]) Moorcroft, Journey to Himalayen provinces, Kaboul, Bokhara etc. vol. II p. 386.

[2]) Ibid, vol. II. p. 387.

Kolosse stehen und wo sich die größte Menge der Höhlen befindet oder aber das ganze Thal überhaupt? Eine Stelle läßt uns vermuten, daß Burnes unter dem Worte Bamjan diejenige Gruppe von Höhlen versteht, welche sich bei dem größeren Koloß befindet: „Auf beiden Seiten des Thales," sagt er, „sieht man Höhlen ausgegraben; jedoch befinden sie sich meistens auf der Nordseite, wo wir die Götzenbilder erblickten: sie alle zusammen aber bilden eine unermeßliche Stadt".[1]) Wenn aber diese Gruppe der Höhlen als Stadt gelten soll, so muß als Stadt auch das ganze nördliche „Ufer" des Thales bezeichnet werden, welches auf der gesamten Strecke von 10 Werst mit vereinzelt oder in Gruppen liegenden Höhlen bedeckt ist. — Burnes spricht ferner nur von zwei Kolossen und wiederholt in bezug auf ihr Geschlecht die Erdichtungen der muselmännischen Autoren, nämlich daß die eine Statue einen Mann, die andre, die kleinere, ein Weib darstelle. Ich habe bereits oben erwähnt, daß aus der äußeren Erscheinung der beiden Statuen nichts auf ihr Geschlecht zu schließen sei; beide Figuren sind gleich roh und recht unsymmetrisch gearbeitet. „Die Lippen des Götzenbildes sind sehr groß," sagt Burnes, „die Ohren lang und herabhängend und der Kopf scheint mit einer Tiara bedeckt gewesen zu sein."[2]) Ich habe weder die sehr großen Lippen, noch die langen und herabhängenden Ohren gesehen; was aber die Tiara auf dem Kopfe betrifft, so fehlt es gegenwärtig an jeglichem Anhaltspunkt, welcher uns etwas derartiges vermuten lassen dürfte. Gewissermaßen interessant ist durch ihre Naivität die von Burnes vorgebrachte Anschauung über den Ursprung der beiden Kolosse: „Es ist durchaus nicht unwahrscheinlich, daß wir die Götzenbilder von Bameeau der Laune irgend einer Person von Rang verdanken, welche in dieser höhlengrabenden Nachbarschaft ihren Wohnsitz hatte und in den hier beschriebenen kolossalen Bildern nach einer Unsterblichkeit trachtete".[3])

Mit Burnes zusammen reisten Dr. Gerard und Mohan-Lal aus Kaschmir. Der erstere berichtet in seinen zwei Briefen von

---

[1]) Burnes „Bokhara" ꝛc. Bd. I. S. 187.

[2]) Ibid. Bd. I. S. 189.

[3]) Ibid. Bd. I. S. 192.

der Reise[1]) nur sehr Weniges über Bamjan. Mohan-Lal hingegen erwähnt einen dritten Koloß, der kleiner ist, als die ersten beiden, wobei er alle drei Statuen „schön“ nennt.[2])

Im gleichen Jahre 1832 wurde das Bamjaner Thal von dem genauesten unter den englischen Reisenden der dreißiger Jahre in Afghanistan, von Masson, besucht. Aber auch dieser, der doch unter günstigeren Verhältnissen seine Reise gemacht hatte, als alle seine Vorgänger und Zeitgenossen, bringt uns über Bamjan weniger Notizen, als das zu vermuten wäre. Auch er spricht gleich Mohan-Lal von drei großen Kolossen. Er erzählt ferner, daß noch viele leere Nischen existieren, in welchen sich vor Zeiten Götzenbilder befunden haben.[3]) Aber auch der Beschreibung von Masson läßt sich nicht entnehmen, was er unter dem Wort Bamjan verstanden habe: die Zusammenhäufung der Höhlen bei den beiden Kolossen oder eines der Dörfer, der Schlösser, die längs dem Strom verstreut sind, und von denen eines Mohan-Lal geradezu als Bamjan namhaft macht, oder aber etwas anderes. Wir lesen bei Masson hierüber folgendes: „Rechts von uns blieb das Schloß des Emirs Mahomed-Tadschik und wir gelangten an einen den Ruinen von Gul-Gulé gerade gegenüber liegenden Platz, woselbst sich in den Bergen auf der Gul-Gulé entgegengesetzten Seite, aber nicht weit von ihm entfernt, eine große Menge von Höhlen befindet. Nach einer weiteren kleinen Strecke kamen wir zu Bamjan, woselbst wir unser Lager, den kolossalen Götzenbildern gegenüber, aufschlugen.[4]) Nach dem vorgebrachten Citat aus Masson läßt es sich vermuten, daß er als Bamjan eines der Dörfer bezeichnet, welches sich in Nähe der Gruppe der Kolosse befindet. Der Reisende beschreibt daraufhin recht ausführlich die Ruinen von Gul-Gulé und kommt auf Grund der von ihm vorgefundenen Ruinen zahlreicher Moscheeen zu dem Schluß, daß Gul-Gulé ursprünglich eine muselmännische Stadt gewesen sein müsse.

---

[1]) Journal of the Asiatic Society of Bengal. vol. II.

[2]) North of the village of Bamjan runs a range of hills and in it stand three beautiful images. — Travels in the Penjab, Afghanistan etc. p. 86. London 1846.

[3]) Masson, Various journeys, vol. II. p. 383.

[4]) Ibid., vol. II., p. 379.

Im Laufe der Jahre 1840 und 1841 wurde das Bamjaner Thal nicht nur von einzelnen englischen Reisenden, sondern auch von ganzen Truppenabteilungen besucht. Von diesen Zeitpunkten und bis auf 1878 war in dem Bamjaner Thal kein einziger Europäer gewesen. Im Jahre 1878 erblickte das historische Thal zum ersten Mal auf seinem geheiligten Boden „die nordischen Gäste", die russische Gesandtschaft.

Ich könnte jetzt meine historische Beschreibung des Thales abschließen, möchte aber noch einigen Vermutungen in bezug auf die Lage der alten Stadt Bamjan Raum geben. Sollten diese Vermutungen, wenn auch nur einigermaßen, zur Aufhellung dieser dunklen und vielumstrittenen Frage beitragen, so hätte ich meinen Zweck mehr als erreicht.

Wie bekannt war der berühmte Berliner Geograph Ritter davon überzeugt, daß gerade hier von Alexander dem Großen das Alexandria sub ipso Caucaso[1]), über welches uns die Historiker berichten, begründet wurde. Die Nachrichten aber, die uns von den alten Geographen und Historikern des Alexanders erhalten worden sind, fallen so kurz und unbestimmt aus, daß Ritter selber Anstand nimmt, die Lage der Stadt in dem angegebenen Thal an einer bestimmten Stelle zu fixieren.[2])

Uebrigens ist es zu bemerken, daß auf Grund der von Ritter benutzten Quelle nicht mal zu behaupten ist, daß Alexandria in dem Bamjaner Thal errichtet worden war. Wir lesen hierüber bei Arrian: „Mittlerweile kam Alexander (nachdem er die abgefallenen Arier besiegt hatte) zu dem Gebirge Kaukasus, wo er auch eine Stadt gründete und sie Alexandria nannte. Nachdem er daselbst seinen Göttern allen nach heimischem Brauche geopfert, überstieg er das Gebirge."[3]) Und weiter nichts. Bei Quintus Curtius lesen wir hierüber folgendes: „In 17 Tagen machten die Truppen den Uebergang über den Kaukasus. Hier

---

[1]) Grigorjew a. a. O. nach Ritter S. 101 (deutsch Ritter „Asien" Bd. VII. S. 278. cf. über die Rittersche „Vermutung" den ang. Passus in „Asien" Bd. VII., ferner Ritter: „Alexander M. Feldzug", 1832 „Die Stupa und die Kolosse von Bamiyan" 1838. Anm. d. Uebers.).

[2]) Grigorjew a. a. O. S. 114. (Deutsch Ritter a. a. O. S. 280.)

[3]) Ἀῤῥιάνου Ἀνάβασις. Bd. III. Kap. 28 (deutsch: Sammlung von Osiander u. Tafel, Bd. LXII. S. 307).

findet sich ein Fels von 10 Stadien im Umfang und 4 Stadien hoch, an welchem nach der Ueberlieferung des Altertums Prometheus angekettet gewesen war. An dem Fuße des Berges war der Platz für die zu begründende Stadt ausersehen. Siebentausend macedonischen Veteranen, und überdies den Soldaten, die sich nicht mehr zum weiteren Feldzug eigneten, wurde es gestattet, sich in der neuen Stadt niederzulassen. Die Angesiedelten nannten die Stadt Alexandria".[1])

Strabo bringt über diese Stadt noch weniger: „Nachdem er dort überwintert (d. h. im Lande der Paropamisaden) und die Stadt Alexandria begründet hatte, stieg Alexander über die Gebirge nach Baktriana, wobei er Indien zur Rechten liegen ließ."[2]) Und weiter nichts mehr.

Der Leser mag selber darüber urteilen, inwiefern es begründet sei, wenn man, gestützt auf die soeben mitgeteilten Angaben, die „Alexandria sub Caucaso" in das Bamjaner Thal verlegen will; wenngleich die Idee, die Sage von dem gefesselten Prometheus mit den Bamjaner Kolossen in Verbindung zu bringen, auch sehr verlockend ist, so muß zuvörderst doch bewiesen werden, daß die Kolosse von Bamjan vor den Zeiten Alexanders des Großen, wenigstens auf mehrere Jahrhunderte vorher, hier existiert haben. Etwas derartiges zu beweisen ist aber momentan unmöglich. Allerdings setzt die Sage die Errichtung dieser Kolosse auf mehr als 1000 Jahre v. Chr. zurück,[3]) und die Legenden der Afghanen, die uns erzählten, daß Gul-Gulé gerade die Ueberreste einer von Sikander-Sulkarnein (Alexander von Macedonien) erbauten Stadt waren, reden ebenfalls für ein hohes Alter der Ruinen des Thales, immerhin aber sind das natürlich noch keine Beweise dafür, daß hier die „Alexandria sub Caucaso" existiert habe. Völlig unbegründet vermutet auch Burnes, daß diese Stadt sich hier befinden könnte.[4])

Was sich nun auf die Lage des Bamjan der Buddhisten bezieht, das Bamjan der Epoche des Sian-Tsjan, so sind wir in

---

[1]) Quintus Curtius, lib. 7 cap. III. (Ausgabe von Hedicke. Berlin 1867, S. 141.)

[2]) Strabo „Geographie", Buch XV. Kap. 2.

[3]) Mohan-Lal. „Travels in the Penjab etc." p. 86.

[4]) Burnes „Bokhara" ꝛc. Bd. I. S. 188.

diesem Fall weit besser mit topographischen Angaben versehen. Auf Grund des oben angeführten Textes des Sian-Tsja (siehe S. 300—302) muß sich das alte Bamjan in Nähe der Ruinen von Gul-Gulé befinden, welche die Ueberreste der Feste der Stadt repräsentieren. Diese mehr als glaubwürdige Vermutung wird auch keineswegs durch die Angaben der ersten muselmännischen Schriftsteller widerlegt, welche einstimmig wiederholen, daß sich in dem Bamjaner Gebiet nur eine Stadt befand, wobei sie von keinerlei Ruinen reden, die in der Nähe dieser Stadt gelegen wären. Indessen aber sagt hierüber W. W. Grigorjew der Verfasser einer so kapitalen Arbeit, wie die Uebersetzung des 2. Kapitels des 5. Bandes von Ritters Erdkunde[1]) folgendes: „In der buddhistischen Periode und früher noch, als Gul-Gulé nicht existierte, da wurde als Bamjan eine andere Stadt bezeichnet, welche sich entweder an Stelle des im Westen von Gul-Gulé befindlichen, heute als Bamjan genannten Städtchens oder etwas südlicher von ihm befinden mußte; es ist eine solche Lage des alten Bamjan auf Grund der Angabe des Sian-Tsjan anzunehmen, daß die größere von den Bildsäulen des Schakjamun Buddha zu seiner Zeit sich im Nord-Osten von der Hauptstadt befand. Als in unbekannten Zeiten und aus Gründen, die uns ebenfalls unbekannt geblieben, das alte ursprüngliche Bamjan zerstört wurde, ging sein Name in natürlicher Weise auf eine andere neue Stadt über, welche in seiner Nachbarschaft aufzublühen begann. Als aber diese neue Stadt (Gul-Gulé) ihrerseits von dem schrecklichen Tschingis-Chan zerstört wurde, da ging der Name wiederum auf den alten Ort über, wo die neueste Niederlassung entstanden war, die heutzutage noch diesen Namen führt."[2])

---

[1]) Auf Anregung der kaiserlichen russischen geographischen Gesellschaft und unter der Redaktion des verdienstvollen Vice-Präsidenten derselben P. P. Ssemionow werden die für das russische Reich speziell in Betracht kommenden Partieen aus K. Ritters „Asien" ins Russische übersetzt und kommentiert. Hervorragende russische Geographen arbeiten an der Fortsetzung des Ritterschen Werkes. Prof. W. Grigorjew ist der Verfasser des Bd. IV. („Kabulistan und Kaffiristan") und Bd. V. („Der östliche und chinesische Turkestan") der russischen Ausgabe von Ritter. Anm. d. Uebers.

[2]) Grigorjew, „Kabulistan und Kaffiristan", S. 991.

Um aber die Frage über die Lage des alten Bamjan zu lösen, müßte anfänglich bestimmt werden, wo sich denn die heutige Stadt Bamjan befindet. Aus meiner Beschreibung hat der Leser gesehen, daß gegenwärtig keine Stadt Bamjan existiert, sondern nur einige Dörfer, die in den verschiedenen Teilen des Thales zerstreut sind. Es ist klar, daß wir, wenn wir eines dieser Dörfer für die Stadt gelten lassen, noch um keinen Schritt in der Lösung der Frage vorwärts kommen. Soll aber unter der Stadt Bamjan diejenige Gruppe von Höhlen angenommen werden, welche Burnes mit diesem Namen bezeichnet, so steht mit dieser Vermutung doch die Angabe von Sian-Tsjan, daß die Hauptstadt im Süd-Westen von dem großen Koloß zu liegen kommt, in direktem Widerspruch. Es ist aber auch zu berücksichtigen, daß die buddhistischen Klöster, denn als solche müssen die Gruppen der Höhlen in der Nachbarschaft der Kolosse aufgefaßt werden — nie in der Nähe der Städte erbaut wurden. Lediglich schon aus diesem Grunde konnte die Hauptstadt sich nicht in den Höhlen befinden, unmittelbar neben den Kolossen und folglich auch neben den Klöstern.

Der Hinweis Grigorjews auf das neueste Bamjan und die Identifizierung desselben mit dem ältesten Bamjan ist somit als mißlungen zu bezeichnen. Die Uebertragung der Stadt Bamjan von einem Ort auf den anderen bleibt darum ebenfalls unbewiesen.

Ich habe oben erwähnt, daß Gul-Gulé meiner Meinung nach die Citadelle derjenigen Stadt repräsentiert, die von Sian-Tsjan beschrieben wird. Gul-Gulé war aber auch die Citadelle der muselmännischen Stadt, die durch Tschingis-Chan zerstört wurde. Diese Anschauung stützt sich auf folgende Angaben: „Die Hauptstadt," sagt Sian-Tsjan, „lehnt sich an die Gehänge zweier, einander gegenüber liegender Berge und durchquert ein Thal. Sie hat eine Länge von 6 bis 7 Li. Im Norden stützt sie sich auf hohe und schroffe Felsen .... Auf dem Abhang des Berges, im Nordosten von der Hauptstadt, befindet sich ein steinernes Bild des Buddha" ....

Es ist zu bemerken, daß an Gul-Gulé im Westen die Ruinen stoßen, die sich im Thal befinden. Diese Ruinen und auch Gul-Gulé befinden sich zu den Kolossen gerade in dem von Sian-

Tsjan für seine Stadt angenommenen Verhältnisse. Der chinesische Reisende berichtet ferner, daß „die Hauptstadt sich im Norden auf hohe und schroffe Felsen stützt.“ Es ist das klar, denn zum Norden hin und das Thal durchquerend konnte sich die Hauptstadt nur dann erstrecken, wenn sie sich auf die Felsen stützte, da diese hier sich senkrecht erheben; im Süden hingegen konnte die Stadt sich nicht nur bis zu den Hügeln erstrecken, sondern diese auch ersteigen, da sie hier bedeutend abschüssiger als im Norden sind.

Erinnern wir uns ferner daran, daß Masson von einem der Kolosse spricht, der sich im Osten von Gul-Gulé in einem gesonderten Thal befindet, das in das Bamjaner Thal im Süden mündet. Es drängt sich unwillkürlich ein Vergleich zwischen dieser Nachricht und der folgenden Angabe des Sian-Tsjan auf: „In 12 oder 13 Li im Osten von der Stadt kann man in einem Kloster eine liegende Statue des Buddha sehen, wie er sich in die Nirvana versenkt; sie ist circa 1 000 Fuß lang.“ Vergleicht man den Abstand der Ruinen im Westen von Gul-Gulé von dem kleinen Thal im Osten von Gul-Gulé, woselbst Masson eine Statue von 50 Fuß gesehen hat, mit dem Abstand der Hauptstadt von dem Kloster mit der liegenden Statue des Buddha, so findet sich hier ja natürlich eine nahezu völlige Uebereinstimmung; 12 oder 13 Li, d. h. 3 bis 4 Werst, also gerade die Distanz, in welcher sich das kleine Thal des Masson von den erwähnten Ruinen befindet. Wenn hier etwas unvereinbar erscheint, so ist das die Größe der Statue. Masson schätzt die Statue auf 50 Fuß, Sian-Tsjan aber spricht von einer 1000 Fuß langen Statue. Vielleicht aber ist die Ziffer des Sian-Tsjan von den Abschreibern einfach falsch abgeschrieben worden. Im übrigen herrscht volle Uebereinstimmung.

---

8. Kapitel.

Von Bamjan bis Kabul.

Das Thal Irak. — Der Aufstieg zu dem großen Irak-Paß. — Der Bergknoten zwischen dem Hindu-Kusch und dem Kuch-i-Baba. — Das Dorf Charsar. — Das Kastell Gerden-Divar. — Der Paß Unai. — Der Niedergang zum Thal des Kabul-Flusses. — Sser-Tscheschme. — Koti-Aschru. — Die Ankunft des Sserdars Abdullah-Chan. — Der letzte Paß auf dem Wege nach Kabul Ssefid-Chak. — Der Kulturzustand in den oberen Partieen des Kabul-Darja-Thales. — Ankunft des Vesirs Schah-Mohamed-Chan. — Ein Tag in Kalja-i-Kasy. — Die Elephanten. — Die letzte Post von Taschkent; der telegraphische Bericht über den Schluß des Berliner Kongresses. — Die feierliche Prozession der russischen Gesandtschaft auf Elephanten und der Einzug in Kabul. — Die Aufnahme der Gesandtschaft von Seiten der Kabuler Bevölkerung.

Nachdem wir durch eine sehr steile und enge Gebirgsschlucht zum Irakthal hinabgestiegen waren, ritten wir einige Zeit der westlichen Thalwand entlang, dicht am Fuße der Berge. Das von allen Seiten von fast senkrechten, hohen Felsen eingeschlossene, anmutige Thal war durchweg von mächtig strömenden, glühenden Strahlen der Südsonne erfüllt. Die Felsen, in allen Farben des Regenbogens prangend, bestehen hier hauptsächlich aus verhärtetem Thon. Die Gipfel der angrenzenden Berge waren mit Schnee bedeckt, weit weniger jedoch auf der östlichen und nördlichen Seite, als auf den anderen. Das ganze Thal bildet eine viereckige, in der Richtung des Meridians etwas ausgedehnte Fläche. Diese Fläche ist nicht über 1 Werst breit, währenddem ihre Länge eine viel bedeutendere ist; im Süden geht das Thal direkt in diejenige Schlucht über, die zum großen Irak-Paß führt; im Norden hängt es wahrscheinlich mit dem Thale des Bamjanerflüßchens zusammen.

Man konnte ferner bemerken, wie das Thal im Nord-Osten golfartig vordrang; sehr wahrscheinlich hatte Masson im Jahre 1832 seinen Weg durch eben diese Schlucht genommen. [1])

Durch das Thal schlängelt sich im Zickzack ein Fluß, der recht bedeutende Wassermengen führt. Er fließt von Süd nach Nord und verschwindet in einer Schlucht am nördlichen Ende des Thales. Zweifellos mündet der Fluß in den Bamjaner-Strom. Wenn man die bedeutende absolute Höhe des Thales (nach Griffith 9 000 Fuß) berücksichtigt, so könnte man denken, daß hier kein Bedürfnis nach künstlicher Bewässerung der Felder vorhanden sein dürfte, da ja die Sommerhitze hier sehr mäßig ist und der Sommerregen relativ reichlich fällt. Und doch durchkreuzen Bewässerungskanäle dies schöne Thal in verschiedenen Richtungen. In der Nähe eines dieser Kanäle, der über eine Ssaschenj breit war, hatte man unsere Zelte aufgeschlagen.

Das Thal ist sehr gut kultiviert; der größte Teil seiner Fläche ist von Weizenfeldern eingenommen. Uebrigens werden auch hier viel Bohnen gepflanzt. Der Weizen war bereits völlig gereift und stellenweise sogar geschnitten. Es war das eine recht bemerkenswerte Erscheinung: im Bamjaner Thal, dessen absolute Höhe eine etwas geringere ist, als diejenige von Irak, war der Weizen zur erwähnten Zeit noch unreif, hier aber, wie gesagt, teilweise schon geschnitten. Ich glaube, daß sich diese Differenz in bezug auf die Zeit der Getreidereife darauf zurückführen läßt, daß das Bamjaner Thal viel offener liegt und mehr der Wirkung von kalten Winden ausgesetzt ist, da es gegen Norden nur durch eine relativ geringe Gebirgsbarriere geschützt wird; das Irak-Thal hingegen ist ein von allen Seiten geschlossener, tiefer Bergkessel; die Sonnenstrahlen, die von den umgebenden Bergen und Felsen reflektiert werden, sammeln sich in diesem Thal wie in einem Brennpunkt und bedingen hierdurch für diesen Ort eine bedeutendere mittlere Temperatur, als sie das Bamjaner Thal aufzuweisen hat. Im Thal sind an verschiedenen Stellen etwa 10 befestigte Dörfer zu finden, die ich selber gern als Schlösser bezeichnen möchte, wenngleich sie auch nur aus Lehm sind. Eines dieser Schlösser befand sich von unseren Zelten in einem Abstand von kaum einigen

---

[1]) Siehe Masson. Various journeys. vol. II p. 447—49.

Ssaschenj. Die Temperatur, die hier um 1 Uhr 30 Minuten nachmittags im Schatten der Zelte gemessen wurde, betrug 28,6° C.

Der Uebergang, den wir heute gemacht hatten, war unbedeutend. Der Debir behauptete, daß der gesamte Weg vom Schloß Mahomed-Toptschi bis zum Irak-Thal höchstens nur „pendsch kuruch“, d. h. etwa 15 Werst ausmache; ich bezweifle das jedoch stark. Wir haben wohl kaum weniger als 20 Werst zurückgelegt.

Am Abend wurde die gemütliche Stimmung, die in unserem kleinen Lager herrschte, durch ein scheinbar höchst unwesentliches Ereignis gestört. Die Afghanen bemerkten nämlich direkt im Norden von uns in einem, durch zwei benachbarte Piks gebildeten Sattel eine kleine Gruppe von Reitern. Dort wo die Reiter standen, war anscheinlich weder Weg noch Steg vorhanden; sie hatten sich offenbar an diesen Umstand nicht gekehrt, als sie dorthin gelangten. Die Reiter blieben einige Zeit stehen, beschauten unser Lager und verschwanden bald darauf hinter den benachbarten Felsen.

Für die Gesandtschaft lag in einem solchen Ereignis nichts Auffallendes, ja wir hätten ihm wahrscheinlich keinerlei Aufmerksamkeit geschenkt. Anders aber faßten unsere Begleiter die Sache auf. Mossin-Chan wurde außerordentlich ernst. Er krümmte seine Fäuste zu ein paar Fernrohren zusammen und begann nun die verdächtige Gruppe genau zu fixieren. Er entschied dafür, daß das Hesaren seien und daß man darum auf der Hut sein müsse. Er ließ sofort die gewöhnlichen Nachtwachen verstärken. Die Zelte der Kosaken wurden für diese Nacht wiederum abgeschlagen, die Kosaken selber aber hatten sich um das Zelt der Gesandtschaft zu lagern.

Indessen ging die Nacht völlig ungestört vorüber und am anderen Tage begannen wir bereits um 5 Uhr morgens den Großen Irak-Paß zu ersteigen.

Vorerst ging es durch die Felder des Thales und an den kleinen malerischen Gärten vorbei, die so reizend die Lehmmauern einiger Schlösser umschatteten. Auf diesem Wege hatten wir mehrfach einen Bach zu passieren, der lärmend sein klares blitzendes Wasser dahinrollte. Im Süden, in etwa 2 Werst von unserem Lager, wird die Schlucht recht eng, die scharfen Wände der Schiefer-

felsen erheben sich hier fast senkrecht und verwehren den Sonnenstrahlen den Zugang zu der engen Schlucht. Es vermochte dieser Umstand jedoch nicht zu verhindern, daß ein smaragdengrüner, weicher Rasenteppich die beiden Ufer des Baches bekleidet hatte. Linker Hand vom Wege erstrecken sich auf ½ Werst Weges wiederum Höhlen, aber sie sind nicht so zahlreich wie im Bamjaner Thal und nicht so gut ausgehauen, wie dort. In 5 bis 6 Werst von unserem Lager, ebenfalls linker Hand, eröffnet sich eine quer nach Ost gerichtete Schlucht, in ihr schlängelt sich ein Pfad. Auf meine Frage, wohin der Pfad führe, antworteten die mich begleitenden Afghanen, daß das der Pfad zum Paß Schibr sei. Um ihre Aussage zu prüfen, befragte ich hierüber noch Mossin-Chan und erhielt die gleiche Antwort.[1]) Wir hatten daraufhin noch ca. 8 Werst Weges in unserer Schlucht zurückzulegen, bis wir schließlich zu einer recht umfangreichen Plattform gelangten. Beim Eingang zur Plattform sind die Ueberreste einer quer zu dem Eingang gestellten Mauer zu sehen mit den Trümmern eines Kastells inmitten. Auf meine Frage, was das für Ruinen seien, antworteten mir die Afghanen, das sei ein „Kaffir-Kala", das Kala(Kastell) sei in grauer Vorzeit begründet worden, „als noch die Kaffiren das Land besaßen," fügte ein langbärtiger, ältlicher Afghane hinzu. Wir zogen ferner wiederum durch eine enge Schlucht zwischen zottigen Schieferfelsen. Der Pfad ist dicht bedeckt mit Blöcken und Stücken verschiedener Gesteinsarten; neben den Schieferbruchstücken fanden sich krystallinische Gesteine; hin und wieder lagen Schieferscheiben. Mitunter stießen wir am Ufer der Bäche auf eisenhaltige Quellen mit kleinen rostig-gelben Flußbetten. Stellenweise war der Geruch von Schwefelwasserstoff höchst intensiv; aus einigen Miniatur-Kratern, die sich an den Ufern des Baches befanden, traten beständig auf der Oberfläche des Wassers Bläschen von diesem Gas hervor, wobei ein schwaches Brodeln zu vernehmen war. Stellenweise hielt sich der Pfad an einem schmalen Saum; wie ungemütlich war es, wenn man dann unter den Hufen der Pferde die zerstampften Schieferplatten knistern hörte. In ca. 15 Werst von unserem Lager begannen

[1]) In der Marschroute des Herrn Benderskij ist die Richtung nach Schibr eine andere.

die Höhen der Berge sich abzurunden. An den Bergabhängen stiegen magere Felder hinab mit Gerste bepflanzt; sie war noch völlig grün, wenngleich sie auch schon in Aehren stand. Zu den Feldern hin führten hin und wieder über die steilen Gehänge der Hügel Bewässerungsgräben, die aus dem auf der Sohle der Schlucht dahinströmenden Bach abgeleitet waren. Oft erhoben sich diese Gräben auf einige Dutzend Fuß hoch über dem Wasserspiegel des Baches; sie mußten infolge dessen zu den Feldern durch eine Strecke von einigen Werst geführt werden.

In 20 Werst von unserem Nachtlager gabelt sich die Schlucht ab, in süd-östlicher und westlicher Richtung; wir schlugen die erste Richtung ein und gelangten bald zu einem Schneefeld, welches die Schlucht auf eine Strecke von mehreren hundert Quadrat-Ssaschenj besetzt hielt. Der Schnee war dermaßen fest, daß nicht nur die Reitpferde, sondern auch die Lastpferde leicht hinüber gehen konnten, ohne auch nur einzusinken.

Als wir die Schneefläche hinter uns hatten, stellte ich eine Temperaturmessung des Wassers im Bache ein wenig oberhalb des Schneestreifs an und fand 8° C.; die Temperatur der Luft an dem gleichen Ort im Schatten gemessen betrug 13° C. Es war das gegen 8 Uhr morgens. Nachdem wir etwa 2 Werst in der Schlucht zurückgelegt hatten, kamen wir wiederum zu einem Schneefeld von etwas geringeren Dimensionen, als das vorherige, Jetzt begann ein äußerst steiler Aufstieg zu dem Paß, dessen Gipfel wir vor uns und noch in beträchtlicher Höhe sehen konnten, Wir gönnten den Pferden eine Rast. Während dieser Rast bewirtete uns eine Hesarenfamilie mit frischem Schafskäse. Dieser Käse hat anscheinend einen recht bedeutenden Nahrwert und ist von sehr scharfem Geschmack. Seinem Geschmack nach erinnert er bis zu gewissem Grade an den Käse unserer Baschkiren und Kirgisen, der unter dem Namen „Krutt“ bekannt ist. Das Nomadenlager unserer zufälligen Gastherren bestand aus einigen Zelten und jurtenähnlichen Hütten, die mit rußgeschwärzter und vom Alter zerlöcherter Koschma bedeckt waren. Aus den Zelten schauten einige Frauen- und Kinderphysiognomieen hervor. Ihre Gesichtszüge erinnerten nur wenig an den tatarischen oder mongolischen Typus. Schwarzes Haupthaar, glänzend schwarze Augen, leicht gekrümmte Nasen und keineswegs stark hervortretende Backen-

knochen — das waren die Hauptcharaktere dieser Physiognomieen. Außerhalb des Zeltes standen 2 bis 3 erwachsene Hesaren, die uns Käse und Milch anboten. Auf den Bergen irrten die „Ataren“ (Otaren), die Herden der Schafe umher; eine Herde zeigte sich sogar fast auf dem Gipfel des Irak-Piks.

Der eigentliche Aufstieg zu dem Paß hat eine Länge von 1 1/2 Werst und ist außerordentlich steil. Der Weg ist übrigens recht bequem; er ist recht breit (1 bis 2 Ssaschenj) und führt auf weichem, lehmigem Boden. Die Unbequemlichkeit besteht jedoch darin, daß er zu einer Seite hin stark abschüssig ist, so daß Rädergefährte hier wohl kaum durchkommen können. Auf die letzten 2 Werst des Weges hatten wir über eine Stunde Zeit verwendet. Nach jeden 10 bis 20 Schritten blieben die Pferde stehen und mußten sich ausruhen, nach neuen 20 Schritten gab es wiederum einen Halt; auf diese Weise ging es bis auf den Gipfel des Passes. Den Gipfel erreichten wir um 10 Uhr morgens. Nach den Berechnungen von Griffith beträgt die Höhe des Passes 13 000 Fuß. Es konnte darum natürlicherweise vermutet werden, daß wir die üblichen Folgen der Luftverdünnung, wie sie bei der bedeutenden Höhe, auf welcher wir uns befanden, eintreten mußten, zu spüren bekommen würden. Indessen hatte kaum jemand von uns über Atembeschwerden, über Herzklopfen, geschweige denn über noch unangenehmere Symptome, wie Blutungen aus Nase und Ohren, Ohnmachten und dgl. m. zu klagen. Nur der Kosak Ssolodownikow, ein Emphysematiker, hatte stark zu leiden; als er auf dem Gipfel des Passes anlangte, stürzte er mit ganzer Wucht zu Boden; eine unbedeutende Atemnot verspürte noch ein anderer Kosak, der durch das Wechselfieber entkräftet war. Es ist übrigens zu erwähnen, daß die Kosaken den Paß zu Fuß erstiegen; wären sie zu Pferde nach oben gelangt, so zweifle ich wirklich daran, ob bei den beiden Kosaken die von mir soeben erwähnten Symptome der „Bergkrankheit“ sich eingestellt hätten. Ich zählte bei mir und bei einigen Herren aus dem Personal unserer Gesandtschaft die Pulsschläge und fand im Mittel 84 Schläge in einer Minute.

Von dem Gipfel des Passes aus eröffnet sich eine recht interessante Aussicht auf die Umgegend. Vor allem läßt sich bemerken, daß der Paß von mehreren der Bergpiks an Höhe überragt wird. Es war ferner klar, daß *weder dieser Paß*,

noch der westlicher gelegene Hadschichak-Paß eigentlich im Hindu-Kusch selber, wenn man diesen im Sinne des typischen Gebirgsrücken begrenzt, sondern in dem Bergknoten zu liegen kommen, welcher den Hindu-Kusch flankirt, dessen Schneegipfel sich in beträchtlicher Ferne im Osten zeigten, mit dem Rücken des Kuch-i-Baba, der von dem im erwähnten Sinne bezeichneten Hindu-Kusch völlig unabhängig ist. Der Bergrücken Kuch-i-Baba beginnt 20 bis 30 Werst südlicher vom Paß mit einem dreigipfeligen Schneepik, der sich in einem von dem Abi-Gildschatui, einem am Fuß des Irak-Passes entspringenden Flüßchen, und von dem Hilmend gebildeten stumpfen Winkel befindet. Von diesem dreigipfeligen Pik aus erstreckt sich der Rücken des Kuch-i-Baba in ununterbrochener Schneekette in west-süd-westlicher Richtung. Uebrigens läßt sich hier die Richtung des Kuch-i-Baba nicht auf mehr oder weniger bedeutender Strecke verfolgen, da er sich bald hinter dem Schneepik des Passes Kalu den Blicken entzieht.

Die Gegend, in welcher sich der Fluß befindet, zeichnet sich durch vielfache Erhebungen aus. Die Hügel, Piks und Bergketten sind hier auf weiter Strecke ohne jegliche Ordnung aufgeworfen. Die Gegend ist in allen Richtungen von Schluchten und schmalen Thälern durchzogen. Zu bemerken ist es übrigens, daß in der Nähe des Passes sich nur wenige von den schneebedeckten Piks befinden; die Hauptmassen des Schneees zeigen sich in östlicher und süd-westlicher Richtung von ihm.

Auf dem Gipfel des Passes blies ein heftiger Wind. Nolens volens sahen wir uns genötigt, unsere Rast abzukürzen. Es gab hier 20° C. im Schatten. Der Niederstieg besitzt die gleichen Vorzüge und Nachteile, wie der Aufstieg. Vom Paß aus bis zum Hesaren-Kastell Charsar werden 6 Werst angegeben. Hier hatten wir Nachtlager. Ueber die Strecke von dem Paß bis zum Kastell, das sich nach Griffith auf einer Höhe von 11 000 Fuß befindet, ist nichts Besonderes zu sagen. Allerdings ist der Weg hier viel bequemer, als derjenige jenseits des Passes: die Schlucht ist weiter, der Boden weicher, die Steine sind spärlicher. Auf dem Wege und auf dem Paß selber wächst ein Gras, das der dactylis glomerata ähnlich ist und, den Behauptungen der Afghanen gemäß, im höchsten Grade giftige Eigenschaften besitzen

soll. Sie achten sorgsam darauf, daß die Pferde und Kamele auf dem Wege durch diese Gegend nicht von dem Gras fressen; das Gras ist, wie sie behaupten, für diese Tiere tötlich, wenn sie eine größere Quantität davon fressen. Die Schafe aber können das Gras ungestraft abweiden.

In der Nähe von Kala-Charsar zeigten sich wiederum Felder mit Klee und Gerste; Weizen ist hier gar nicht zu sehen. Die Gerste stand zur Zeit in den Aehren. Der Klee wird nur einmal im Sommer gemäht. Die hiesigen Hesaren verraten in ihren Gesichtszügen eine größere Aehnlichkeit mit den Mongolen, als diejenigen, die wir auf der Nordseite des Großen Irak-Passes gesehen hatten.

Vor der russischen Gesandtschaft hat wohl kaum ein Europäer diesen Paß betreten. [1])

Der heutige Uebergang hatte uns recht tüchtig ermüdet. Nicht zu verwundern war es darum, daß wir, als wir des Lagers ansichtig wurden, die Pferde instinktiv zur Eile antrieben; bald darauf empfing uns der Schatten der Zelte mit üblicher Gastfreundschaft. Das schon bereite Frühstück kam uns außerordentlich gelegen. Die ermüdeten Glieder sehnten sich energisch nach einer horizontalen Lage, die Nerven nach Schlaf. Wir alle beeilten uns, dem Wunsche der Natur nachzukommen. Unser „Naturforscher“ aber hatte noch ein während der Reise höchst fatales Abenteuer zu bestehen: sein Gepäck mit seinem Bett war nicht eingetroffen und lange noch mußte er auf das gehörnte Saumtier warten, das sein Gepäck schleppte. Mit dem gehörnten Saumtier aber hatte es folgende Bewandtnis. Unsere Lastpferde waren nämlich bei der unausgesetzten, anstrengenden Reise völlig heruntergekommen; die meisten von ihnen hatten wunde Rücken und gequetschte Seiten, so daß sie zur weiteren Arbeit fast durchweg

---

[1]) Uebrigens hat Dennie den Irak-Paß passiert. Wood. Journey to the source of the Oxus. p. LXVI. „The Irak pass was that, by which Brigadier Dennie crossed to Bamian in 1840 before fighting his action with Dost Mahommed on that famous site.“ Allerdings bleibt es unbestimmt, welchen von den Irak-Pässen er passiert hat, den Großen oder den Kleinen? Aus dem Kabul-Thal kann man nach Bamjan auch durch den Kleinen Irak-Paß gelangen, ohne den Großen zu berühren; man muß hierbei nur die Richtung zum Paß Schibr einschlagen.

untauglich geworden waren. Die Afghanen, deren Zuvorkommenheit aller Achtung wert war, hatten das bemerkt und für uns nun einen Gepäcktrain aus Ochsen arrangiert. Die Ochsen erwiesen sich als ausgezeichnete Lasttiere, trotzdem daß sie hier überhaupt nicht von großem Wuchs sind. Sie haben recht bedeutend entwickelte Höcker, eine völlig glatte Behaarung und sehr fein gebaute schlanke Beine. Sie zeichnen sich durch große Gutmütigkeit aus, wenngleich sie auch nicht kastriert sind. [1])

Am anderen Tage hielt sich unser Weg die ganze Tagesreise über am Ufer des Baches. In 3 bis 4 Werst von dem Kala Charsar, rechts von uns, erschien der Weg von dem Paß Hadschichak; bald nach diesem zeigte sich, ebenfalls zu rechter Hand, das Dorf Gildschatui. Hier schließt sich dem Bach Abi-Charsar der Bach Abi-Gildschatui an. Sie bilden nach ihrer Vereinigung ein recht wasserreiches Flüßchen, das den Namen des letztgenannten Baches führt. Im Süd-Ost von dem Dorfe Gildschatui erstreckt sich eine recht weite Ebene, welche im Süden durch den hohen Pik des Kuch-i-Baba begrenzt wird. Es ist das der Pik, den wir vom Großen Irak-Paß aus gesehen hatten. Er ist mit ewigem Schnee bedeckt und bildet den Anfang des Bergrückens Kuch-i-Baba. Sehr wahrscheinlich, daß das derselbe Pik ist, der durch Burslem [2]) und nach ihm durch Lady Sale bestiegen wurde.

Auf der ganzen Strecke von dem Dörfchen Gildschatui bis Gerden-Divar giebt es fast kein einziges Dorf. Der Weg führt uns auf der Sohle einer tiefen Schlucht; hier schießt mit Getöse ein schäumender und reißender Gebirgsbach dahin und bespritzt die benachbarten, schwarzen, geradezu wie verkohlten Felsen mit Millionen seiner Tropfen. Wir mußten mehrmals von einem Ufer des Flusses zum anderen gehen, oft durch das Flußbett selber, wobei das Wasser den Pferden bis zu den Knieen reichte. Mitunter zog sich dem Ufer entlang ein glatt abgeschliffener Weg, gleich einem künstlich aufgeführten Trottoir. Die benachbarten

---

[1]) Schon in sehr ferner Zeit figurierten im Hindu-Kusch die Ochsen als Lasttiere gerade so gut, wie sie das heutzutage thun. Apollonius von Tyana, der hier in der Hälfte des 1. Jahrh. n. Chr. reiste, berichtet, daß hier der Transport von Lasten auf Ochsen üblich war. Siehe Reinaud, „Mémoire sur l'Inde", p. 84.

[2]) Burslem loc. cit. p. 34.

Felsen sind unbelebt, tot, man sieht hier nicht einmal die „Koljutschka"; selten nur erglänzt in der Sonne das purpurfarbige, gegenwärtig schon völlig dürre Blatt des „Tschukri". Dieser „Tschukri" oder „Rauasch" ist der Rhabarber von Burnes.

Fast auf der Hälfte des Weges von Gildschatui bis Gerden-Divar finden sich kräftige, eisenhaltige Quellen, welche unter einem Schieferfels hervorbrechen. Das Wasser der Quellen ist stark kohlensäurehaltig; der Geschmack ist ein angenehmer, leicht zusammenziehend, metallisch; die Temperatur des Wassers beträgt 11,6° C. Bei den Quellen, die aus 10 bis 15 Löchern aus dem Boden hervorbrechen, hat sich ein kleiner ovalgeförmter Hügel von rostig-roter Farbe gebildet, vermutlich infolge des Absatzes von Eisenoxyd. Leider konnten wir, da uns die nötigen Reagentien fehlten, keinerlei chemische Analyse vornehmen. Spaßes halber machten wir den Vorschlag, die Quelle den „afghanischen Narsan"[1]) zu nennen. Von diesen Quellen spricht unter allen englischen Reisenden nur Dr. Lord[2]) allein.

Nach einem Ritt von einer Stunde gelangten wir zum Fluß Hilmend. Der Abi-Gildschatui, dessen Ufern wir bis jetzt gefolgt waren, mündet fast unter rechtem Winkel in den Hilmend ein. Er fließt von Nord-Nord-Ost nach Süd-Süd-Ost; der Hilmend hingegen von Nord-Ost nach Süd-West. Auf der Landzunge, die durch den oberen Abschnitt des Hilmend und des Abi-Gildschatui gebildet wurde, war unser Lager aufgeschlagen. Die Zelte befanden sich diesmal auf extra für diesen Zweck aufgeworfenen Erhöhungen am Ufer des Flusses. Im Süden und Westen der Zelte war Wasser, im Norden nahezu senkrechte Felsen, im Osten wogten die grünen Gersten- und Weizenfelder. Auf der gegenüberliegenden Landzunge, welche durch den unteren Abschnitt des Hilmend und des Abi-Gildschatui gebildet wird, liegt auf einer Höhe von ein paar Hundert Fuß über dem Wasserspiegel des Flusses das Kastell Gerden-Divar. Seine gezackten Mauern machen einen recht imponierenden Eindruck auf den Wanderer, zumal da ja rund herum eine Stille wie in einer Wüste herrscht;

[1]) Der kaukasische Narsan (Nartsan) bei Kißlowodsk, 30 Werst von Pjatigorsk, eine berühmte, kohlensäurehaltige Quelle von außerordentlicher Stärke. Anm. d. Ueb.

[2]) Journal of the Asiat. Society of Bengal. Vol. VII p. 531. Dr. Lord's letter.

ja diese Wüste würde eine tote sein, wenn nicht die Felder um unsere Zelte herum vorhanden wären. Das Kastell wird durch eine kleine, afghanische Garnison besetzt. Es wird durch einen aus dem Abi-Gildschatui abgeleiteten Arick mit Wasser versorgt; um das Wasser auf die bedeutende Höhe zu schaffen, auf welcher sich das Kastell befindet, hat man den Arick auf einige Werst oberhalb der Festung begonnen.

Die beiden Ufer des Gildschatui werden durch eine hölzerne Brücke verbunden, die übrigens so baufällig und unzuverlässig war, daß wir sie zu benutzen nicht riskieren wollten und darum den Fluß durch eine Furt passirten, trotzdem daß er hier nicht weniger als 20 Ssaschenj breit ist und eine recht starke Stromgeschwindigkeit besitzt.

Der Fluß Hilmend führt recht bedeutende Wassermengen. Er ist hier ca. 30 bis 50 Ssaschenj breit und 3 bis 5 Fuß tief. Ueber den Fluß führt eine hölzerne, recht solide Brücke. Der Fluß ist anscheinend zwar nicht gar sehr mit Gestein verlagert, dürfte sich aber bei seiner reißenden Strömung wohl kaum für die Schiffahrt, ja selbst für das Abflößen eignen. Ich habe in diesem Thale keinen einzigen Baum gesehen; es läßt sich überhaupt sagen, daß das Gebiet außerordentlich wüst ist. Die absolute Höhe des Kastells Gerden-Divar beträgt nach englischen Angaben 10000 Fuß.

Am folgenden Tage, am 26. Juli, hatten wir eine recht lange und ermüdende Tagereise zurückgelegt. Aus dem Thal des Hilmend kamen wir in das Thal des Kabul-Darja.

Nachdem wir über die hölzerne Brücke auf das andere Ufer des Hilmend gelangt waren, folgten wir in einer Strecke von etwa 2 Werst dem linken Ufer desselben. Der Weg hält sich auf einem nicht gerade hohen Saum, lenkt darauf scharf nach Süden ab und führt einige Zeit durch eine enge Schlucht, auf deren Sohle ein schmutziger Bach strömt. Nachdem wir auf diese Weise ca. 3 Werst zurückgelegt hatten, gelangten wir wiederum in eine offene Gegend, welche sich bald darauf in östlicher Richtung zu erheben begann. Noch ein kleiner und recht steiler Aufstieg und wir kommen wiederum in eine Thalenge. Der Weg ist mit erratischen Blöcken und mit Gestein von verschiedentlicher Größe bedeckt. An den Seiten des Weges erstrecken sich mitunter kleine

Felder mit Weizen, Gerste und Erbsen. Abseits, in der Ferne, namentlich im Süden und näher zu den Bergen hin, die ihre scharfen Piks mit den noch erhaltenen Schneeflecken hoch über die sie umgebende Gebirgsterrasse erheben, zeigen sich die charakteristischen Niederlassungen, die Schlösser. Bald darauf erschien linker Hand von uns eine recht umfangreiche Niederlassung. Es ist das Jurt. Die gesamte der Niederlassung angrenzende Fläche wird nach diesem Dorf benannt. Jurt ist in der Umgegend berühmt durch seine unermüdlichen Pferde und auch durch seine Schafe. Uebrigens ist dies Gebiet überhaupt so arm, daß es hier wahrhaftig nicht schwer fallen kann, durch irgend etwas zur Berühmtheit zu gelangen. In einer anderen, gesegneteren Gegend würden die gleichen Pferde und Schafe wohl kaum für etwas Besonderes gelten. Von den Hesaren, die das außerordentlich hohe Plateau (ca. 11 000 Fuß) bewohnen, wird erzählt, daß sie sehr kühne Räuber seien.

Die Gegend beginnt daraufhin wiederum im Osten zu steigen, währenddem sie gegen Westen als weite absteigende Fläche erscheint. In gewissen Abständen wird dies Gebiet durch relativ steile und tiefe Schluchten durchbrochen, deren nackte Wände auf Urgestein hinweisen. Aufstieg und Niederstieg sind hier außerordentlich glatt und scheinen stellenweise geradezu über abgeschliffene Granitplatten zu führen. Auf der Sohle dieser Schluchten, die von Süden nach Norden in der Richtung zum Fluß Hilmend hin streichen, finden sich gewöhnlich Bäche. Schließlich haben wir die letzte Schlucht erreicht und es führt uns ein steiler, wenn auch kurzer Aufstieg zum Gipfel des Passes Unai, der nach Griffith über 11 000 Fuß hoch liegt. Indessen sollte als Paß nicht bloß diese, die umgebende Terrasse nur sehr wenig überragende Erhebung bezeichnet werden, sondern auch das gesamte angrenzende Plateau. Der Paß Unai repräsentiert somit eine sehr breite Gebirgsterrasse, welche in der Richtung des Meridians von Schluchten durchzogen wird. Ich glaube aus dem Grunde den Paß in dieser Weise bezeichnen zu müssen, weil eben derjenige Vorsprung, der den sogen. Paß bildet, wie gesagt, nur sehr wenig sich über das umliegende Gebiet erhebt. Immerhin aber bildet er die Wasserscheide für die Flüsse Hilmend und Kabul-Darja.

Daraufhin begann der Niederstieg zum Kabuler Thal. Dieser Niederstieg war anfänglich sehr glatt und recht steil. Aber hier sind doch weder die bodenlosen Abgründe an den Seiten zu sehen, noch die Säume, die über die Abhänge ragen und auf denen der Pfad sich schlängelt, wie das Burslem[1]) beschreibt. Allerdings finden sich auf dem Wege Steine und Granitblöcke, durch welche er mitunter nahezu völlig verlagert erscheint. Die Schlucht erweitert sich allmählich, hauptsächlich nach rechts. Bald darauf zeigen sich klare Bäche und noch etwas weiter, da beginnen bereits die Felder.

Das Thal erweitert sich mit jedem Schritt immer mehr und mehr nach rechts; jetzt zeigt sich das erste Gärtchen, allerdings ein kleines und recht kümmerliches. Aber das Auge haftet mit Genuß an dem ärmlichen Laub: vom Irak-Thal an haben wir ja kein einziges Bäumchen gesehen. Die rechte Wand der Schlucht bewahrt noch für einige Zeit den schroffen, felsigen Charakter.

Plötzlich kam uns eine Reitertruppe entgegen. Ihr Anführer war in ein seltsames, aber höchst effektvolles, grünes Gewand gekleidet. Als der Kemnab Mahomed-Hassan-Chan, der Debir also, sich ihm genähert hatte, sprang der Reiter aus dem Sattel und begrüßte ihn und auch die Gesandtschaft ehrfurchtsvoll. Der Kemnab reichte ihm die Hand und umfaßte dann seinen Kopf mit den Händen und sprach lange und herzlich mit ihm. Der Afghane schloß sich daraufhin mit seiner Reitertruppe unserer Eskorte an.

Bald darauf veränderte sich die Gegend von neuem. Die Berge rückten zusammen und bildeten eine wilde, aber außerordentlich malerische Schlucht, deren Boden durchweg mit grobem Sand und Kieseln bedeckt war. Wie schallte hier die Schlucht von den scharfen Tönen der Trompete und wie rasselte die

---

[1]) Burslem l. cit. p. 25—26: „We soon entered the mouth of the pass, which was girt on either side by magnificent precipices; the road was narrow and slippery — of course without even an apology for a parapet-running along a natural ledge on the verge of a perpendicular cliff, and so sheer was the side, that from a horse's back you might sometimes have dropped a stone into the apparently bottomless ravine-bottomless, for the rays of a noonday sun have never broken the eternal darkness of the owful chasm beneath.“

Trommel, deren Laute das hundertfältige Echo in unglaublicher Weise verstärkte!

Die Gegend, durch welche wir jetzt zogen, gewann allmählich einen immer romantischeren Charakter. Die Granitfelsen der Schlucht waren malerisch von dem dichten Laub der üppigen Gärten beschattet; hoch in den Lüften und mit den benachbarten Felsen an Höhe wetteifernd erhob die pyramidale Pappel ihre grünen Wipfel. Stellenweise schauten goldige Aprikosen unter dem grünen Laub hervor. In die hellen Fluten des lebhaften, unablässig murmelnden Baches hinab neigten die Uferweiden langsam ihre grünen Zweige. Mitunter zeigte sich auf den Anhöhen, bald auf einer, bald auf der anderen Seite der Schlucht, ein Schloß, das hier auch wirklich seines Namens würdig war.

Wir zogen durch mehrere Dörfer, durchkreuzten einige Felder, die mit Weizen besäet waren, dessen große und volle Aehren schon völlig gereift waren; wir passierten mehrmals den Bach durch die Furt, gingen einmal über eine hölzerne Brücke hinüber und kamen schließlich zur Station Sser-Tschechmeh.

Mit Genuß streckte ich mich auf dem Teppich aus, der unmittelbar am Ufer des Baches Sser-Tscheschmeh ausgebreitet war. Dieses Sser-Tscheschmeh ist die Quelle des Kabul-Flusses.

Auf einer felsigen Anhöhe in einigen Dutzend Schritt von unseren Zelten hatte sich ein großer Haufe von Eingeborenen angesammelt. Mehrere Stunden lang saßen sie regungslos auf einem Fleck in Betrachtung der noch nie von ihnen gesehenen Ankömmlinge verloren, nur hie und da teilten sie einander kurze Bemerkungen mit. Mehrere Knaben kletterten mit affenartiger Behendigkeit auf den Felsen und Vorsprüngen der Anhöhe umher, auf welcher sich eines der unvermeidlichen „Schlösser" befand. Die Thore des Schlosses, d. h. also der Niederlassung, wurden häufig geöffnet und geschlossen, indem die mit Futter für unsere Pferde bestimmten beladenen Leute durchpassierten. Sehr wahrscheinlich, daß hier überhaupt alles für unseren Unterhalt Erforderliche von dieser Niederlassung geliefert wurde. Die Gesandtschaft hatte ja während ihrer ganzen Reise durch Afghanistan gar nichts für ihren Unterhalt zu zahlen. Die afghanische Regierung konnte dem, allen Völkern und Staaten gemeinsamen

Brauch der Gastfreundschaft folgend, natürlich nicht zugeben, daß wir für unseren Unterhalt selbst zahlten.

Das Volk, das sich auf der Anhöhe postiert hatte und am Thore hin- und herging, gehörte offenbar nicht dem afghanischen Geschlecht an. Die rasierten kesselförmigen Schädel, die starken Jochbeine, die gewissermaßen ein wenig nach innen schiefgestellten, geschlitzten Augen — sprachen für ihre Zugehörigkeit zu den Völkern mongolischer Rasse. Unsere Nachfragen überzeugten uns davon, daß das Hesaren waren, deren sich recht viele am Oberlauf des Kabul-Darja finden. Ihr Charakter erinnerte an das Tatarische; die Wurzeln der Wörter sind dschagataischen Ursprungs. Wie schade, daß es uns nicht möglich war, mit diesem interessanten Volke näher bekannt zu werden! In der Armee des Schir-Ali-Chan dienen viele Hesarensoldaten; seine Leibwache besteht fast ausschließlich aus Hesaren.

Gegen 4 Uhr nachmittags wurden die weißen Wolken auf den Gipfeln der im Osten von uns befindlichen Berge durch dunkle Wolken verdrängt. Diese Wolken wuchsen rasch zu einer drohenden finsteren Regenwolke an und bald darauf ertönte das dumpfe Rollen des Donners. Die Regenwolke zog in der Richtung zu unseren Zelten hin und wir empfanden schon im voraus den ganzen Genuß einer durchaus unerwünschten und nichts weniger als angenehmen Regendouche. Auf den Schutz der Zelte konnten wir uns bei einigermaßen heftigem Regenguß nicht verlassen. Ja die Zelte konnten bei starkem Winde vollständig niedergerissen werden. Mit diesen Aussichten folgten wir alle sehr gespannt den Bewegungen des ungebetenen Gastes. Schon hatten die zerrissenen Fetzen seines Gewandes die uns anscheinend sehr nahen Berghöhen bedeckt. Jetzt durchzuckte die Luft, einer glänzenden Schlange gleich, ein Blitz — und ein starker Donnerschlag erdröhnte in den Schluchten und in den Tiefen der Felsen. — Aber unsere Befürchtungen waren unbegründet gewesen: die Regenwolke zog rasch am nördlichen Zuge der Berge an uns vorüber. Auf unsere Lagerstätte waren nur einige Regentropfen gefallen. Es war das das erste Gewitter, das wir in den Bergen des Hindu-Kusch gesehen hatten.

Den ganzen folgenden Tag gingen wir in dem schön kultivierten Thal des Kabuler Flusses. Früh morgens, nachdem wir,

wie üblich, rasch eine Tasse Thee hinuntergegossen hatten, waren wir im Sattel. Es fiel uns schwer, ein so reizendes und gemütliches Oertchen wie Sser-Tscheschmeh zu verlassen, um so mehr, als der Weg schon auf den ersten 2 Werst vom Flusse nach rechts ablenkte und wir diese 2 Werst auf einer ununterbrochenen Auflagerung von Kieseln und scharfem, grobem Sand zu machen hatten. Unsere armen, schwerbepackten „Steppenrenner" sanken fast bis zu den Knöcheln in diese Masse hinein und waren nahe daran, ihre müden Beine völlig zu verderben. Bald darauf aber führte der Weg wieder durch kultiviertes Land, durch Gärten und Felder. Mitunter traten die Felsen der beiden Hügelreihen wiederum nahe an einander und verengten das Thal. Stellenweise mußten wir auf nicht gerade hohem, granitenem Saum gehen. Etwa drei mal mußten wir den Fluß überschreiten. Hier waren nun allerorts recht brauchbare hölzerne Brücken vorhanden. In bezug auf Solidität und Schönheit standen sie jedoch bei weitem denjenigen Brücken nach, die wir im afghanischen Turkestan gesehen hatten. Die letzteren hätten selbst europäischen Ländern Ehre eingebracht. Bald darauf stießen wir auf dem Wege auf Wasserlachen — die Spuren des gestrigen Gewitters und des Regengusses. Die Gärten, an denen wir vorbeikamen, bestanden hauptsächlich aus Pappeln, Aprikosen und Weiden, selten nur fanden wir Tschinaren. Auf den Feldern sahen wir Mais; die bereits hervorgebrochenen Kolben desselben hoben ihre Häupter bereits in die Höhe und suchten gierig nach den freundlichen Strahlen der Sonne. Weiterhin schlossen sich den erwähnten Bäumen noch Nußbäume an und weiter noch, da zeigte sich bereits die Weinrebe.

In ca. 10 Werst von unserem Lager erweitert sich plötzlich das Thal in bedeutender Weise, hauptsächlich nach links, so daß sich ein weites Nebenthal bildet. Dies Nebenthal ist anscheinend selbständig und wird von einem recht wasserreichen Flüßchen bewässert, welches gerade hier in den Kabul-Darja mündet.

Aber auch rechter Hand traten jetzt die Berge mehr zurück und erschienen abgerundeter. Diese Berge boten uns momentan ein prachtvolles Panorama dar. Die höchsten Gipfel waren in einen undurchdringlichen weißen Nebel eingehüllt. An ihren schroffen Gehängen kletterten halbdurchsichtige, zarte, elastische

Wolken herab, deren Umrisse sich beständig und launenhaft veränderten. Tiefer noch und statt der grünen Matten traten Felder auf, deren Bewässerungsgräben in regelmäßige Reihen, einer über dem anderen an dem Abhang gezogen waren, und die Berge somit in mehreren Stockwerken umgürteten. Die Baumgruppen und die in ihrem Schatten stehenden „Schlösser“ erschienen von hier aus, von unten, wie Puppenhäuser, die auf den smaragdenfarbigen Gewändern von Riesen verstreut lagen. Zum Flusse selber steigen die Felder in Terrassen hinab; ein jedes Feld ist zum Schutz vor Ueberschwemmung von Seiten des Flusses und auch der Gebirgsströme mit steinernen Mauern und Dämmen versehen. Kein Stückchen Land, das anbaufähig ist, bleibt hier unbenutzt, unbebaut. Die Ufer des Flusses und die winzigen Inseln auf demselben sind ausschließlich von Gärten okkupiert, die hier Wäldern gleich sind. Ueber dem ganzen Gemälde aber strahlt ein klarer, türkisenblauer Himmel, unendlich tief, unfaßbar, wie die Ewigkeit selber.

Der General ritt heute, gerade so wie er es gestern gemacht hatte, uns voraus. Ich und der Oberst blieben diesmal nicht hinter ihm zurück. Die übrigen Mitglieder unserer Gesandtschaft hielten sich mit der Kosakeneskorte und unter der Obhut des bekannten ungehobelten, aber doch außerordentlich zuverlässigen Mossin-Chan hinter uns. In unserer Gruppe befand sich, wie bereits oben erwähnt, der Chef der Hesaren des Bezirks Kalu, Mir-Baba. Seine Physiognomie fesselte in außerordentlicher Weise meine Aufmerksamkeit. Ich schaute öfters mit Neugierde zu ihm hinüber. Er bemerkte meinen forschenden Blick und begann mir zuzulächeln, wobei er zwei Reihen kräftiger und glänzend-weißer Zähne vorwies. Er versuchte daraufhin sogar ein Gespräch mit mir anzuknüpfen, aber seine Unterhaltung beschränkte sich eben lediglich auf einige Versuche. Natürlich konnte weder ich ihn, noch er mich verstehen, an Dolmetschern aber fehlte es in unserer Gruppe. Wir mußten zur allgemein-menschlichen Sprache, zur Universalsprache greifen, d. h. uns durch Geberden zu verständigen suchen. Er nickte nun mit dem Kopf, fuchtelte und ruderte mit den Armen, hüpfte und schob sich auf seinem Sattel umher, immerhin aber konnte unsere originelle Unterhaltung nur schwer von statten gehen. Der General war

so liebenswürdig, daß er mir mit Hülfe des Debirs manches von dem übersetzte, was mir der Nachkomme des Tschingis mitteilen wollte. Dieser aber hatte mir über den Weg zu erzählen und über die Thäler in den benachbarten Bergen und würde sich bei seiner Gesprächigkeit wohl kaum darauf beschränkt haben, wenn eben nur eine Möglichkeit zur Fortsetzung des Gespräches vorhanden gewesen wäre.

Schließlich kamen wir zur Niederlassung Jalris (sprich das J = franz. j). Hier verengt sich das Thal wiederum. Der Weg führt dem linken Flußufer entlang durch eine hügelige Gegend. Die Hügel bestehen aus Konglomeraten. Die übrige Hälfte des Weges bis Koti-Aschru legten wir noch schneller als die erste zurück. Auf unserem Wege wunderte ich mich nicht wenig darüber, daß die Felder auf großen Strecken mit Bohnen und Erbsen nebst Mais und Reis bepflanzt waren. Ich vermag mir absolut nicht die Vorliebe der Eingeborenen für diese Pflanzen zu erklären.

Auf dem Wege kamen uns von Zeit zu Zeit große Karawanen entgegen, die ins Amuthal und hauptsächlich nach Buchara zogen.

Einige Werst vor unserer Station machte uns der Debir darauf aufmerksam, daß die Gesandtschaft daselbst von dem Minister des Hofes des Emirs Schir-Ali-Chan empfangen werden würde, der speziell zu diesem Zwecke aus Kabul uns entgegengesandt sei. Nach einem Ritt von wenigen Minuten bemerkten wir unter einem hohen, das umliegende Thal beherrschenden Tschinar den Sserdar mit einem Gefolge von mehreren Männern; er wartete hier auf unsere Ankunft. Sobald er der Gesandtschaft ansichtig wurde, ritt er uns entgegen. Es war das ein hochgewachsener, kräftiger, alter Mann von etwa 70 Jahren mit weißem Haar. Sein Gesicht zeichnete sich durch einen angenehmen, offenen Ausdruck aus; die dunklen Augen schauten klug und freundlich unter den schönen Augenbrauen hervor. Eine Adlernase verlieh seinem Gesicht den Ausdruck von Kraft und Energie. Auf seine Brust fiel ein schneeweißer, nicht sehr langer Bart hinab. Er trug eine nach europäischem Zuschnitt und anscheinend auch aus europäischem Material verfertigte Kleidung. Seine feste und noch schlanke Taille umspannte ein schmaler lederner Riemen mit

goldener Borte, an welchem von links ein langer Kabuler Säbel und von rechts ein Revolver von ehrerbietigem Kaliber hing. Auf dem Haupte hatte er die afghanische nationale Kopfbedeckung — eine hohe, kegelförmige Mütze aus schwarzem sehr feinen Karakuler Lammfell. Er ritt einen prachtvollen feurigen Vollbluthengst von goldgelber Farbe. Der Sattel und der Zaum mit dem Mundstück waren zweifellos englische Arbeit. Der Name des Sserdars war Abdullah-Chan.

Nachdem wir die ersten Begrüßungen gewechselt hatten, begaben wir uns insgesamt zu den Zelten, in welche wir durch den ehrwürdigen Sserdar hineingeführt wurden. Er hielt sich einige Minuten in unserem Zelt auf, sprach von dem bevorstehenden Weg und teilte uns dabei mit, daß uns auf der nächsten Station der Minister der auswärtigen Angelegenheiten in Afghanistan, der Wesir Schah-Mahomed-Chan, erwarten werde.

Jetzt wurde uns Thee vorgesetzt. Der Sserdar trank eine Tasse Thee und empfahl sich darauf mit Würde der Gesandtschaft, indem er ihr gute Ruhe nach der ermüdenden Reise wünschte, und seinen Besuch für den Abend zusagte. Inzwischen hatte sich der Himmel von neuem überzogen, die Gipfel der nördlichen Bergkette hatten sich wiederum mit feuchten dunklen Regenwolken bedeckt. Bald darauf erschallten die Donnerschläge und dünne, zackige Blitze durchschnitten die Luft. Wir waren wiederum darauf gefaßt, ein Bad unter freiem Himmel nehmen zu müssen. — Aber auch diesmal war der Himmel uns gnädig. Der Guß entlud sich im Westen, in etwa 10 Werst von unseren Zelten. Uebrigens war der Regen auch bei uns so stark gewesen, daß er den Boden gut durchnäßt hatte.

Wir befanden uns gegenwärtig am Nordrand des durch seine Fruchtbarkeit und den kriegerischen Sinn seiner Bevölkerung bekannten Thales Maidan. Bei dem Dorf Koti-Aschru gewinnt das Thal einen Durchmesser von 6 bis 7 Werst und lenkt, dem Laufe des Kabulflusses folgend, nach Süd-Ost ab, wobei es den gerade im Osten vom Dorfe liegenden Paß Ssefid-Chak (weiße Erde), den letzten auf dem Wege nach Kabul, umgeht. Die Ausläufer des Hindu-Kusch im Norden des Thales, in bezug auf den Hindu-Kusch sind es die südlichen, werden hier bedeutend niedriger und sind auch in ihren Umrissen bedeutend

weniger schroff als die Gebirgsbarrière, welche das Thal Maiden vom Süden begrenzt. Diese letztere nun erhebt sich nahezu als senkrechte Mauer vor dem malerischen grünen Thal; im Norden indessen wird der Gebirgszug hin und wieder durch enge Bergthäler durchschnitten, in denen Gartenhaine und grüne Felder dunkeln. Das Thal Maidan ist gleichsam ein einziges großartiges Dorf, das sich auf viele Werst in die Länge und Breite erstreckt. Die Gärten in diesem Thale sind wahre Wälder. Das Thal gilt als die nahezu wichtigste Kornkammer für Kabul. Die Bevölkerung ist hier sehr bedeutend und wird auf fast 100 000 Mann geschätzt. Es wohnen hier sehr viele Afghanen, aber auch Tadschiken und selbst Hesaren.

Gegen 6 Uhr abends erschien der Sserdar wiederum bei uns. Der Debir, der es gesehen hatte, daß ich mit dem Oberst Schach spielte, machte mir den Vorschlag, mit ihm eine Partie zu spielen. Ich ging darauf ein, wenngleich ich auch erwarten konnte, daß unser Turnier nicht streng lokalisiert bleiben und der Debir Beistand von der Umgebung erhalten werde. So war es denn auch wirklich. Schon nach einigen Zügen hatte es sich herausgestellt, daß gegen mich drei kämpften, darunter Mossin-Chan und noch ein afghanischer „Kernel“. Abdullah-Chan folgte mit Aufmerksamkeit dem Spiel. Ich ereiferte mich wie üblich, namentlich weil der Kampf so ungleich war, ich machte einen Fehler nach dem anderen und wurde bald „Matt“.

Der ehrwürdige Alte meinte jedoch, daß dies Matt noch keineswegs eine Niederlage für mich sei; im Gegenteil aber wäre der Sieg, den die drei Gegner über den Einzelnen davongetragen, eigentlich eine Niederlage für die Sieger, „da sie,“ so erklärte sich der Sserdar, „im vorliegenden Falle eine Niederlage auf dem Gebiete der Großmut und der Gastfreundschaft erlitten haben.“

Der Anblick des rüstigen und würdevollen Alten gewährte eine wahre Freude. Das Gespräch lenkte daraufhin auf politisches Gebiet ein. Der Sserdar äußerte unter anderem, daß die Gegenwart ihn an das Ende der 30er Jahre erinnere, wo es ihm ebenfalls zu Teil ward, den russischen Gesandten Wittewitsch zu empfangen, der dann auch während der ganzen Zeit seines Aufenthaltes in Kabul in seinem, des Sserdars, Hause wohnte.

„Schon dazumal," sagte der Sserdar, „war es uns klar, daß eine friedliche Entwickelung unsres Staates für uns nur bei einem Bündnis mit Rußland möglich sein werde. Schon dazumal sah Dost-Mahomed-Chan ein, daß nur Rußland allein eine Schutzwehr gegen die Eingriffe der ländergierigen Engländer gewähren könne. Allerdings hat uns Rußland damals nicht beigestanden, wahrscheinlich aber fehlte es auch an einer Möglichkeit, uns irgendwie zu Hülfe zu kommen. Uebrigens konnten wir ja damals auch allein mit unseren Todfeinden fertig werden. Jetzt aber werden Sie von dem Sohn des Dost-Mahomed, dem Emir Schir-Ali-Chan, aufgefordert, zu ihm nach Kabul zu kommen — als teure Gäste, als Boten des Friedens und des Guten. Allah möge es gewähren, daß wir keinerlei Anlaß finden, unsere Freundschaft zu bereuen!"

So redete der energische Alte und sein Gesicht glühte begeistert und seine feurigen Augen bezeugten, daß seine Worte von Herzen kamen und aus voller Ueberzeugung gesprochen wurden. Er redete noch einige Zeit über das gleiche Thema. Daraufhin wurde ihm das Porträt von Dost-Mahomed-Chan gezeigt, das dem Burnesschen Werke „Kabul" beigefügt ist. Der Sserdar sprach sich über das Bild mit vielem Lob aus und meinte, daß es dem verstorbenen Emir sehr ähnlich sei. Als ihm nun mitgeteilt wurde, daß das Buch von dem bekannten Burnes, dem politischen Gegner des Witkewitsch, geschrieben worden sei, so sagte er, daß er sich sehr gut auch an Burnes erinnern könne, „an diesen sehr eitlen und ehrsüchtigen Menschen."

„Witkewitsch war das ausgesprochene Gegenteil von ihm," sagte der Sserdar.

Er zog sich gegen 7½ Uhr abends, nachdem er der Gesandtschaft gute Nacht (schebi schuma ba chair) gewünscht hatte, zurück.

Am anderen Tage, den 28. Juli, hatten wir den letzten Paß auf dem Wege nach Kabul zu passieren, den Ssefid-Chak-Paß. Die Station, zu welcher wir dann kamen, hieß Kalja-i-Kasy; von hier aus bis Kabul blieb uns eine Distanz von 15 Werst.

Wir brachen, wie üblich, morgens in der Frühe auf. Der Weg zog sich anfänglich in östlicher Richtung mit unbedeutenden Ablenkungen bald nach Nord, bald nach Süd. Nach kurzer Zeit

ließ der Weg den Kulturstreif des Thales völlig hinter sich und trat in ein leicht gehügeltes, stellenweise von Gebirgspässen durchschnittenes und mit Kiesel und recht bedeutenden erratischen Blöcken bedecktes Terrain. Ungefähr 8 Werst von unserer Station in Koti-Aschru begann ein recht steiler Aufstieg zu dem Paß. Man steigt auf einen, wenn auch nicht sehr schmalen, so doch recht glatten Pfad, der in Kalkgestein ausgehauen ist. Der ganze Aufstieg hat eine Länge von 2 Werst. Der Sattel des Passes ist Granit. Die Blättchen des Glimmers, im Granit eingestreut, glitzerten blendendhell in der Sonne. Der Niederstieg war nicht weniger steil und schmal als der Aufstieg.

Nachdem wir vom Paß bereits niedergestiegen waren, zogen wir noch einige Zeit durch eine schmale Schlucht, welche sich allmählich zum Osten hin erweitert und in das Arhandiler Thal führt. Auf der ganzen Strecke über den Paß war die Gegend völlig wüst. Nirgends war auch nur ein Bäumchen oder ein Strauch zu sehen.

Im Thal Arhandil kommt die Vegetation wiederum zur Geltung. Das Thal ist sehr gut kultiviert. Es ist durchweg, in seiner ganzen Breite von 5 Werst, in der Richtung von Nord nach Süd mit Feldern bedeckt, aus deren Mitte die von schattigen Hainen umgebenen Niederlassungen freundlich hervorschauen. Die dichtlaubigen Baumgruppen der Gärten bringen einen höchst anmutigen Wechsel in die Landschaft.

Der Weg führt mehrfach durch die Furt von einigen Bewässerungsgräben und Flüssen; ein Flüßchen hat eine Breite von 10 Ssaschenj bei einer Tiefe von 2 bis 3 Fuß. Je weiter wir nach Osten vorrückten, desto mehr und mehr erweiterte sich auch das Thal; unweit von Kalja-i-Kasy hatte es bereits eine Breite von 10 bis 15 Werst. Hier aber fanden wir schon lange nicht mehr die ununterbrochene Fläche von grünen Feldern und Gärten wie vormals. Im Gegenteil, wir mußten wiederum einige Zeit durch ein wüstes, mit mächtigen Steinblöcken bedecktes Gebiet ziehen, in der Nähe von einem ausgetrockneten Flußbett, das ebenfalls mit Steinen, Kieseln und grobem Sand verlagert war. Linker Hand, in 6 bis 7 Werst von uns, im Nord-Osten, zeigte sich ein Thal, höher gelegen als das unsrige und völlig mit Gärten bedeckt. Der Kemnab geriet beim Anblick des Thales in

Entzücken und sagte, indem er sich an mich wandte: „serdalu, schaftalu, miwe beßjar, cheili chub der ondscha!“ (Aprikosen, Pfirsiche, es giebt da verschiedene Früchte — wunderbar und wie viel!) „Beßjar, cheili chub, Doktor-Saib,“ wiederholte er mehrmals.

Ich dachte mir allerdings dabei, daß es wohl angenehmer sein würde, alles selber zu sehen, als bloße Berichte darüber, wie außerordentlich begeistert sie auch sein mochten, zu vernehmen.

Plötzlich zeigte sich im Osten in einigen Werst von uns eine seltsame Reitergruppe. Man konnte unter anderem drei Figuren irgendwelcher kolossaler Tiere unterscheiden. Der Debir sagte, daß das die „Filjan“, Elefanten wären und daß auf einem der Elefanten der Wesir-Saib uns entgegenreite. Wir spornten unsere Pferde an — der Zwischenraum zwischen uns und den Elefanten verringerte sich rasch. Nach einigen Minuten waren wir bereits imstande, die Figur des Wesirs genau zu unterscheiden, der auf einem der Elefanten saß. Nur wenige Dutzend Ssaschenj sind es, die uns jetzt von den mächtigen Tieren trennen; jetzt bleiben sie stehen: der Elefant, der den Wesir trägt, läßt sich auf die Kniee nieder — der Minister der auswärtigen Angelegenheiten von Afghanistan steigt auf einer Treppe zum Boden hinab.

„Chosch amedit, chosch amedit, Dschenerel-Saib!“ (willkommen, General Saib) rief der Wesir in herzlichem Tone, indem er sich dem General zuwendete und ihm die rechte Hand entgegenstreckte. Er schloß daraufhin den General in seine Umarmungen und drückte ihn an seine Brust. In gleicher Weise begrüßte er daraufhin auch den Oberst und mich. Bald darauf näherte sich uns auch der übrige Teil der Gesandtschaft.

Einige von uns nahmen auf den Elefanten Platz, die anderen blieben zu Pferde. Der General saß mit dem Wesir zusammen auf einem Elefanten. Bis Kalja-i-Kasy hatten wir noch 5 Werst und bald waren wir schon bei unseren Zelten.

Kalja-i-Kasy ist ein kleines, von Obst- und Gemüsegärten umgebenes Schloß. In einiger Entfernung von ihm befindet sich ein recht hoher, völlig offener Hügel, dessen südliche Seite von einer Mauer besetzt wird. Auf diesem Hügel nun

waren unsere Zelte aufgeschlagen. Es konnte kaum einen besseren Platz für ein Lager geben. Auf allen Seiten hin eröffnete sich eine weite Aussicht. Die Berge treten hier sehr weit auseinander, die Ebene umfaßt ein umfangreiches Gebiet. Im Osten erstreckt sich das außerordentlich schön kultivierte Thal Tschaar=Deg, dessen Gärten uns von unserem Hügel aus wie Wälder erschienen. Die gleichen waldähnlichen Gärten reichen bis zum Fuß der beiden Piks, oder besser gesagt der beiden hohen Hügel, zwischen denen der Weg nach Kabul gelegen ist.

Kabul ist von hier aus auf 15 Werst entfernt und wenn die Stadt nicht von unserem Hügel zu sehen war, so geschah das eben darum, weil sie gerade durch denjenigen Hügel verdeckt wurde, an dem der Weg nach Kabul vorbeiführte und auf dessen östlichen und nördlichen Gehängen die Stadt liegt.

Ueber diesen Hügeln und in der Ferne erheben sich die leicht=rosigen schneebedeckten Gipfel des Hindu=Kusch. Im Norden stößt das Thal auf relativ niedrige und weiche Gehänge der Berge, die sich übrigens bald energisch erheben. Im Westen windet sich schlangenartig der Weg, welchen wir eben zurückgelegt hatten; im Süden ist der Horizont nahezu unbegrenzt, in weiter Ferne nur lassen sich wie im Nebelduft niedrige Berge unterscheiden. Näher zu den Bergen führt der Weg aus Maidan nach Gasni. Der Kabul=Darja fließt ebenfalls weit im Süden von Kalja=i=Kasy und tritt, indem er den am Ostrand des Tschaar=Deg=Thales befindlichen und oben bereits erwähnten südlichen Hügel umgeht, in eine Schlucht ein und strömt daraufhin eine gewisse Strecke lang durch die Vorstädte von Kabul.

Die Elefanten ließen sich unmittelbar vor unseren Zelten auf die Kniee nieder und wir stiegen hinab. Der Wesir führte uns sofort in unsere Zelte hinein.

Ich möchte mich hier nicht in die Einzelheiten der Charakteristik des ersten Würdenträgers des Emirs verlieren. Ich werde das später thun können. Vorläufig möchte ich nur bemerken, daß das ein magerer, hochgewachsener Mann war, auf welchem die Kleider — von europäischem Schnitt — wie auf einem Kleiderständer hingen. Seine niedrige Stirn und die wenig markierten Gesichtszüge konnten den Beobachter nicht gerade sehr für ihn

einnehmen. Aber seine schwarzen Augen hatten einen offenen Blick und der Ton seiner Rede war herzlich und von Aufrichtigkeit durchdrungen.

Der Wesir verblieb einige Zeit in unserem Zelt und zog sich dann, nachdem er uns gute Ruh — „chub isterahat kerden“ gewünscht hatte, zurück.

Heute hatte uns der Emir zum Nachtisch, zum Dessert, aus Kabul eine große Menge verschiedener Früchte zugesandt. Da waren Kirschen, Aprikosen, Alutscha (eine Art Pflaumen), Weintrauben verschiedener Sorten, Birnen, Aepfel, die mir während der ganzen Reise in Afghanistan überhaupt nur in Kabul zu Gesicht gekommen waren, Pfirsiche, Maulbeeren, weiß und purpurfarbig, Arbusen (Wassermelonen), Melonen von verschiedenen Sorten, selbst rosafarbige. Hierzu kamen noch einige Sorten von Backwerk aus der Küche des Emirs. Ein Gebäck aus geschlagenem Rahm war uns von den Verwandten Mossin-Chans zugesandt worden. Ich staunte nicht über die Menge der Früchte, sondern darüber, daß manche von ihnen, trotzdem daß sie zu verschiedenen Jahreszeiten reiften, hier zusammen vor uns lagen. So hatten wir z. B. hier Aprikosen und Pfirsiche vor uns, was für die Taschkenter Verhältnisse etwas durchaus Seltsames gewesen wäre.

M. legte sich sofort den Samen von einigen Früchten zur Seite, in der Absicht, ihn zur Aussaat in Taschkent aufzuheben.

Nach dem Mittag machte ich mich mit M. B. und S. auf, um die Elefanten zu betrachten, die hier am Fuße des Hügels abgestellt waren. Es waren ihrer drei, darunter zwei Weibchen und ein Männchen. Das Männchen war nicht über 40 Jahre alt; von den Weibchen war das eine gegen 60, das andere 100 Jahre alt. Bei keinem der Elefanten waren die Stoßzähne vorhanden. Das Männchen war an den Beinen gefesselt, die Weibchen nicht. Auf meine Frage, warum bloß das Männchen allein gefesselt sei? antwortete der Führer, daß es „bloß nötig sei, daß das Männchen nicht fortgehe, die Weibchen würden schon stets bei ihm bleiben und ohne das Männchen keinen Schritt machen.“ Das Männchen war relativ klein, kaum über 10 Fuß hoch, die Weibchen hingegen viel größer. Alle drei Elefanten

waren vom Emir in Indien gekauft. Außerdem hatte der Emir, wie die Führer erzählten, noch über 10 Elefanten, welche sich gegenwärtig in Kabul befanden. In unserer Gegenwart putzten und wuschen die Führer ihre Elefanten, was ihnen bei den verschiedentlichen Streichen, die diese kolossalen Schlingel dabei ausführten, nicht geringe Mühe kostete. Um den Elefanten zu putzen, stellt der Führer ihn auf die Kniee und bearbeitet ihn nun mit einer Bürste wie ein Bodenwichser. Nun ist der Führer mit seiner Arbeit scheinbar zu Ende. Er gießt den letzten Eimer Wasser dem Elefanten über den kolossalen Rücken aus und läßt ihn aufstehen. Der Elefant gehorcht willig. Sobald aber der Führer ihn mit der Decke bedecken will, so ergreift der mutwillige Gigant mit seinem Rüssel eine Menge Staub und Erde und überschüttet sich damit den Rücken. Wiederum muß der Führer ihn auf die Kniee stellen und wiederum spaziert er auf dem unendlichen Rücken mit der Bürste in der einen Hand, mit dem Eimer in der anderen herum. Nun ist er fertig, er hat nur noch die Decke aufzulegen, aber der Elefant verzieht seinen ungeheueren Mund zu einem Lächeln und macht den gleichen Streich. Jetzt schlägt ihn der Führer mit der Bürste und befiehlt ihm, daß der Elefant ihn auf seinen Rücken heben möge. Sofort wird die Taille des Führers von dem Rüssel umwunden — und nun spaziert der Führer schon selber auf dem Rücken des Elefanten umher und arbeitet mit Wuth mit seiner Bürste.

Nachdem er seine Arbeit beendet, bedroht er den Elefanten mit einer strengeren Strafe, wenn er wagen sollte, seinen Streich zu wiederholen. Aber der Streich wird jetzt nicht mehr wiederholt; der Elefant wackelt bloß mit gewisser Komik mit seinem unverhältnismäßig großen Kopf und bewegt seine Ohren langsam hin und her, gerade wie wenn er sich mit einem Fächer Luft zufächelte. Schließlich ist der Elefant mit der Decke bedeckt und verliert sich in die angenehme Betrachtung dessen, wie vor seinen Augen das Mittagsmahl für ihn bereitet wird.

Das Mahl besteht aus einem Gemisch von Brotfladen und Butter, aus einem ganzen Haufen von frischem Grünwerk und Gemüse. Der Elefant frißt viel; er wird zweimal täglich gefüttert; dreimal am Tage wird er geputzt. Der Unterhalt des Elefanten mitsamt dem Führer, welcher noch einen Gehülfen

hat, kommt jährlich auf 5 bis 8 tausend Rupien (nominell 1 rupier = 60 Kop., im Kurs bis 70 Kop.).

Für den Ritt, wenn der Ausdruck hier zu gebrauchen wäre, wird der Elefant in folgender Weise gesattelt: es werden ihm auf den Rücken Unterlagen gelegt, wie sie gewöhnlich unter den Sattel kommen; auf diese Unterlagen kommt eine Decke. Auf dieser Decke wird eine recht umfangreiche hölzerne Plattform befestigt. Sie wird durch Stricke und Ketten festgehalten, welche unter den Bauch des Elefanten greifen, und ferner noch durch starke Schwanz- und Brustriemen. Auf der Plattform wird an vier eingeschraubten Ringen ein Korb aus Holz befestigt. Der Korb ist von außen mit Silber und Gold verziert, das Innere ist mit Seidenmatratzen und Kaschmir-Shawls ausgelegt. Ueber der Plattform wird ebenfalls eine mehr oder weniger reiche Decke gebreitet, z. B. aus Sammet oder Brocat u. dgl. m. Im Korb kann sich eine Person mit Bequemlichkeit plazieren, man kann hier selbst der ganzen Länge nach ausgestreckt liegen. Zwei Mann können ungeniert nach asiatischer Art sitzen, für drei ist es schon recht eng. An der Seite des Elefanten ist eine Treppe angehängt, da man, um den Elefanten zu besteigen, oder von ihm abzusteigen — trotzdem daß er sich auf die Kniee hinunterläßt — doch nicht ohne Treppe abkommen kann.

Der Elefant kann recht langsam und auch recht schnell gehen, er legt 5 bis 10 Werst in einer Stunde zurück. Er kann im Trab laufen, gewöhnlich aber läßt man ihm beim Reiten im Schritt gehen. Manche Elefanten tragen den Reiter sehr angenehm, ohne Rütteln und Stöße. Andere wiederum, namentlich die Weibchen, haben einen sehr ungleichen Gang; der Korb schwankt dann stark hin und her, der Reiter fühlt sich etwa so, als ob er auf der See geschaukelt würde. Man wird ungefähr in der Weise gerüttelt, wie auf einem Dromedar. Eine längere Reise auf einem solchen Elefanten wäre wohl kaum zu ertragen: schon nach einem Ritt von wenigen Stunden würde sich entschieden ein Schwindel einstellen und ein Schmerz in den Nacken- und Rückenmuskeln, die ja unausgesetzt arbeiten müssen, um den Körper und den Kopf im Gleichgewicht zu halten.

Der Elefant folgt dem Kommando des Führers, welcher sich gewöhnlich auf dem Hinterhaupte des Elefanten auf einem speziſiſch eingerichteten Sattel befindet. Ohne Führer macht der Elefant keinen Schritt. Die allgemein verbreitete Anschauung, daß der Elefant von seinem Führer durch Schläge auf den Kopf mit einem zugespitzten Hammer gelenkt werde, ist wohl kaum begründet. Der Elefant wird durch Worte gelenkt, wie: „vorwärts“, „zurück“, „rechts“, „links“, „rasch“, „langsam“, „still“ u. s. w. Alles das wird dem Elefanten in Worten gesagt und alles das versteht er in vorzüglichster Weise. Die Schläge mit einem Hammer, aber keineswegs mit einem zugespitzten, werden nur dann in Anwendung gebracht, wenn der Elefant eigensinnig wird, dumme Streiche macht oder aus irgend welchen Gründen dem wörtlichen Befehl nicht Folge leisten will.

Die Elefanten werden nicht nur in Indien, sondern auch in Kabul zu verschiedentlichen Arbeiten verwendet, so wurden sie z. B. für Erdarbeiten im Schirapurer Lager, an der Nordseite von Kabul, verwendet; sie beförderten auch das Geschütz über das Gebirge. Ein vollständig erwachsener Elefant kann auf seinem Rücken eine Last von etwa 60 Pud schleppen, ja vielleicht noch mehr. Ueber die Verständigkeit und die Ausdauer der Elefanten werden viele Anekdoten erzählt, welche hier natürlich nicht zu wiederholen sind.

Am Abend traf eine Post für die Gesandtschaft aus Taschkent ein. Der General Kaufmann hatte seinem Brief an den Chef der Gesandtschaft ein Telegramm, das er aus Petersburg erhalten, beigefügt. Das Telegramm bekundete, daß der Berliner Kongreß seine Sitzungen beschlossen habe. Die Hauptpunkte der Friedensbedingungen, zu welchen man sich mit der Türkei verständigt hatte, lauteten dem Telegramm nach wie folgt: Bildung eines Vasallenfürstentums Bulgarien bis zu der Grenze der Balkanen; Selbständigkeit von Serbien und Montenegro mit Einhaltung der früheren Grenzen und 400 Millionen Rubel Entschädigung an Rußland für Kriegsverluste. General Kaufmann schrieb in bezug auf dies Telegramm, daß „das ein trauriges Telegramm sei, wenn es seine Richtigkeit damit habe.“ „Jedenfalls,“ bemerkte er, „habe der Kongreß seine Sitzungen

beschlossen," er empfahl darum dem Chef der Gesandtschaft, sich in den Unterhandlungen mit der afghanischen Regierung von jeglichen entscheidenden Schritten, Zusicherungen u. dgl. m. zu enthalten und jedenfalls nicht so weit zu gehen, als wie das unter anderen Umständen möglich gewesen wäre, d. h. wenn uns ein Krieg mit England bevorgestanden hätte. Im gleichen Brief befanden sich auch ein paar chiffrierte Zeilen, welche der Chef der Gesandtschaft späterhin mit Oberst Rasgonow allein durchlesen wollte.

In dem lebhaften Gespräch, das sich unter uns in bezug auf die eingetroffenen Nachrichten entspann, wiederholte der General mehrfach, daß er sehr froh sei, daß diese wichtigen Nachrichten gerade noch zeitig, tags vor unserem Einrücken in die Hauptstadt von Afghanistan, eingetroffen seien. Dieses Ereignis, d. h. das Eintreffen der letzten Post, war natürlich im hohen Grade wichtig, da die Gesandtschaft sich hierdurch in ihren Unterhandlungen mit der afghanischen Regierung auf durchaus anderen Boden gestellt sah.

Abends brach bei mir ein äußerst heftiges Fieber aus. Der Paroxismus hielt die ganze Nacht an; trotz der bedeutenden Dosen von narkotischen Mitteln stellte sich mehrfach ein starkes Erbrechen ein. Die ganze Nacht über hatte ich eine Hitze, als ob ich im Feuer brannte. Indessen galt es, morgen in Kabul einzurücken. Man mußte sich wacker halten, man mußte die nötigen Anstalten zum festlichen Einzug treffen — nun aber lag ich schweißbedeckt, mit vor Hitze aufgesprungenen Lippen, im höchsten Grade erschöpft .....

Am 29. Juli erwachte unser Lager gegen 7 Uhr morgens. Alles lärmte und eilte. Alle waren in festlicher Stimmung, gerade als ob man sich zu einer Opferhandlung vorbereitete. Bald darauf erschien der Wesir mit seinem Gefolge. Gegen 8 Uhr morgens rückten wir aus. Ich fühlte mich außerordentlich miserabel. Im Kopf das Gefühl einer bleiernen Schwere, im Magen das Gefühl von Uebelkeit, beständigen Brechreiz. Die Beine wollten völlig den Dienst versagen. Was war da aber zu machen, auch ich mußte mich rüsten. Mit Mühe und Not hatte ich mich angekleidet und erkletterte nun einen Elefanten, in der Hoffnung, daß es sich auf ihm bequemer reiten lassen würde, als auf dem

Pferde. Ich fürchtete nämlich, vor Schwäche aus dem Sattel zu fallen. Als nun aber das „Schaukeln des Elefanten" begann, da konnte ich mich kaum noch weiter halten. Ich war mehrmals nahe daran, vom Rücken des Kolosses hinabzusteigen, bezwang mich aber doch und suchte mich in dem Gedanken zu befestigen, daß das „Fleisch zwar schwach, der Geist aber stark sein müsse." Wie dem auch sei — nach einiger Zeit hatte ich mich bereits soweit in meine Lage hineingefunden, daß ich bald imstande war, mich darüber, was um mich geschah, zu orientieren. Es geschah nun aber folgendes: Der Zug selber war höchst effektvoll. Voraus, in einigen Dutzend Ssaschenj vor uns, ritt ein Trupp glänzender afghanischer Kavalleristen. Daraufhin folgten einer nach dem anderen unsere Elefanten, hinter welchen sich die Kosakeneskorte hielt. Der Eskorte folgte wiederum ein Trupp afghanischer Kavalleristen. Zu beiden Seiten der Kavalkade marschierte in zwei langen Reihen die Garde des Emirs, imponierende Soldaten von hohem Wuchs. Sie trugen eine grellrote Uniform.

Nachdem wir die Felder hinter uns hatten, gelangten wir in ein mit dichtlaubigen Gärten bedecktes Gebiet. Hin und wieder zeigten sich Plantagen von Tabak und Mais. Der Weizen war hier bereits geschnitten. Abseits vom Wege zeigten sich an einigen Stellen Gruppen von Eingeborenen, die den soeben von den Feldern eingeheimsten Weizen ausdroschen. Der Weizen wurde durch Ochsen und Pferde gedroschen, die man auf den auf der Tenne ausgestreuten Garben herumstampfen ließ. An einigen Stellen erhoben sich bereits Kegel von ausgedroschenem und durchgewehtem Weizen und das bernsteinfarbige Korn desselben blitzte schön in der Sonne.

Nachdem wir 8 Werst von der Station zurückgelegt hatten, kam uns der leibliche Bruder des Emirs, der Sserdar Habib-Ullah-Chan, entgegen. Er war uns von Kabul aus auf einem riesigen aschgrauen Elefanten entgegengeritten. Der Elefant besaß mächtige vergoldete Stoßzähne, deren Spitzen abgefeilt waren. Der Sserdar wurde von einem Trupp Panzerreiter, die mit schönen Kabuler Säbeln bewaffnet waren, begleitet. Auf dem Haupte hatten sie glänzende Metallhelme mit Kettchen, welche bis zur Unterlippe reichten.

Sobald Habib-Ullah-Chan uns näher gekommen war, verließ er seinen Elefanten, um die Gesandtschaft zu begrüßen. Auch der Chef der Gesandtschaft stieg von seinem Elefanten herab. Nun wechselten die Reiter ihre Plätze auf den Elefanten. Der General bestieg mit dem Sserdar den Elefanten des letzteren; der Oberst setzte sich zum Wesir, ich kam zum Kemnab. Jetzt war es mir viel bequemer zu reiten; der Elefant hatte einen sehr angenehmen Schritt. Nun zogen wir wieder weiter.

Zu den Seiten des Weges sammelten sich jetzt die Eingeborenen in großen Mengen, um die Fremdlinge anzuschauen, die wenn auch „Firindschis" (Europäer), so doch von ganz anderer Sorte waren. Diese „Firindschis" waren „Urussen".

In 10 Werst von Kalja-i-Kasy beginnen die Vorstädte von Kabul. Der Weg führt hier durch eine Schlucht, die durch die beiden oben erwähnten Hügel gebildet wird.

Vor Zeiten wurde diese Schlucht durch eine Mauer aus gebrannten Ziegeln verschlossen. Diese Mauer, von welcher jetzt nur die Trümmer zurückgeblieben sind, ersteigt in Absätzen die beiden Hügel und erstreckt sich auf den Gipfeln derselben in der Richtung von Süd nach Nord. Wohin der nördliche Teil der Mauer führt und wo sie ihr Ende findet, das weiß ich nicht, der südliche Teil aber umgeht die Stadt im Westen, lenkt nach Süden ein und endet im oberen Bala-Hissar (der Citadelle von Kabul).

Es sammelte sich immer mehr und mehr Volk. Von beiden Seiten unseres Zuges hatte die Menge ein ununterbrochenes lebendes Spalier gebildet. Die nächsten Felsen und Vorsprünge der Hügel und die Ueberreste der zerstörten Mauern — waren durchweg mit Leuten von den verschiedentlichsten Typen besetzt. Die Dächer der Häuser, ja selbst die Bäume zu beiden Seiten des Weges waren mit Neugierigen übersäet. Da zeigten sich Afghanen mit bronzefarbiger Haut, mit blitzenden Augen und mit pechschwarzem Haar; hier mitten in der Volksmenge zeigten sich auch die Mongolenköpfe der Hesaren mit enggeschlitzten Augen und mit abstehenden Ohren.

Hinter der Schlucht beginnt bereits die Stadt Kabul. Wir passierten jetzt die Nordwestseite derselben. Wir mußten durch die Bazarstraße gehen, die sehr eng, aber doch gepflastert,

wenn auch sehr schlecht gepflastert war. Ueberhaupt begannen hier die gepflasterten Straßen. Weiterhin folgte eine Chaussee, eine recht ordentliche Chaussee, die zu beiden Seiten mit Bäumen, hauptsächlich mit Maulbeerbäumen und Weiden, bepflanzt war.

Nach einiger Zeit gelangten wir zur Brücke über den Fluß Kabul-Darja, der hier von Süd-West nach Nord-Ost fließt. Es war das eine steinerne Brücke, aber sie befand sich in sehr schlechtem Zustande. Die Elefanten passierten den Fluß durch eine Furt. Der Fluß ist hier nicht über 3 bis 4 Fuß tief bei einer Breite von 20 bis 30 Werst. Die Elefanten gingen langsam durch den Fluß und machten dabei mit ihren Rüsseln die verschiedentlichsten Kunststücke, indem sie Wasser einsogen und es dann mit großer Kraft ausstießen. Ich erwartete jeden Moment, daß der Elefant seinen Rüssel erheben und seine Reiter durch eine wohl kaum erwünschte Douche erfreuen würde. Aber der Führer gab sorgsam Acht auf ihn; sobald nur der Elefant das Wasser in den Rüssel einsog, so begann er ihm sofort etwas in's Ohr zu flüstern, der riesige Schlingel fing dann sofort an mit den Ohren zu klappen und warf daraufhin das Wasser hinaus.

Nachdem wir den Fluß passiert hatten, lenkten wir vom Weg nach links ab, zum Norden von der Stadt und kamen auf ein weites, freies Feld. Inmitten des Feldes standen afghanische Truppen von allen Waffengattungen. Auf den Flügeln war Kavallerie aufgestellt, im Centrum Infanterie, vor der Front Artillerie. Im ganzen war hier wohl kaum über eine Division Militär zusammen. Sobald sich die Elefanten dem Centrum der Truppen genähert hatten, wurden von der Artillerie Salutschüsse abgefeuert; es wurden 34 Kanonenschüsse abgegeben. Daraufhin begann die Musik ihr Spiel und die Truppen defilierten an uns vorbei. Die Elefanten traten wieder auf die Chaussee und schlugen die Richtung nach Bala-Hissar ein, dessen weiße Mauern in kaum einer Werst von uns schimmerten. Gleichzeitig erhob die Volksmenge, die sich auf der Chaussee drängte, ein Geschrei, indem sie den Segen der vier Khalifen auf die Gesandtschaft herabrief, was unserem Begrüßungs-Hurrah entspricht. Unter den Rufen der vieltausendköpfigen Menge und den Klängen der

Musik traten wir in das Thor des Bala-Hissar ein. Am Thor der Citadelle empfing uns eine Ehrenwache in originellem Kostüm, das aus einem bis zu den Knieen reichenden karrierten Röckchen, Schuhen und Helm bestand.

Nach einem kurzen Weg durch recht enge, teilweise gepflasterte Straßen mit zweistöckigen Häusern, deren Fenster auf die Straße hinausgingen, gelangten wir in unsere Wohnung. Bis zu unserem Hause wurden wir von dem gesamten afghanischen Adel, der hier nur vorhanden war, begleitet.

---

9. Kapitel.

In Kabul.

Die Wohnung der Gesandtschaft in Bala-Hissar. — Die Audienz der Gesandtschaft beim Emir Schir-Ali-Chan. — Volksfestlichkeiten. — Die dem Emir vom Turkestaner General-Gouverneur zugesandten Geschenke. — Der Emir schenkt der Gesandtschaft 11000 Rupien. — Das Leben der Gesandtschaft in Kabul. — Englische Zeitungen beim Emir. — Wir erhalten eine Post aus Taschkent. — Krankheit und Tod des Kronprinzen Abdullah-Dschan. — Die Unterhandlungen des Generals Stolettow mit der afghanischen Regierung. — Die Nachricht von der Ausrüstung einer englischen Gesandtschaft nach Kabul. — Diese Gesandtschaft wird von dem Emir abgewiesen. — Ein Bazar in unserer Wohnung.

Unsere Elefanten hielten in einem recht schmalen Gäßchen vor dem Thore des der Gesandtschaft angewiesenen Palastes. Das Gäßchen trennte unseren Palast von der Residenz des Emirs.

Ein weites Thor in einer recht dicken und hohen Lehmmauer führte uns in den äußeren Hof unserer Wohnung, woselbst sich die Gebäude für die der Gesandtschaft zur Verfügung gestellte Dienerschaft und für die lokale Administration des Palastes befanden. Von hier aus führte ein minder weites Thor in den Palast selber. — Das ganze Gebäude glich auf den ersten Blick einem viereckigen Kasten, der von zwei Seiten von dicken Mauern begrenzt war; die beiden anderen Seiten desselben waren aber von zwei Gebäuden eingenommen. Das Viereck hatte eine Fläche von einigen Hundert Quadrat-Ssaschenj inne.

Wir gingen durch den sorgfältig gefegten und mit Sand und Kies bestreuten Hof unseres Palastes und erstiegen die Terrasse, die sich vor dem nördlichen Gebäude befand. Die Terrasse war

mit gebrannten Ziegeln gepflastert und nahm etwa den fünften Theil des Hofes ein. Wir stiegen darauf in den zweiten Stock des nördlichen Gebäudes, woselbst uns bereits ein serviertes Frühstück und der Thee erwarteten. Die Kabuler haben allem Anschein nach das Obst sehr gern. So waren z. B. auch jetzt zum Frühstück ganze Berge von Obst aufgetischt. Ich verhielt mich jedoch völlig gleichgültig, wie zum Frühstück, so auch zur Umgebung und zu den Personen um mich herum. Die Fieberhitze hatte sich meiner gar zu arg bemächtigt. Zwischen den Mitgliedern der Gesandtschaft und den afghanischen Würdenträgern hatte sich eine sehr rege Unterhaltung angeknüpft, ich war aber völlig außer Stande, ihr zu folgen. Ich wünschte nur eines, daß unsere Gäste baldigst ihrer offiziellen Visite ein Ende machen sollten, denn dadurch hätte ich die Möglichkeit gewonnen, mich sofort zu Bette zu legen. Nun aber kam mir da noch der Wesir, die gute Seele, mit seinem Trösten und mit der Versicherung, daß mein Fieber bald vorüber sein werde und „daß einem Doktor doch nicht gezieme, krank zu sein“.

Immerhin verabschiedeten sich unsere Gäste bald und entfernten sich. Der Wesir wünschte darüber Auskunft zu erhalten, wann es der Gesandtschaft genehm sein würde, beim Emir zur Audienz zu erscheinen, bemerkte aber, daß der Gesandtschaft einige Ruhe nach dem Wege gut thun werde. Der General beschloß hierauf, daß die Gesandtschaft den ganzen folgenden Tag ruhen, „übermorgen aber, wenn es dem Emir Saib beliebe, bei ihm zur Audienz erscheinen“ werde.

Nachdem sich unsere hohen Gäste zurückgezogen hatten, beeilten wir uns, uns in der umfangreichen Wohnung bequem einzurichten.

Der Palast hatte, wie erwähnt, nahezu die Form eines Quadrats, von welchem zwei Seiten, die nördliche und südliche nämlich, von Gebäuden eingenommen waren. Das umfangreichere von den Gebäuden befindet sich auf der Nordseite des Vierecks. Es ist aus ungebrannten Ziegeln errichtet und von außen mit einer Holzbekleidung versehen. Das Gebäude ist vierstöckig. Eine umfangreiche Terrasse mit Steingeländer reicht bis zum dritten Stocke. An verschiedenen Stellen der Vorderseite sind Erker und Thürmchen angebracht. Die ganze Vorderseite ist mit Holz-

schnitzereien verziert. Das Gebäude erinnert überhaupt an unsere „Choromy-Terema“, die Wohnungen der Bojaren aus der Epoche vor Peter I. Die volle Illusion wurde bloß durch das flache Dach gestört und durch die Fenster ohne Scheiben, die mit geschnitzten Läden verschlossen wurden. Uebrigens war im dritten Stock ein Zimmer, von uns das „Nachtisch-Zimmer“ genannt, da die Süßigkeiten und Früchte gewöhnlich dorthin gebracht wurden, mit Fensterscheiben versehen.

Es befanden sich im Hause sehr viele Zimmer. Aber nur wenige von ihnen waren im europäischen Sinne des Wortes bequem eingerichtet. Die Möblierung war sehr spärlich: ein paar Sessel von sehr anspruchsloser Arbeit, einige einfache Stühle und Tische mit Tischdecken von englischem Fabrikat bedeckt; einheimische Betten mit einem Netz aus Stricken an Stelle von Federn und mit Matratzen, die mit Watte statt mit Roßhaar gepolstert waren — das war die innere Einrichtung des Palastes. Nirgends gab es einen Spiegel. Die Zimmer waren sehr klein, nur wenige hatten mehr als 4 bis 5 Ssaschenj in der Länge und 2 bis 3 in der Breite. Der Fußboden war in einigen Zimmern mit persischen Teppichen, in anderen mit einfachen Palassen, wieder in anderen mit dichten und weichen gemusterten kirgisischen Koschmas bedeckt. In einigen Zimmern waren die Teppiche mit weißem Calico, ebenfalls einem englischen Produkt, überdeckt. Die Decken der Zimmer waren von der in Central-Asien üblichen Art. Sie waren aus Schilfmatten verfertigt, welche direkt auf die Balken gelagert und von unten mit billigem Zitz beschlagen waren. Die Wände der Zimmer sind recht gut geweißt, was übrigens lange nicht in allen Zimmern der Fall ist, und an einigen Stellen mit einfachen Skulpturverzierungen aus Alabaster versehen. In den Wänden sind Nischen ausgehöhlt, wo Theeservice, Leuchter und andere Kabinetstücke standen. Nachdem ich dies Gebäude flüchtig gemustert hatte, begab ich mich in das südliche Gebäude.

Es war das ein zweistöckiges Haus. Die Einrichtung war die gleiche wie im vorhergehenden Gebäude. Der zweite Stock war viel besser eingerichtet als der erste. Die Zimmer schauten hier viel gemütlicher aus, als das in dem ersten, im nördlichen Hause der Fall war. Ein besonderer Vorzug des Hauses war

es, daß die Fenster desselben nicht nur auf den Hof, sondern auch auf die Südseite, d. h. auf die Straße hinausgingen.

Unmittelbar unter den Fenstern des nördlichen Gebäudes beginnt die weite Kabuler Ebene. Von der Höhe des zweiten Stockes in diesem Hause eröffnet sich ein wunderbarer Ausblick nach Süd und Ost auf die Umgebung der Stadt. Der Blick überfliegt die von niedrigen Bergen begrenzte Fläche auf etwa 10 Werst in südlicher und in östlicher Richtung. Ein bedeutender Teil der Fläche, namentlich der unserem Hause zunächstliegende, steht unter Feldern und Wiesen. In einer Werst von unserem Hause befindet sich ein großer Sumpf, der einige Quadrat-Werst bedeckt. Weiter von unserem Palast, näher zu den Bergen hin, liegen in verschiedenen Abständen von einander, vom Laube ihrer Gärten umgeben, umfangreiche Niederlassungen. Im Osten stehen die Niederlassungen und Gärten viel näher zur Stadt als im Süden. Im Osten ebenfalls zeigten sich in der Ferne, in 3 bis 4 Werst von der Stadt, die weißen Zelte des Lagers der afghanischen Truppen. Wir konnten späterhin öfters das Schießen aus Geschützen vernehmen, das von dort aus zu uns herüber drang. Das afghanische Militär übte sich dort im Zielschießen. Fast von der Mauer unseres Hauses her ziehen sich radienartig drei Wege über die Fläche, der eine nach West, der andere nach Süd, der dritte nach Südwest. Der letztere Weg zieht buchstäblich unter den Fenstern des südlichen Gebäudes vorüber, er hält sich unmittelbar am Fuße der Berge, die sich westlich von Bala-Hissar befinden und entzieht sich den Blicken, indem er sie vom Süden aus umgeht. In anderthalb Werst von unserer Wohnung war inmitten der Wiesen auf der Fläche und am Ufer des großen Sumpfes eine Anzahl von Elefanten zu bemerken. Hier befand sich das Lager der Elefanten. Wir konnten ihrer gegen 11 Stück zählen. Späterhin bemerkten wir, daß in der Regel ein Teil von ihnen gewöhnlich am Morgen irgendwohin fortgeführt und nur des Abends zurückgebracht wurde. Die zurückgebliebenen Elefanten wurden regelmäßig drei mal am Tage in den See geführt und dort gebadet. Mitunter waren ihrer mehr als elf.

Ich hatte ein Zimmer im südlichen Gebäude eingenommen. Im selben Hause hatten auch einige Mitglieder unserer Gesandt-

schaft Unterkunft gefunden. Der General nahm einige Gemächer im zweiten Stock des nördlichen Gebäudes ein. Die Kosaken wurden in dem unteren Stock des südlichen Hauses untergebracht. Wenngleich nun unser „Palast“ den orientalischen Palästen voll Pracht und Genuß, wie sie ja nicht nur in „Tausend und einer Nacht“, sondern auch bei vielen arabischen und persischen Schriftstellern beschrieben werden, nicht gerade ähnlich war, so schien er doch sehr anständig und, was die Hauptsache, recht reinlich zu sein. Der Hof namentlich zeichnete sich dadurch aus, daß er mit außerordentlich reinem Sande bestreut war. In entschiedenem Mißverhältnis zu dieser Reinlichkeit stand das Grab irgend eines Heiligen, der, wie man erzählte, ein Anverwandter des Emirs gewesen war, das in einer der Ecken des Hofes Unterkunft gefunden hatte. Ein paar schmutzige Lappen, an den auf dem Grabe aufgestellten Stangen hängend, schauten herausfordernd hinter der alten hölzernen Umzäunung hervor, durch welche das Gebiet des heiligen Verblichenen begrenzt wurde. Sehr auffallend war auch die völlige Abwesenheit von Baumwuchs an unserer Behausung. Ein paar Pfirsichbäume, eine sich rankende Weinrebe oder ein reichverzweigter, großblättriger Maulbeerbaum hätten doch das Bild, das das Innere unseres Palastes bot, sehr verschönern können, sie hätten die scharfen und ernsten Umrisse, die eher an eine Citadelle als einen Palast erinnerten, abgeschwächt und dem Ganzen mehr Weichheit und, nun warum nicht gar, auch einen poetischen Charakter verliehen. Ein Wasserstrahl schließlich, namentlich als ein, wenn auch sehr einfacher, Springbrunnen, wäre nicht nur in ästhetischer, sondern auch in rein physischer Hinsicht sehr angenehm gewesen, indem er die Mittagshitze mäßigen würde, die sich auch hier recht ordentlich zu spüren gab, indem sie die Lehmmauern unseres schachtelförmigen Palastes erhitzte. Aber „wo nichts ist, da hat auch der Kaiser sein Recht verloren“, sagt ein weiser Spruch. Ohnehin hatte ja der Emir der Gesandtschaft als Zeichen seiner besonderen Verehrung den Palast eingeräumt, der bisher von seiner Lieblingsfrau und ihrem Staat bewohnt gewesen war. Wir hatten aber doch etwas ganz anderes erwartet von einem Palast der durch ihren Reichtum und ihre Pracht einst so berühmten Emire von Kabul. Wir glaubten Marmor zu sehen zu bekommen und

Vergoldung, und grellfarbige Kacheln, Lapis-Lazuli, prachtvolle Springbrunnen, zauberhafte Gärten u. dergl. m. Statt dessen hatten wir Lehm, wenig Glas, keinen einzigen Baum und keinen Wasserstrahl gefunden! Der Himmel war allerdings prachtvoll — tiefblau, unergründlich, durch keinerlei Schatten getrübt ....

Die eingeborene Dienerschaft brachte in mein Zimmer ein Bett hinein und richtete mir sofort mein Lager auf. Es waren das, wie erwähnt, einfache einheimische Betten von sehr bedeutender Breite. Im Rahmen des Bettes waren Stricke in der Weise verwoben, daß sie ein sehr festes Netz mit kleinen Maschen bildeten. Mitunter aber werden statt der Stricke von den Eingeborenen zu diesen Netzen auch Leinwandstreifen von verschiedener Breite benutzt. Am besten sind die Netze aus härenen Stricken; sie besitzen eine große Elastizität und leisten fast ebenso gute Dienste wie Federn. — Auf das Netz aus den Leinwandstreifen war ein Pfühl gedeckt. Auf den Pfühl, dessen Ueberzug aus Sammet war, kam statt eines Leintuches ein Stück von englischem Musselin, über dem Musselin eine wattierte Atlasdecke — ein Produkt indischer Fabriken. Am Kopfende lag ein rundes Kissen, ebenfalls mit Sammetüberzug und mit einem zweiten Ueberzug aus Musselin.

Mit größtem Genuß warf ich mich, in der Hoffnung, mich ordentlich auszuruhen, aufs Bett. Aber mein Hoffen war eitel. Zur inneren Hitze gesellte sich noch eine so zu sagen äußere Hitze. Der Bettpfühl und die wattierte Decke ließen sich sofort spüren: es war mir, als ob ich in einem Dampfbad sei — reichlicher Schweiß bedeckte meinen abgematteten Körper.

Bald darauf erschien ein Diener, um mich zum Mittag zu rufen, das in dem Gemache unseres Chefs serviert worden war. Es war jedoch verlorene Mühe und Zeit, daß ich aufgestanden war: ich rührte auch keine einzige Speise an.

Das Mittagessen war jedoch recht ordentlich serviert: das Silberzeug, speziell für die Gesandtschaft von dem Emir vorbereitet, war in Ordnung und genügend vertreten. Porzellangeschirr und Tischzeug waren ebenfalls vorhanden. Aber auf dem Tisch war keine einzige Blume, kein grünes Blatt zu sehen. Ich blieb im Unklaren darüber, zu welchem Zweck in einer der Nischen ein paar Vasen standen. Das Bouquet von lebenden

Blumen, das wir vermißten, wurde der Rührigkeit von M. zu Dank, der zuvorkommend das Amt eines Mundschenks übernommen hatte, durch ein zwar recht mageres Bouquet von Weinen ersetzt. Auf dem Tische zeigten sich neben den üblichen Chinaweinen noch ein paar verharzte Flaschenköpfe.

Beim Mittag, bei welchem, gelegentlich bemerkt, als Krone der kulinarischen Künste der einheimischen Köche ein wunderbarer Schaschlick erschien, der einen ganzen Hammel, höchst zart am Bratspieß gebraten, darstellte, unterhielten wir uns selbstverständlich über das heutige Ereignis, nämlich über den Einzug der Gesandtschaft in Kabul.

„Sagen Sie, was Sie wollen, das war aber doch ... ein wahrhaft königlicher Empfang," so schloß der General seine Rede, indem er die letzten Worte aus unbekannten Gründen im Flüstertone sprach.

Zum Nachtisch wurden die verharzten Flaschenköpfe abgeschlagen. Der erste Toast galt natürlich dem Kaiser, der zweite — dem russischen Land, dem fernen, teuren Rußland. Ja, die Erinnerungen an das Vaterland sind in fernen fremden Landen so schön. Da vergißt sich all' das Schlimme, das Uebel, das irgend einer seiner Söhne auf seinem geheiligten Boden zu erleiden gehabt hat. Man erinnert sich nur des Guten. Ein süßes Gefühl erfüllt dann die Brust des Menschen ... wertvoll und schön sind diese Empfindungen und diese Momente! Sie sind es, die dem Menschen seinen eigentlichen Platz unter all' den Lebenden anweisen; sie machen, daß er sich mehr als Mensch fühlt, denn sonst je...

Der 30. Juli war für die Gesandtschaft zur Ruhe bestimmt, nachdem wir über 20 Tage fast ununterbrochen im Wege gewesen waren. Aber es kam anders, als wir es erwarteten.

Gegen 12 Uhr mittags an diesem Tage begab sich der Chef der Gesandtschaft in voller Uniform zur Audienz zum Emir Schir-Ali-Chan. Er ritt allein fort, selbst ohne Dolmetscher, nur in Begleitung des Wesirs und einer afghanischen Eskorte, nachdem er den übrigen Mitgliedern der Gesandtschaft gesagt hatte, daß sie sich dem Emir nicht vorzustellen brauchen, daß er sich allein vorstellen werde.

Bald darauf kehrte der General jedoch zurück und ordnete

an, daß wir uns alle recht schnell in die Parade-Uniform kleiden sollten. Er erklärte uns, daß der Emir die ganze Gesandtschaft in ihrem vollen Komplex zu sehen wünsche. Trotz meiner Schwäche kleidete auch ich mich an und begab mich mit den anderen auf den Weg.

Von unserer Wohnung bis zum Palast des Emirs waren es kaum ein paar hundert Schritt. Sein Palast wurde von unserer Wohnung nur durch ein schmales Gäßchen und durch einige der Dienerschaft angewiesenen Gebäude getrennt. Wir schwangen uns jedoch in den Sattel und rückten zu Pferde aus. Die Kosaken hatten ihre Gewehre ohne Ueberzug über der Schulter hängen.

Hinter dem Thor unserer Wohnung lenkten wir sofort in dem engen Gäßchen nach links ab, nach Westen, stiegen ein wenig hinab, wobei wir linker Hand von uns die Mauer des oberen Bala-Hissar und rechter Hand das Hofdienerschafts-Gebäude hatten, und blieben bald vor dem Thore des Emirpalastes stehen. Das Thor war aus Holz, mit zwei Flügeln; es war in eine hohe Lehmmauer eingefügt.

Wir stiegen an diesem Thor von den Pferden und traten in den Garten ein, der unmittelbar hinter dem Thor begann. Ein breiter, gut eingestampfter Weg mit Berberissträuchern bepflanzt, führte uns zu einem Gebäude von bescheidener Architektur. Das Gebäude war zweistöckig. Vor diesem Gebäude befand sich ein freier Platz mit einem steinernen Bassin, das mit fließendem Wasser gefüllt wurde. Von einem Springbrunnen keine Spur! Um diesen freien Platz herum waren Pappeln, Tschinaren, Birnbäume und Weinreben angepflanzt; im großen und ganzen bot der Garten jedoch einen recht traurigen Anblick dar.

Die vordere Partie des Gebäudes war von einer offenen Terrasse eingenommen. Auf der Terrasse, unmittelbar an dem aus Stein gehauenen Geländer saß der Emir von Afghanistan, Schir-Ali-Chan.

Die Hand an der Kopfbedeckung haltend, umgingen wir das Bassin von links, zogen an der Terrasse vorbei, und stiegen dann, wiederum von links, auf einer Treppe von einigen Stufen zur Terrasse hinauf.

Sobald wir auf der Terrasse angelangt waren, erhob sich der Emir von seinem recht bescheidenen Sessel, kam ein paar Schritt der Gesandtschaft entgegen und reichte dem Chef der Gesandtschaft die Hand. Die übrigen Mitglieder der Gesandtschaft hatten sich inzwischen in der Reihe aufgestellt und hielten die Hand am Schirm der Kopfbedeckung. Der Emir beantwortete den Gruß der Gesandtschaft ebenfalls dadurch, daß er die Hand zum Schirm des Helmes erhob, mit welchem sein Haupt bedeckt war.

Der Chef der Gesandtschaft stellte daraufhin dem Emir, einen nach dem andern, alle Mitglieder vor. Als dem Emir der Oberst Rasgonow vorgestellt wurde, sprach er sein Vergnügen darüber aus, daß er einen Oberst des russischen Zaren sehen könne und zudem noch einen mit „ehrwürdigem ergrauten Haare geschmückten Mann." Der Emir verstand es überhaupt während der Vorstellung der Gesandtschaft, einem jeden Mitgliede etwas zu sagen: eine Liebenswürdigkeit, einen Witz, einen Scherz, und schien allerdings, um sich einer derberen, aber um so charakteristischeren Sprache zu bedienen, „nicht auf die Zunge gefallen zu sein." So fragte er z. B., als er Hrn. M. den „inglisi-terdschimani" (Dolmetscher für die englische Sprache) begrüßte: „Hat der Engländer dieses mal auch Feuer unter seinen Rockschößen mitgebracht, um Afghanistan in Brand zu setzen?" — „Die Engländer," fuhr er fort, „betreten den afghanischen Boden nicht anders, als mit dem Schwert in der rechten und dem Feuer in der linken Hand." Der Emir wollte offenbar, indem er das Wort „Inglisi" benutzte, ein Wortspiel zum besten geben, da er ja sehr gut wußte, daß M. ein Russe und kein Engländer war.

Während der Vorstellung reichte der Emir uns allen die Hand und forderte uns auf, Platz zu nehmen.

Er sprach nun etwa eine halbe Stunde mit uns über die verschiedentlichsten Sachen.

Der Emir Schir-Ali-Chan schien ein ältlicher, aber noch sehr kräftiger Mann von über 50 Jahren zu sein. Er ist nicht groß von Wuchs, untersetzt und dem Aeußeren nach voll Kraft und Energie. Die großen schwarzen Augen schauten durchdringend unter den dichten, leicht ergrauten Brauen hervor. Eine Adlernase vervollständigte den Eindruck, den sein Gesicht gewährte und

verlieh diesem den Ausdruck von Festigkeit. Ein Vollbart, leicht ergraut, fiel bis auf die Brust hinab. Er sprach mit lauter, fester, aber etwas heiserer Stimme. Letzteres war durch einen Katarrh des Kehlkopfs bedingt, über welchen er sich späterhin bei mir beklagte und gegen den er mich um Hülfe ansprach.

Der Metallhelm mit Straußenfedern stand dem Emir gar nicht, seine ohnehin niedrige Stirn wurde dadurch verdeckt und er gewann das Aussehen eines mit Pfauenfedern geschmückten Häuptlings der Wilden. Er trug eine blaue Uniform mit rotem Band über die rechte Brust. Der Rock wurde durch einen Gürtel mit Gold-Borte zusammengehalten; am Gürtel hing ein Säbel (Schaschka), dessen mit goldener und sehr feiner Damascierung reich versehener Griff gewissermaßen für den Wert der Klinge selber sprach. Der Griff war ohne Degenquaste. Auf der Brust seiner mit Gold und Seide gestickten Uniform war kein Orden, kein Abzeichen zu sehen. Die Beinkleider mit rotem Streif gehörten zur üblichen Generalsuniform.

Der Emir fragte den Chef der Gesandtschaft viel über Rußland aus; er erkundigte sich unter anderem nach der Stärke der Bevölkerung, der Armee, der Größe der Staatseinkünfte u. dgl. m. Er fragte auch darnach, ob in Rußland Eisenbahnen existieren. Auf die bejahende Antwort fragte er, ob solche auch im Turkestaner Gebiet vorhanden wären. Es ließ sich überhaupt bemerken, daß es dem Emir darum zu thun war, recht viel über das Land in Erfahrung zu bringen, mit dem er in Freundschaftsbeziehungen zu treten gedachte.

Vor der Terrasse war unsere Kosaken-Eskorte mit präsentiertem Gewehr aufgestellt. Der Emir erkundigte sich nach den Kosaken und wünschte die Gewehrgriffe zu sehen, welche nun auch zu seiner augenscheinlichen Befriedigung von den Kosaken nach dem Kommando von N. ausgeführt wurden. Der Emir sprach daraufhin den Wunsch aus, das Berdansche Gewehr zu sehen; einer der afghanischen „Kernels“, der außerhalb der Terrasse am Geländer stand, brachte sofort das Gewehr. Der Emir ließ ohne jegliche Anweisung von Seiten der Mitglieder der Gesandtschaft den Hahn spielen und bemerkte, daß die Konstruktion des Gewehres ihm bis zu gewissem Grade bekannt sei. Er gab daraufhin das Gewehr zurück und ließ seine eigenen Schnellfeuerwaffen

holen. Ich weiß nicht, von welchem System sie waren, erinnere mich aber dessen wohl, daß Oberst Rasgonow sich befriedigend über sie geäußert hatte. Der Emir erklärte nun, daß diese Gewehre in Kabul von einheimischen Meistern verfertigt werden und zwar ausschließlich von der Hand. Auf der Kabuler Gewehrfabrik giebt es keinerlei Maschinen.

Wer weiß, wie lange noch unsere Unterhaltung gewährt hätte, aber plötzlich erhob sich ein Wind, der bald zu einem förmlichen Orkan anwuchs.

Die elenden, halbvertrockneten Tschinaren, welche ihre traurigen knotigen Zweige vor der Terrasse ausstreckten, stöhnten und knackten unter dem Andrange des Windes. Es erhob sich bald ein „Buran“ (Sturm) von Staub, der sich des ganzen Gartens bemächtigte. Die Staubwolken wirbelten und tanzten auf dem Platze vor der Terrasse und gelangten bald auf die Terrasse selber. Jetzt schloß der Emir seine Audienz.

Wir kehrten in gleicher Weise nach Hause zurück in Begleitung des Wesirs und des Kemnabs. Bemerkenswert war es, daß während unserer Audienz von allen afghanischen Würdenträgern nur diese beiden anwesend waren.

Der Staubburan hatte sich dermaßen verstärkt, daß man bereits auf ein paar Schritt nichts mehr unterscheiden konnte. Der Wind war dabei völlig glühend. Nur nach einer Stunde verlor sich allmählich die dunkle Staubwolke und kam der klare Himmel wiederum zum Vorschein.

Am Morgen des 31. Juli wurde ich durch einen dumpfen unterirdischen Stoß und durch eine Erschütterung des ganzen Gebäudes erweckt. Es war das gegen 8 Uhr morgens. Dem ersten Schlag folgte bald ein zweiter, der noch stärker als der erste war. Das Gebäude wurde in seinen Grundfesten erschüttert. Die Heftigkeit der Erschütterung läßt sich darnach bemessen, daß die Fensterpfosten knackten und die Fensterscheiben klirrten, so daß alle mit Entsetzen aus den Zimmern hinaussprangen. Indessen hörte damit das Erdbeben auch auf und wiederholte sich nicht mehr. Der Wesir erzählte später, daß das Erdbeben, das hier im Frühjahr und zu Beginn des Sommers gerade nichts Außerordentliches sei, zur gegenwärtigen Jahreszeit eine seltene und fast einzige Erscheinung wäre. Das Erdbeben ist hier überhaupt

nie besonders heftig. Mitunter aber tritt, wenn auch selten, ein sehr heftiges Erdbeben auf, das bedeutende Zerstörungen anrichtet.[1])

Einige von den Mitgliedern der Gesandtschaft sprachen den Wunsch aus, einen Spaziergang in der Stadt zu machen, stießen aber auf das übliche veto von Seiten des Chefs der Gesandtschaft.

Am 1. August besuchte der General den Emir wiederum allein. Ihn begleiteten nur der Wesir und Mossin-Chan, der sich von neuem bei uns eingestellt hatte. In den letzten drei Tagen hatte er sich kaum je bei uns blicken lassen. Auch der Kemnab sprach selten bei uns vor und auch dann nur für ein paar Minuten.

Am Abend dieses Tages wurde die Stadt illuminiert, wir genossen den Anblick der Illumination vom Dach des südlichen Gebäudes aus. Die Kabuler brannten Raketen und bengalische Flammen ab; an einigen Stellen zeigten sich feurige Namenszüge. Auf den benachbarten Hügeln waren in verschiedenen Abständen von einander brennende Scheiterhaufen zu bemerken. Auf dem blassen Hintergrund des nächtlichen Himmels, der von dem hinter den Bergen soeben erst hervorgetretenen Mond beleuchtet wurde, gewann die Illumination einen phantastischen Charakter. Die Illumination dauerte etwa eine Stunde an. Der Wesir unterließ es nicht, uns darüber aufzuklären, daß die Illumination vom Volke zu Ehren der Ankunft der russischen Gesandtschaft arrangiert worden sei. Es war das natürlich eine wichtige Mitteilung. Es war offenbar, daß das Volk nicht nur keinerlei feindliche Gefühle der russischen Gesandtschaft gegenüber hegte, sondern sogar sehr erfreut über ihr Eintreffen war. Die Zeichen der Verehrung, die das Volk der Gesandtschaft darbrachte, waren für's erste Mal leuchtend genug. Für den Anfang war ja das durchaus schön.

Am anderen Tage begab sich der General wiederum zum Emir. Er hatte ihm diesmal die Geschenke vom Turkestaner General-Gouverneur zu überbringen. Aufrichtig gesagt, standen

---

[1]) Burnes erzählt ebenfalls von den Erdbeben. Er beruft sich hierbei auch auf die Nachrichten des Sultan Baber. „Kabul“ (S. 150 der deutschen Ausgabe von 1843). Masson spricht auch vom Erdbeben in Kabul: „Various journeys“ vol. II. p. 229.

diese Geschenke unter jeder, ja selbst unter der nachsichtigsten Kritik. Sie bestanden aus folgenden Sachen:

1) Ein Stab, völlig mit Türkisen übersäet, gerade wie in einem Futteral aus Türkisen, mit Granaten am Griff. — Aber der Leser möge sich nicht durch das „völlig übersäet mit Türkisen" beirren lassen. Die Türkisen waren einheimischen Ursprungs, sog. Kokander, von sehr geringem Wert. Die Arbeit des Stabes war ebenfalls eine einheimische, von Ssarten ausgeführt und zwar nicht eben geschmackvoll. Der Stab war in Taschkent auf 600 Rubel geschätzt.

2) Ein Türkisen-Gürtel, der Gürtel selber silbern mit goldenem Schloß; geschätzt auf 400 Rubel.

3) Einige Stück Brokat. Das Bündelchen mit Brokat wurde von uns nur in Kabul selber geöffnet und überraschte uns alle durch seinen Inhalt: der Brokat war durchaus mittelmäßig und konnte keinerlei Vergleich mit dem indischen bestehen. Der Exekutor Nikolajew, der den Brokat eingekauft hatte, behauptete übrigens, daß er 50 bis 100 Rubel per Arschin gezahlt habe. Zu alledem war der Brokat in nur sehr geringer Quantität vertreten.

4) Einige Chalats aus Brokat, Sammet und — o Schreck! — aus Tuch mit Posamentbesatz in ein oder zwei Reihen. Das Bündelchen mit den Chalats hatten wir ebenfalls vom Exekutor erhalten und nur in Kabul eröffnet. Ich brauche wohl kaum zu bemerken, daß der Inhalt dieses Bündelchens uns in ein nicht geringeres Staunen versetzte, als der Inhalt des vorherigen. — Dem Emir, dem Beherrscher eines umfangreichen Landes und zudem noch einem Manne, der in Indien gewesen war und in solchen Sachen ein gewisses Urteil hatte — einfache Tuchchalats zum Geschenk zu übersenden! .... gerade solche Chalats, wie die Bezirkschefs im Turkestaner General-Gouvernement den Dorfaksakalen (Dorfältesten) zu schenken pflegen! .... Ja, da hört nun aber doch alles auf! ....

Mehr Geschenke waren nicht vorhanden. Es war klar, daß es für die Gesandtschaft nicht gerade gut schicklich sein konnte, dem Emir diese Geschenke darzubringen. Man mußte einen Ausweg finden, man mußte dieser ganzen häßlichen Geschichte mit den Geschenken einen besseren Anstrich zu verleihen suchen.

Der Chef unserer Gesandtschaft traf nun folgende Anord-

nungen: Er gab seine besten drei Pferde, die ihm der Emir von Buchara geschenkt hatte, ließ sie mit den effektvollen buchariſchen Sätteln, die ihm ebenfalls vom Emir geschenkt waren, satteln und die Sättel mit Brokatdecken bedecken. Die Pferde trugen Zäume, die mit Türkisen und mit Korallenbouquets auf der Stirn geschmückt waren.

Das Geschenk, das auf diese Weise zustande kam, war nun zwar nicht kostbar, aber doch effektvoll; es gab was dabei zu sehen.

Der General lieferte fernerhin seine besten Chalats aus, die ihm ebenfalls vom Emir von Buchara in Karschi geschenkt worden waren. Darunter waren echte Brokatchalats mit geprägten goldenen Blumen, auch echte Kaschmirchalats. Alles Geschenke von unserem freigebigen gekrönten Nachbar. Nun fügten wir diesen Geschenken noch folgende Sachen bei: ein Berdansches Infanteristen-Gewehr mit Bajonnet; ein Berdansches Kavalleristen-Gewehr; ein Lancaster-Jägergewehr. Ferner kamen noch hinzu: ein Revolver von Smith und Besson Nr. 2. Alle diese Waffen gehörten verschiedenen Mitgliedern der Gesandtschaft an. Zu alledem wurden noch zwei silberne Service, ein Thee- und ein Dessertservice beigefügt.

Auf diese Weise kamen nun einige Geschenke zusammen, die zwar nicht über 4 bis 5000 Rubel wert, dafür aber recht zahlreich waren. Wenngleich nun der General dem Emir schon während der ersten Audienz gesagt hatte, daß unser Land zwar groß sei und in manchen Dingen einen Ueberfluß, an Geld aber einen Mangel habe, so sollten dem Emir immerhin doch wertvollere Geschenke gemacht werden. Natürlich aber mußten das eben Geschenke sein, selbst wenn sie auch sehr teuer wären, in baarem Geld aber durfte das Geschenk keineswegs gemacht werden. Diese Behauptung braucht wohl kaum weiter ausgeführt und bewiesen zu werden; es ist ja das etwas Selbstverständliches.

Tags darauf erschien in unserer Wohnung der Wesir an der Spitze von einigen Männern, die auf ihren Häuptern mit Brokatdecken verdeckte Platten trugen. Er trat in unseren gemeinsamen Saal ein, wo wir gewöhnlich zu Mittag zu speisen und Thee zu trinken pflegten, wo wir uns zur Unterhaltung u. dgl. m. versammelten, und begann folgende Rede:

„General-Saib! Der Emir-Saib sendet Ihnen und allen Ihren Untergebenen, den Kleinen und den Großen, den Geringen und den Hochgestellten und auch allen Kosaken, Dschigiten und der Dienerschaft — seinen Gruß (Salam huft). Er übersendet mit mir den Gesandten des großen Reiches diese geringen Geschenke und bittet, sie nicht zurückzuweisen, sie anzunehmen."

Er ließ nun die Platten auf den Fußboden stellen und hob die Decken von ihnen ab. Auf den Platten lagen 11 Säckchen, anscheinlich mit Geld gefüllt. Der General fragte in Verlegenheit, „was das sei?"

Auf diese Frage antwortete der Wesir, daß sich hier auf den Platten 11 000 Rupien in afghanischer Münze befänden.

Der General beeilte sich, gegen ein solches Geschenk zu protestieren; indem er sagte, daß es bei uns, bei den Russen, nicht üblich sei, Geschenke in Geld zu machen oder von irgend jemand anzunehmen; das Geschenk des Emir-Saibs könne darum nicht angenommen werden; er aber, der Wesir, möge den Dank der Gesandtschaft dem Emir-Saib für seine Aufmerksamkeit ausrichten.

Der Wesir hingegen konnte sich offenbar nicht klar darüber werden, warum die Gesandtschaft ein solches Geschenk nicht annehmen könne, und suchte darum auf der Annahme desselben zu bestehen.

„Bei uns," sagte er, „ist es Brauch, daß der Emir-Saib, wenn er jemand lieb hat und ihn auszeichnen will, ihm ein Geldgeschenk macht, wenn er gerade Geld hat, oder aber, was übrigens seltener vorkommt, ihn auch mit verschiedenen Sachen beschenkt. Gegenwärtig aber kann der Emir-Saib durch nichts anderes der Gesandtschaft ein Gegengeschenk machen, als durch diese kleine Summe Geld.

Der General weigerte sich nach wie vor, indem er sagte, daß es bei den Russen nicht üblich sei, Geld als Geschenk anzunehmen.

„Nun aber," argumentierte der Wesir, „haben ja auch die Engländer, als der Emir bei ihnen in Indien zu Gast war, ihn mit Geld, oder wenigstens *hauptsächlich mit Geld* beschenkt."

Aber der Chef der Gesandtschaft weigerte sich immer noch

beharrlich. Er versicherte, daß man ein derartiges Geschenk in Rußland übel aufnehmen werde, daß die Gesandtschaft keinerlei Geschenke brauche u. dgl. m.

Aber auch der Wesir wiederholte hartnäckig das Seine.

„Das, was der Emir-Saib geschickt hat," sagte er, „wage ich gar nicht als ein Geschenk zu bezeichnen: es ist das lediglich ‚Geld für Früchte'. In Europa existiert ja, glaube ich, ebenfalls der Brauch, die fremden Gesandten mit Geld für gewisse Ausgaben zu versorgen. Warum will nun die russische Gesandtschaft das Geld von meinem Herrscher nicht annehmen? Ich weiß aber, daß Sie, wenn Sie diese Kleinigkeit (11 000 Rupien, im Kurs 8 bis 9 000 Rubel) ablehnen wollen, den Emir-Saib außerordentlich betrüben werden. Er wird sich gewiß verletzt fühlen."

Der Chef der Gesandtschaft entschloß sich endlich für die Annahme des für uns so ungelegenen Geschenkes und äußerte sofort den Gedanken, daß er die Summe den hiesigen wohlthätigen Anstalten zukommen lassen werde. Ich glaube allerdings, daß der General, wenn er sich an die Ausführung dieses seines Gedankens geschickt hätte, auf nicht geringere Schwierigkeiten gestoßen wäre, als wenn er das Geschenk endgültig zurückgewiesen hätte; denn wenn auch in Afghanistan Ministerien, Schulen, die Post und sogar eine Typographie existieren, so sind doch noch keinerlei wohlthätige Anstalten auf diesem, in bezug auf die Civilisation noch jungfräulichen Boden entstanden.

Mehrere Tage durch lagen diese elf Säckchen in einer der Nischen, geradezu wie in Verachtung, aber später wurden sie doch in erforderlicher Weise in Obhut genommen und fanden daraufhin auch ihre Verwendung in einer Sache, die nichts mit der Wohlthätigkeit gemein hatte.

Bald darauf erfuhren wir, daß der Emir aus Indien einige tägliche und wöchentliche englische Zeitschriften beziehe. Da wir nun keinerlei russische Zeitungen erhielten, so konnten wir lediglich nur aus diesen englischen Zeitungen etwas darüber erfahren, was auf der Welt vorging. Hr. M. sprach darum dem General gegenüber den Wunsch aus, die englischen Zeitungen, die der Emir erhielt, benutzen zu können. Der General teilte diesen Wunsch dem Wesir mit und nach ein paar Tagen bekamen wir bereits einige Nummern einer Zeitung, die in der Stadt Allah-

Abad erschien. Die Zeitung führte den Titel „The tribune of India“. Die Nummern waren von der zweiten und dritten Woche des Monats Juli. Wir erfuhren aus dieser Zeitung unter anderem, daß die Reise der russischen Gesandtschaft nach Kabul von den Engländern genau verfolgt wurde. Die letzten Nachrichten hierüber erzählten von dem Uebergang der Gesandtschaft über den Amu-Darja. Der Leitartikel sprach, leichtfertig genug, die Ueberzeugung aus, daß es den Russen nicht gelingen werde, weiter als bis nach Masari-Scherif zu kommen, daß der Emir Schir-Ali-Chan die Gesandtschaft in Kabul nicht empfangen werde u. dgl. m. In dem Blatt kam auch der Tod des General-Gouverneurs von Afghanisch-Turkestan, des Sserdars Schir-Dil-Chan, zur Erwähnung, der als einer der „ergebensten Freunde und Diener des Emirs“ bezeichnet wurde.

Aus der gleichen Zeitung erhielten wir Nachricht von der Konvention zwischen England und der Türkei, welche die Besitzergreifung der Insel Cypern durch England, oder richtiger gesagt, durch Lord Beaconsfield zur Folge hatte. Von dem Berliner Kongreß wurde in dem Blatt, wie natürlich zu erwarten war, wie von einer der rühmlichsten Großthaten des englischen Premiers gesprochen. Der Kongreß hatte seine Sitzungen endgültig beschlossen. In bezug auf die Ausrüstung einer eigenen Gesandtschaft ließ das Blatt kein einziges Wort verlauten. — Als auf ein Kuriosum darf darauf hingewiesen werden, daß als Chef der russischen Gesandtschaft der General Abramow, Gouverneur von Ssamarkand, bezeichnet worden war. Nun aber hatte der General Abramow schon zwei Jahre vor der Reise der Gesandtschaft Ssamarkand verlassen und verwaltete gegenwärtig das Gebiet Ferghana. Recht sonderbar nahm sich ein solcher Fehler aus, der lange Zeit und hartnäckig von einem englischen Blatt wiederholt wurde, währenddem doch die Genauigkeit der Engländer bekannt genug ist und das Vorrücken der Gesandtschaft von ihnen sorgsam, Schritt für Schritt, verfolgt wurde.

Die Zeitungen erleichterten uns nicht wenig unser einförmiges Sitzen in den vier Wänden unserer Wohnung, worauf wir jetzt Tag für Tag angewiesen waren.

Am 3. August kam ich nahezu zum ersten Mal in Kabul

zur medizinischen Praxis, es war das ein wichtiger, aber ach! — nur zu trauriger Fall.

Gegen 4 Uhr nachmittags berief mich der Chef zu sich und sagte mir, daß ich mich möglichst schnell auf den Weg machen möge. Er erklärte mir, daß der jüngste Sohn des Emirs, der Thronfolger Abdullah-Dschan, plötzlich und sehr gefährlich erkrankt sei. Der Emir hatte darum den Chef der Gesandtschaft um Beistand des Gesandtschaftsarztes angesprochen, und nun hatte ich mich zu dem kranken Prinz zu begeben.

Ich nahm meine Feldapotheke mit, die beiden Dolmetscher und den Feldscheer und rückte aus.

In der Voraussetzung, daß der Prinz sich im Hause des Emirs befände, ließ ich nicht die Pferde satteln; wir rückten zu Fuß aus. Es erwies sich jedoch, daß der Prinz in einem anderen, vollständig von der Residenz des Emirs abgesonderten Hause wohnte, das sich ungefähr im Centrum der Stadt befand. Ich mußte darum mindestens eine Werst durch die Stadt zu Fuß wandern.

Unser Weg führte uns anfänglich durch den Garten des Emirs. Wir verließen den Garten durch das Westthor und traten aus dem unteren Bala-Hissar hinaus. Hinter dem Thor befindet sich ein weiter, freier Platz, der gegenwärtig sehr leer erschien. Von dem Platz aus gingen wir, immer in westlicher Richtung, ca. eine Viertelstunde lang durch eine recht belebte Straße, welche von beiden Seiten mit spärlichen Obstbäumen bepflanzt war. Es fanden sich hier zahlreiche Läden, in denen sich viel Volk drängte. Ich konnte auch nicht die geringste Spur von Feindseligkeit von Seiten des Volkes bemerken; kein mißgünstiger Blick, der auf uns, die Europäer, gefallen wäre. Auf den Physiognomieen aller der Leute, die uns in den Weg kamen, war lediglich nur Neugierde zu lesen. Einige von den Einwohnern salutierten dem Wesir, der neben uns einherschritt, in militärischer Weise.

Wir blieben daraufhin an einer Lehmmauer vor einem Thor stehen; es war von innen geschlossen. Der Wesir pochte an dem Thor, sagte dem Pförtner einige Worte und das Thor wurde geöffnet. Ein Teil der uns begleitenden afghanischen Eskorte

blieb draußen vor dem Thor, der andere Teil trat mit uns zusammen in den Hof ein.

Der Hof war ein regelmäßiges, kleines Viereck, von allen Seiten mit Lehmmauern umgeben. An der Mauer bemerkte ich einige sorgfältig geschlossene Palankine. Um diese Palankine herum machte sich die Dienerschaft zu schaffen. Wir passierten ein kleines Pförtchen an der hinteren Mauer des Hofes und gelangten auf eine kleine Plattform, von welcher aus eine steinerne Treppe uns zu einem kleinen Pavillon brachte. Der Pavillon, ca. 7 Ssaschenj lang, 5 Ssaschenj breit, stand auf einem erhöhten Fundament. Er war mit ordentlichen und recht großen europäischen Fenstern mit Fensterscheiben ausgestattet. Das Innere des Pavillons entsprach allerdings nur wenig dem Aeußeren. Von Möbeln war keine Spur vorhanden. Im Hintergrund des Zimmers, der Pavillon enthielt nur ein einziges Zimmer, war eine Gruppe von Menschen zu bemerken, die ein Bett umstanden. Auf diesem Bett lag der Kranke, der Prinz, dem ich Beistand leisten sollte.

Es war das ein Jüngling von 16 Jahren, wie mir seine Umgebung mitteilte, er hatte jedoch noch das Aussehen eines Kindes und war mager und schwächlich. Er lag auf dem Bett, der Kopf wurde ihm von einem dicken Mann mit forschendem Blick unterstützt, der sich später als der einheimische Leibarzt des Emirs, der „Achun“ erwies. Die Augen des Kranken waren geschlossen, er atmete schwer und geräuschvoll und stöhnte dabei leise.

Vor allem befragte ich die Umgebung des Kranken über seine Krankheit. Auf meine Fragen: „Was fehlt dem Kranken? Seit wann ist er krank?“ u. dgl. m., erhielt ich zur Antwort, daß er seit zwei Tagen krank sei: er sei am Herzklopfen erkrankt während seines Aufenthaltes in Kohistan, man habe den Prinzen bereits krank aus den Bergen nach Kabul gebracht und ihm einige Mittel gegeben u. dgl. m.

Nun machte ich mich an die objektive Untersuchung des Kranken. Meine Untersuchung ergab folgende Resultate: Die Atmungsgeräusche waren unrein, geräuschvoll, anscheinend rauh. Die Herztöne kaum zu unterscheiden, von Geräuschen begleitet.

Der Herzstoß war recht stark und konnte speziell als „diffuser“ charakterisiert werden. Der Puls war sehr schwach bei ca. 100 Schlägen in der Minute. Der Bauch sehr schmerzhaft auf Druck, selbst ein keineswegs starker Druck entlockte dem Kranken ein schmerzhaftes Stöhnen; der Bauch war in Folge von Meteorismus aufgebläht. In der unteren Partie des Bauches ergab die Perkussion einen dumpfen Ton. Der Kranke lag besinnungslos und delirierte hin und wieder. Die Temperatur des Körpers konnte nicht vermittelst eines Thermometers bestimmt werden, dem Gefühl nach zeigte sie sich erhöht. Die Anzeichen genügten mir, um einzusehen, daß der Schwerpunkt des Leidens keineswegs im „Herzklopfen“, welches von den einheimischen Aerzten als Hauptsymptom der Krankheit hervorgehoben wurde, zu suchen war, sondern in einem Leiden des Unterleibes. Es war ferner offenbar, daß nicht nur die Schleimhaut der Därme von dem krankhaften Prozeß affiziert war, sondern daß auch die seröse Haut sich in unnormalem Zustande befand; d. h., es handelte sich im vorliegenden Falle um eine Entzündung des Bauchfelles. Dieser Diagnose zur Folge traf ich nun diejenigen Anstalten, welche wohl ein jeder Arzt an meiner Stelle befolgt hätte: Innerlich verordnete ich Opium-Präparate mit Kirschlorbeer; äußerlich — Eis. Eine örtliche Blutentziehung ließ sich nicht anstellen, da keine Blutegel aufzutreiben waren. Nachdem ich mich etwa zwei Stunden am Bette des Kranken aufgehalten hatte, mußte ich zurückkehren, um dem Chef über den Zustand des Kranken Bericht zu erstatten. Zu Ende meiner Visite fühlte der Kranke sich ein wenig leichter. Wir kehrten den gleichen Weg zurück.

Zu Hause machte ich dem General Stolettow Mitteilung über die außerordentlich gefährliche Lage des Kranken.

Gegen 7 Uhr abends mußte ich mich von neuem zum Kranken begeben. Zu dieser Zeit war ein Bote mit der Nachricht eingetroffen, daß es mit dem Prinzen, der sich in meiner Gegenwart beruhigt hatte, wiederum schlechter stehe.

Nachdem wir im Hause des Prinzen eingetroffen waren, — wir hatten uns diesmal zu Pferde dorthin begeben, — untersuchte ich die Vomita des Kranken und fand darin völlig unverdaute Samen, Kerne und Stücke von Früchten. Auf meine Frage, was man dem Kranken zu essen gegeben hatte, erhielt ich zur

Antwort, daß ihm ohne mein Wissen und kurz vor meiner Ankunft Eingekochtes aus Aprikosen gegeben worden war.

Der Kranke bot im allgemeinen das gleiche Bild, wie beim ersten Besuch. Ich blieb jetzt hier bis gegen 10 Uhr. Der Prinz hatte sich anscheinlich beruhigt und ich mußte nun, da ich den Befehl des Chefs hatte, nicht über Nacht im Pavillon zu verbleiben, in die Wohnung der Gesandtschaft zurückkehren. Die Rückkehr erfolgte unter Fackelbeleuchtung, da es in Kabul keinerlei Straßenbeleuchtung giebt. Dem unglücklichen Prinzen war es nicht gegönnt, das Licht des nächsten Tages zu erblicken: Er verschied in meinen Armen, als ich ihn zum dritten mal, nachts um 12 Uhr besuchte.

Am anderen Tage war der General wiederum beim Emir. Er sprach ihm sein Beileid aus in bezug auf den unersetzlichen Verlust, der ihn betroffen hatte. Schir-Ali-Chan hielt sich männlich, trotzdem daß er seinen Nachfolger verloren hatte; er schien gefaßt dieses für ihn so schwere Unglück zu tragen. „Nun ja, — Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen," wiederholte er den bekannten Bibelspruch.

Infolge dieses Ereignisses wurde die projektierte afghanisch-russische Konvention in denjenigen Punkten abgeändert, welche sich auf den Modus der Thronfolge in Afghanistan bezogen. Statt des Paragraphen: „Die kaiserlich russische Regierung anerkennt Abdullah-Dschan als Erben des afghanischen Thrones", hieß es nun: „die russische Regierung wird als Erben diejenige Persönlichkeit anerkennen, die von dem Emir Schir-Ali-Chan als solche bezeichnet werden sollte."

Bald darauf erhielt der Emir die Nachricht von einer Reise einer englischen Gesandtschaft nach Kabul. Die englische Regierung ersuchte den Emir, ihre Gesandtschaft „nach Brauch der Gastfreundschaft und so wie es von einem guten Nachbar von Indien zu erwarten sei," aufzunehmen.

Das kam nun unerwartet genug. Nachdem sich der Emir mit den Engländern im Jahre 1876 entzweit hatte, glaubte er keinerlei Gesandtschaft von ihnen erwarten zu müssen. Selbstverständlich war er unter den vorliegenden Verhältnissen nicht gesinnt, eine Gesandtschaft in Kabul aufzunehmen, oder überhaupt in irgendwelche Verbindungen mit der anglo-indischen Regierung

zu treten. Die Antwort des Emirs ist bekannt. Indes sagte er nicht direkt ab; als Vorwand für die Ablehnung der Gesandtschaft benutzte er die Trauer infolge des Hinscheidens seines Sohnes. Die Engländer aber gingen nicht auf den Leim und beharrten energisch darauf, daß ihre Gesandtschaft in Kabul angenommen werde.

Daraufhin nun sprach sich der Emir noch direkt in dem Sinne aus, daß die Aufnahme der englischen Gesandtschaft in Kabul ein Ding der Unmöglichkeit sei.[1])

Währenddem der General Stolettow Unterhandlungen mit der afghanischen Regierung pflog, hielten sich die übrigen Mitglieder der Gesandtschaft unausgesetzt in ihren vier Wänden auf und hingen recht traurigen Gedanken nach. Kein Schritt außerhalb des Thores unseres Viereckes! Und wie furchtbar langweilig war das Sitzen! Aus welchen Gründen aber mußten wir sitzen? Wir Russen waren ja von den Afghanen und zwar nicht nur von der Regierung, sondern vom Volke selber sehr gut aufgenommen worden. Was hatten wir uns also vor dem vielbesprochenen Haß der Afghanen gegen die Europäer, vor dem von englischen Schriftstellern so sehr hervorgehobenen afghanischen Fanatismus zu fürchten. Zudem aber haben die Engländer, dort, wo sie von dem Haß der Afghanen zu den „Europäern" sprachen, ob absichtlich oder nicht, einen einfachen grammatikalischen Fehler gemacht. Sie sollten von dem Haß der Afghanen zu den „Engländern", nicht aber zu den „Europäern" reden, denn 1. machen die Engländer noch nicht alle Europäer aus, 2. hatten die Afghanen vor der Ankunft der russischen Gesandtschaft in Kabul keine Europäer außer den Engländern gesehen. Lediglich der Schuld der Engländer ist es zuzuschreiben, wenn sie in den Afghanen das Gefühl eines Hasses gegen die „Firindschis" (die Europäer = Engländer) sozusagen groß gezogen haben. Die Angaben von Elphinstone, Burnes und einigen anderen englischen Autoren stellen

[1]) Es ist jedoch zu bemerken, daß der Emir Schir-Ali-Chan vor der endgültigen Beantwortung der Note der anglo-indischen Regierung, den General Stolettow um Rat angesprochen hat. Er fragte ihn, was im vorliegenden Falle zu thun wäre. General Stolettow riet dem Emir, die englische Gesandtschaft nicht zu empfangen.

es ja außer Zweifel, daß die Afghanen zu Beginn ihrer Bekanntschaft mit den Engländern keinerlei feindseliges Gefühl ihnen gegenüber gehegt haben.

Dieser Haß entwickelte sich erst infolge des Kriegszuges des von England unterstützten Prätendenten Schah Schudscha in den Jahren 1838—39, und schlug in hellen Flammen auf nach der durch das Verfahren der unmündigen englischen Regenten, die in Kabul und im afghanischen Reiche nach eigener Willkür zu schalten und zu walten begannen, hervorgerufenen Katastrophe von 1841. Dieser Haß wurde aber noch mehr gesteigert durch die unsinnige, keineswegs entschuldbare Revanche von 1842, diese Revanche, in welcher sich die Engländer den alten Vandalen ebenbürtig erwiesen, ja vielleicht sie noch übertrafen.

Wie der Leser sieht, haben sich nicht wenig Ursachen für den Haß der Afghanen gegen die Engländer angesammelt. Nicht ohne Grund ist das Wort „Inglis" (Engländer) ein Schimpf-, ein Schmähwort bei den Afghanen geworden.

Die früheren Beziehungen der Russen zu den Afghanen haben sich ganz anders gestaltet. Hier gab es keinerlei blutige Abrechnungen. Die Russen standen bei den Afghanen stets in Ehren. Selbst die russische Kirche wurde von den Afghanen geachtet, wie das selbst ein Engländer, Dr. Gerard, bezeugt.[1]) Bisher hatten die Afghanen von den Russen nur Gutes vernommen; sie wußten, daß Rußland ein großes und berühmtes Land sei, daß das russische Volk großmütig, gut und nachsichtig selbst den Besiegten, den andersgläubigen und fremden Völkern gegenüber sei. Das russische Turkestan steht ja allzu nahe zu Afghanistan und der Wohlstand der von uns unterworfenen Eingeborenen, zu welchem diese seit der Besitzergreifung der Chanate durch Rußland gelangt waren, — ist doch gar zu offenbar, als daß so etwas nicht jedem Central-Asiaten aufgefallen wäre und daß man darüber nicht selbst in den entlegensten Winkeln Central-Asiens, geschweige denn in Afghanistan gesprochen hätte.

Ergo — die Afghanen konnten den Russen gegenüber

[1]) Journal of the Asiatic Society of Bengal. Vol. II.

keinerlei Feindseligkeit hegen, ja nicht mal eine einfache Abneigung. Jetzt frägt es sich nun, warum wir denn in den vier Wänden unseres Palastes sitzen mußten? warum wir uns freiwillig einer Haft unterzogen?

Um dies Sitzen zu rechtfertigen, brachte der General folgende Gründe vor: „Der Emir," erzählte er, „hat mir mehrfach gesagt, daß sich gegenwärtig wahrscheinlich sehr viele englische Spione und Agenten in Kabul und in Afghanistan überhaupt eingenistet haben. Nun wäre es den Engländern begreiflicherweise höchst angenehm, wenn es mit der russischen Gesandtschaft irgend einen Skandal gegeben hätte. Ein solcher Skandal könnte aber von den erwähnten Spionen und Agenten, die von den Engländern sehr gut besoldet werden, stets provoziert werden. Eine der russischen Gesandtschaft von den Agenten angethane Beschimpfung könnte einen Schatten auf die freundlichen Beziehungen zwischen Rußland und Afghanistan werfen; er aber schätze die Beziehungen zu Rußland, die sich jetzt anknüpften, viel zu hoch." Daraufhin empfahl er der Gesandtschaft die größtmöglichste Vorsicht in bezug auf die Bevölkerung.

Vielleicht waren die Befürchtungen des Emirs nicht so unbegründet. Ich möchte mich nicht in eine Kritik dieser Behauptungen einlassen, da die nachfolgenden Ereignisse, welche im 2. Bande meiner Memoiren zur Darstellung kommen, den Leser von selber auf die erforderliche Kritik führen werden.

Inzwischen begannen sich auch kranke Eingeborene einzustellen, die bei mir ärztlichen Beistand suchten. Mitunter passierten dabei mir und meinen Patienten recht kuriose Sachen. Ein Anlaß hierfür bot sich teilweise in meiner ungenügenden Kenntnis der Sprache der Eingeborenen. Die Dolmetscher der Gesandtschaft leisteten in diesem Fall wenig Befriedigendes. Der Leser mag sich hierüber ein Urteil nach folgendem Stückchen bilden: Einst kam zu mir ein Eingeborener. Der Kranke wurde von mir durch die Dolmetscher ausgefragt. Es stellte sich heraus, daß er an rheumatischen Schmerzen in den Rücken- und Lendenmuskeln litt. Ich traf sofort die Anordnung, daß der Feldscheer die kranken Körperteile mit Jodtinktur einpinseln möge. Der Feldscheer führte seine Arbeit gewissenhaft aus. Nachdem

er seine Sache beendet hatte, erfuhren wir, daß nicht der Eingeborene, sondern seine Mutter, die zu Hause geblieben war, das Leiden hatte . . . . .

Fälle, wo Gesunde bei mir erschienen, um für ihre kranken Anverwandten und Bekannten, die zu Hause blieben, Rat einzuholen, waren nicht selten. Natürlich blieben solche Kranke fast immer ohne Aushülfe, da ja kein Arzt, der seine eigene Persönlichkeit und die Wissenschaft schätzt, abwesende Kranke wird behandeln wollen.

Gern hätte ich in diesen Fällen die Kranken in ihren Häusern aufgesucht, um ihnen, soweit mein Wissen und meine Mittel ausreichten, Beistand zu leisten. Aber das politische veto erstreckte sich auch auf die Werke der Barmherzigkeit. Wie sehr wünschte ich die hiesige Apotheke zu sehen, die, wie mir erzählt wurde, recht ordentlich eingerichtet war und keineswegs so wie ein einfacher Droguerieladen aussehen sollte — ich wünschte es, aber . . . . nun ich schweige.

Die Krankheiten, welche ich hier zu beobachten Gelegenheit hatte, waren folgende: Fieber, Rheumatismus, Katarrhe der Schleimhäute, der Bindehaut des Auges, funktionelle Nervenstörungen (Neuralgieen, ein Fall von Epilepsie), Hautkrankheiten — Ekzeme. Das Material war überhaupt nicht grade reich. Um mehr zu sammeln fehlte mir übrigens auch die Zeit. Ich verblieb in Kabul nur 12 Tage.

Am 8. August, nach dem Mittag, sagte uns der Chef der Gesandtschaft, daß wir uns zu einem Spaziergang in die Gärten des Emirs bereit machen möchten. Selbstverständlich wurde diese Aufforderung nahezu mit Enthusiasmus aufgenommen. Es war das ja der erste Spaziergang in Kabul! Burnes und Masson rühmen ebenfalls die Gärten des Emirs. Nun aber befinden sich diese Gärten außerhalb der Stadt. Wir mußten somit durch die ganze Stadt reiten. Vielleicht kommen wir durch den Bazar? Ja, das wird etwas Vorzügliches sein! — Es erwartete uns jedoch eine bittere Enttäuschung. Wir gingen zu Fuß. Manche von uns waren im Leinwandkittel, andere im Rock; der General war in Uniform und mit Orden geschmückt. Schon der Umstand, daß wir uns zu Fuß auf den Weg machten,

erschien als schlimmes Vorzeichen. Wenn unser Spaziergang die Gärten des Emirs zum Ziel hatte, so mußten wir doch reiten, da der Abstand von Bala-Hissar bis zu den Gärten ein recht bedeutender ist.

Wir gingen ein paar hundert Schritte von unserem „Palast" ab und blieben vor dem geschlossenen Thor der uns bereits bekannten Residenz des Emirs stehen. Das Thor wurde sofort geöffnet und wir traten nun mit dem Wesir an der Spitze und Mossin-Chan im Rücken in das uns bereits bekannte elende Gärtchen ein, in welchem sich der Palast des Emirs Schir-Ali-Chan befand.

Wir blieben an dem Bassin stehen; es wurden hierher aus den Gemächern des Emirs sofort einige Sessel und Stühle gebracht. Nach einiger Zeit — wurde es uns klar, daß wir nirgends wohin weiter als bis zu diesem Gärtchen kommen würden, daß das eben der Spaziergang in die Gärten des Emirs sei. Der Wesir ließ bald darauf den Thee bringen; auf einem Tischtuch, das direkt auf der Erde ausgebreitet wurde, erschienen Früchte und Süßigkeiten. Wir waren alle der Meinung, daß der Emir zu uns herauskommen und mit uns den Abend verbringen werde, aber der Emir beehrte uns nicht mit seinem Erscheinen.

Beim Dessert blieben bald nur der Wesir und der General mit dem Oberst zurück. Die übrigen Mitglieder der Gesandtschaft hatten sich in den verschiedenen Winkeln des anspruchlosen Gartens verstreut. Der Garten zeichnete sich vor allem dadurch aus, daß ihm nahezu jegliche Obstbäume fehlten. Ein paar Aprikosen-, Pfirsich- und Birnbäume, das war alles. Hierzu kamen noch zwei Berberis-Alleeen und ein kleiner, halbvertrockneter Weinberg. Die Reben wuchsen hier anscheinlich ohne jegliche Pflege von Seiten des Menschen. Vor Zeiten mußte der Weinberg wohl sehr kraftvoll gewesen sein, denn auch gegenwärtig haben sich noch Stümpfe der Reben von 1 Fuß im Durchmesser erhalten. Die Reben trugen keine Früchte. Pfirsiche fehlten ebenfalls, die Aprikosen waren schlecht, die Birnen zwar sehr schmackhaft, aber die Bäume trugen nur sehr wenig Früchte. Mossin-Chan erklärte uns, daß diese Birnen „Ssamarkander"-

Birnen genannt werden und hier in Kabul für die beste Sorte gelten. [1])

Es fanden sich ferner im Garten noch ein paar Gemüsepflanzen und hiermit war der botanische Inhalt des Gartens erschöpft. Unter dem Gemüse gab es hier zwei Gurkensorten: gewöhnliche und gigantische Gurken; die letzteren besaßen mitunter eine Länge von 1½ Arschin und waren spiralig oder ringartig zusammengekrümmt. Uebrigens zeichneten sie sich eben nur durch ihren Wuchs aus, keineswegs durch ihren Geschmack; sie stehen in dieser Beziehung unter aller Kritik. Neben den Gurken fanden sich noch Melonen und Arbusen (Wassermelonen), aber sie waren hier noch unreif. Ein gutes Stück Land stand unter Eierpflanze [2]), einem bei den Afghanen sehr beliebten und marinirt gegessenen Gemüse. Ohne eine Sauce aus Eierpflanze wird kaum je ein Braten aus der afghanischen Küche kommen. Auch dieses Gemüse war zur Zeit noch unreif.

Nun müßte eine ethnographische Schilderung des Gartens folgen. Hier aber habe ich nur einen einzigen Gegenstand, den es sich zu beschreiben lohnt: es ist das die Vorrichtung, durch welche der Garten bewässert wird. Für den Leser, der mit Central-Asien oder wenigstens mit den Steppen des europäischen Rußland bekannt ist, mag es genügen, wenn ich diese Vorrichtung einfach als „Tschigiri" bezeichne — das Wort wird ihm ohne jegliche Erklärung begreiflich sein. Für den Leser aber, der mit dieser Benennung völlig unbekannt ist, werde ich die Sache so genau, wie mir das gelingen wird, beschreiben:

Man möge sich einen endlosen Riemen oder auch ein Seil vorstellen, das über eine Welle oder über ein Rad geworfen ist, ein gewöhnliches Brunnenrad, vermittelst dessen bei uns das Wasser aus dem Brunnen geschafft wird. Gerade ein solches Seil war hier in einen tiefen Brunnen hinabgelassen. Statt des in Rußland gebräuchlichen Wassereimers, der „Badja", wird hier am Seile eine ganze Reihe von thönernen Krügen angebracht. Die Krüge befinden sich in gewissen Abständen von einander und sind unter

[1]) Burnes erwähnt die Kabuler Birnen: „Wir setzten uns (es war das in Kabul) unter einen Ssamarkand-Birnbaum, die berühmte Birngattung im Lande..." Bokhara Bd. I, S. 156.

[2]) Eierpflanze-Solanum melongaena. Anm. d. Uebers.

einem gewissen Winkel an dem Seil befestigt. Die Krüge füllen sich im Brunnen mit Wasser und werden nun, nachdem sie gefüllt sind, dadurch, daß sich das Rad dreht, bis zur Höhe einer Rinne gehoben, in welche sie nun ihr Wasser ausgießen. Das Wasser aber gießt sich darum aus, weil die Krüge, wenn sie ein wenig über der Rinne stehen, auf die andere Seite des Rades hinübergehen, sich umwenden und dann wiederum in den Brunnen hinabzusteigen beginnen. Aus der Rinne fließt das Wasser in die Bewässerungsgräben und Bassins und wohin es sonst nötig ist. Fügt man nun noch ein Treibwerk hinzu, so hat man die volle Einrichtung der wassertreibenden Maschine. Das Treibwerk wird vermittelst eines einarmigen Hebels durch einen Esel in Bewegung gebracht. Ein alter Gärtner, ein Tadschik, beaufsichtigte die Arbeit des vierbeinigen Arbeiters.

Gegen 7 Uhr abends kehrten wir aus dem Garten in die Wohnung zurück. An diesem Tage traf eine Post aus Taschkent ein. Der General Kaufmann machte dem General Stolettow unter anderem die Mitteilung, daß von dem Kriegsminister ein Telegramm eingetroffen sei, laut welchem das Vorrücken der in Alai, Dscham und Petro-Alexandrowsk angesammelten Truppen abgesagt werde. Der General-Gouverneur teilte ferner mit, daß man den Befehl erwarte, daß die Truppenkorps entlassen und in ihre Winterquartiere verlegt würden.

In bezug auf die politischen Vorgänge in Europa schrieb der General-Gouverneur, daß er ein Privattelegramm erhalten habe, nach welchem Batum auf dem Berliner Kongreß Rußland zugesprochen worden sei, dafür aber habe England, was wir bereits aus der anglo-indischen Zeitung wußten, Cypern eingenommen. Montenegro bleibe bei seinen früheren Grenzen (?). Ueber Bulgarien und Serbien habe das Telegramm nichts gebracht. Der General-Gouverneur entschuldigte sich ferner, daß er mit der Post keine Zeitungen für die Gesandtschaft abgesandt habe; die Erklärung hierfür lag, seinen Worten gemäß, darin, daß in Taschkent alle Welt ohne Zeitungen saß, da die Poststraße auf der Linie des Ssyr-Darja verdorben war. Der Weg aber war infolge des im Sommer üblichen Austritts dieses Flusses verdorben.

Am nächsten Tage begab sich der Chef der Gesandtschaft in

Begleitung des Herrn Malewinskij zum Emir. Malewinskij fand bei dem Emir einen gewissen Kasi Abdel-Kader vor, der späterhin am Hofe des Schir-Ali-Chans eine hochwichtige Rolle spielte. Dieser Kasi, der aus Peschawer eingewandert war, stand vor mehreren Jahren im Dienste der Ostindischen Regierung. Aus irgend welchen Gründen, die auch späterhin noch dunkel und unbekannt blieben, hatte er dann den englischen Dienst aufgegeben und, da er seine Freiheit von den Engländern gefährdet glaubte, sich aus Indien nach Kabul zurückgezogen, woselbst er nun schon seit einigen Jahren am Hofe des Emirs lebte. Der Kasi sprach vorzüglich englisch; er pflegte gewöhnlich die englische Korrespondenz des Emirs zu führen, ihm die in Kabul eintreffenden englischen Zeitungen zu lesen und erfreute sich anscheinend eines vollen Zutrauens von Seiten des Emirs.

Natürlich schwatzten Malewinskij und der Kasi mit einander zur Genüge in der Vogelsprache der Insulaner. Allerdings passierten dabei mancherlei kuriose Sachen, deren ich doch erwähnen muß. Es wurde unter anderem darüber gesprochen, welche Völker in Rußland überhaupt und speziell in der Kirgisen-Steppe wohnen. Aus irgend welchen Gründen fragte Malewinskij den General, was er, Malewinskij, auf die Frage zu antworten habe: welches Volk an der Kasalinsker Poststraße wohne? Der General hielt es nun seinerseits aus irgend welchen Gründen für passend, darauf zu antworten, daß dort nur Russen wohnen. „Sind sie Christen oder nicht?“ forschte der Kasi weiter. Der General ließ diese Frage bejahen. Der Emir, der diese Antwort vernahm, sprach seine Verwunderung hierüber aus und ließ wiederum durch den Kasi fragen: seit wann denn die Kirgisen Christen geworden seien? Hier gerieten nun Malewinskij und auch der General in Verlegenheit, denn es giebt ja kaum etwelche Kirgisen, die zur griechisch-katholischen Kirche übergetreten wären, abgesehen davon, daß selbst ein griechisch-katholischer Kirgise doch immer noch ein Kirgise bleibt und nicht momentan zum Russen wird. Ich bringe diese geringe Episode lediglich nur darum zur Erwähnung, weil der Leser späterhin noch mehrfach auf derartige qui pro quo stoßen wird, die übrigens von viel größerer Bedeutung als der eben bezeichnete Vorfall waren.

Ich und auch die anderen Mitglieder der Gesandtschaft hatten

große Lust, mit den Artikeln des einheimischen Handels bekannt zu werden. Burnes rühmt ganz außerordentlich die hiesigen Bazars und das ununterbrochene lärmende Treiben der Menge von Händlern und Käufern auf ihnen.[1])

In seinem Buch „Kabul" bringt er eine ausführliche Liste von Gegenständen, die von Indien und Rußland nach Kabul kommen.[2]) Es war von Interesse, die Angaben des Burnes zu prüfen. Nicht minder interessant war es, mit den Produkten der indischen und Kaschmirer Manufaktur bekannt zu werden. Die berühmten Kaschmir-Shawls wurden hier, wie man erzählte, zu relativ billigen Preisen verkauft.

Nun vermochten wir uns zu diesem Zwecke nicht auf den Bazar zu begeben, davon konnte ja aus Gründen, die dem Leser bereits bekannt sind, keine Rede sein. Der Wesir aber versprach uns, einen kleinen Bazar in unserem eigenen Palast zu veranstalten.

Am 9. August wurden von afghanischen Kaufleuten ganze Haufen von verschiedentlichen Waren auf den Hof unseres Lehmquadrats geschleppt und schon in wenigen Minuten ein kleiner Bazar arrangiert. Die Kaufleute waren alle Vollbluts-Afghanen. Mit ihnen trafen auch der Wesir und der Kemnab Mahomed-Hassan-Chan ein.

Vor allem breiteten die Kaufleute auf den Tischen einige Pack Kaschmir-Shawls aus. Es waren ihrer mehrere Sorten. Ich brauche sie wohl kaum zu beschreiben, da diese Shawls den Europäern ja sehr gut bekannt sind, sei es unter dem eigentlichen Namen oder als „türkische" Shawls. Manche von ihnen hatten ein sehr feines Muster, aber nur wenige zeichneten sich durch Feinheit des Gewebes aus. Die fabelhaft feinen Shawls, die nach üblicher Schilderung nahezu in einen Fingerhut hineinzubringen sind, waren hier natürlich nicht vorhanden. Der Preis der einzelnen Shawls variierte von 150—400 Rupien.

---

[1]) Burnes „Bokhara" ꝛc. Bd. I. S. 149—150.

[2]) Burnes „Kabul" ꝛc. ꝛc. S. 290—291.

Der General kaufte sechs Shawls von verschiedener Sorte.

Nun folgte indischer Brokat und Atlasstoff. Der Preis hierfür schwankte zwischen 5 und 50 Rupien per Arschin, nach unserem Maß natürlich. Der General kaufte auch von diesen Stoffen mehrere Stück. Dann kamen indischer Musselin, indische Shawl-Turbane, Sammet (englisches Fabrikat). Auch hiervon wurde einiges gekauft. Hierauf brachten die Kaufleute einheimische Kabuler Produkte: Pelze, Halbpelze, Pantoffel und andere Kleinigkeiten. Die Kabuler Pelze verdienen volle Achtung. Sie sind aus Schafsfell verfertigt. Die Gerberarbeit ist sehr fein ausgeführt und könnte vor jeglicher Kritik bestehen. Das Fell ist so schön gearbeitet, daß es geradezu die Weichheit von Sämisch-Handschuhleder besitzt. Die Wolle ist gerade, lang und seidenartig. Auf der Lederseite sind die kunstvollsten Muster ausgestickt; zudem aber wird sie noch mit Festons aus Leder benäht, welche Blumen, Früchte u. dgl. m. darstellen. Der Schnitt der Pelze ist der für einen central-asiatischen Chalat übliche; die Aermel sind so lang, daß sie fast bis zum unteren Rand des Pelzes reichen. Ein solcher Pelz kostet hier seine 25—40 Rupien. Die Halbpelze, aus den gleichen Schafsfellen angefertigt, sind nur bedeutend kürzer als die Pelze. Der General kaufte mehrere Pelze und Pantoffel, welche gelegentlich bemerkt, reich mit Gold gestickt waren.

Daraufhin wurden in das Gemach, in welchem der improvisierte Bazar aufgeschlagen war, Reitutensilien hineingebracht: Sättel, Zäume, Satteldecken. Die Sättel und Zäume waren durchweg englische Fabrikate. Der Preis des Sattels war 120—175 Rupien per Stück.

Mehr Gegenstände waren auf unserem Bazar nicht vorhanden. Für all' die eingekauften Sachen hatte der General eine recht hübsche Summe zu entrichten. Einige von den Säcken mit Rupien, aus der Zahl der von dem Emir geschenkten 11 000, gingen in die sehnigen Hände der afghanischen Kaufleute über.

Alle Sachen, die hier gekauft waren, sollten, wie der General uns mitteilte, dem Taschkenter Museum zukommen als Musterstücke des afghanischen Handels.

Unter dem Personal der Gesandtschaft brach wiederum bald das Fieber aus. Es litten namentlich S. und N. Auch von den Kosaken lagen zwei darnieder mit einer Temperatur von 40 Grad. Wiederum mußten Kranke und Gesunde energisch mit Chinin regaliert werden. Der General z. B. hatte es sich zur Regel gemacht, täglich vor dem Mittag- und dem Abendessen zu 5 Gran Chinin in seiner „Wodka“ zu schlucken.

---

10. Kapitel.

Die Rückkehr des Generals Stolettow aus Kabul.

Eine seltsame Ueberraschung. — Der afghanische Kriegsminister. — Abreise von Kabul. — Grundriß der Geschichte der Stadt Kabul. — In zwanzig Tagen von Kabul nach Ssamarkand. — Wiederum am Ufer des Amu. — Ohne Schuld und doch schuldig. — In Schachrissjabs. — Die letzte Nacht auf der Reise. — Das Eintreffen der ersten afghanischen Gesandtschaft in Ssamarkand. — Die Aufnahme, die ihr in Ssamarkand und Taschkent erwiesen wurde. — Die Abreise des Generals Stolettow nach Livadija. — Der zurückgebliebene Teil der Gesandtschaft erhält den Befehl auf unbestimmte Zeit in Kabul zu verbleiben. — Kurze Uebersicht des Bamjaner Weges. — Zahlenangaben für die Marschroute.

Am 11. August reiste der Chef der Gesandtschaft von Kabul ab. Die Abreise geschah unerwartet und nahm sich darum etwas seltsam aus. Tags vorher war weder mir noch den anderen Mitgliedern der Gesandtschaft etwas von der Abreise bekannt; wir dachten, daß dieselbe, wie das ursprünglich vorausgesetzt war, nicht vor dem 18.—20. August stattfinden werde. Indessen geschah das am 11. August und zwar unter folgenden Umständen:

Am 10. August kam der General von dem Emir mit dem Sserdar Dowtscha-Chan, dem Kriegsminister von Afghanistan, zurück. Der Sserdar war ein Mann von riesigem Wuchs, mit strengen Gesichtszügen. Er konnte höchstens 45 Jahre alt sein und sein athletischer Körperbau ließ keinen Zweifel an seiner außerordentlichen Kraft und seiner eisernen Gesundheit aufkommen.

Als er in das Empfangszimmer trat, welches für die Mit-

glieder der Gesandtschaft der übliche Sammelpunkt war, brachte ein Diener hinter ihm den Kaljan mit einem außerordentlich langen, in eine endlose Zahl von Ringen gewundenen Tschibuk herein. Der Kaljan selber wurde übrigens nicht hereingebracht, er blieb in dem benachbarten Zimmer, aus welchem der Tschibuk hineingezogen wurde. Es war das ein echter türkischer Kaljan, der erste, den ich in Afghanistan zu sehen bekam.

Die Eingeborenen, die Afghanen, so gut wie die Usbegen und Tadschiken benutzen gewöhnlich einen Kaljan von einheimischer, höchst einfacher Konstruktion. Eine Kürbisschale als Reservoir für das Wasser, ein einfacher Brenner aus Lehm, mitunter mit einem eisernen Netz versehen, das über den Tabak und die Kohlen gelegt wird, ein Rohr-Tschibuk von 2 bis 3 Fuß Länge, — das ist der hiesige Kaljan („Tschilim").

Der Minister saß bei uns etwa 2 Stunden, die ganze Zeit über ließ der Kaljan in dem benachbarten Zimmer seine gurgelnden und paffenden Töne vernehmen. Von jeder Portion Tabak, die in den Kaljan gelegt wurde, machte der Sserdar jedoch nur einen oder zwei Züge, nicht mehr; daraufhin wurde frischer Tabak eingelegt.

Als nun der Minister nach den ersten Begrüßungen darüber zu reden begann, ob der General Stolettow bald nach Kabul zurückkehren und wen er mit sich nach Taschkent nehmen werde, so konnten wir, die übrigen Mitglieder der Gesandtschaft, anfänglich nichts verstehen, so neu war für uns das Gespräch. Der Minister wandte sich mir zu und fragte:

„Wird der Doktor-Saib mit dem General reisen oder bleibt er in Kabul?"

Ich wußte absolut nicht, was ich auf diese Frage zu antworten hatte. Die Antwort gab für mich der General selber, indem er sagte, „daß sich das später herausstellen werde". Daraufhin wandte sich der Minister den übrigen Mitgliedern der Gesandtschaft zu und bat sie, daß sie sich nicht langweilen möchten, er versprach ihnen im Namen des Emirs verschiedentliche Zerstreuungen, Spazierfahrten und Spaziergänge in der Stadt und ihrer Umgebung, Revuen der afghanischen Truppen u. dergl. m. Wir saßen wie versteinert, im Unklaren darüber, was das zu bedeuten habe.

Erst nachdem sich der Sserdar entfernt hatte, machte uns der General die Mitteilung, daß er in größter Eile nach Taschkent abreisen müsse, daß er sich darüber noch nicht entschieden habe, wen er mitnehmen und wen er in Kabul zurücklassen werde, und daß der zurückgebliebene Teil der Gesandtschaft in Kabul noch etwa 2—3 Wochen bleiben müsse.

Er, der General, sei durch besondere Umstände genötigt, Kabul so urplötzlich zu verlassen und glaube die Reise nach Ssamarkand in 12, höchstens in 14 Tagen zurückzulegen; er reise allein, da er Zeit zu gewinnen suche, die ganze Gesandschaft aber mit allem Gepäck sich nicht rasch vorwärts bewegen könne. Hierauf teilte er uns noch mit, daß der Emir, abgesehen von mehreren afghanischen Würdenträgern, die ihm, dem General, beigegeben werden, noch eine große Gesandtschaft nach Taschkent zu entsenden denke, und daß bei dieser Gesandtschaft, nach dem Ausspruch des Emirs Schir-Ali-Chan, sich „ein Teil von ihm selber", sein geliebter Großsohn nämlich, der Sohn des Mahomed-Ali-Chans, befinden werde.

„Die übrigen Mitglieder der Gesandtschaft," fuhr der General fort, „bleiben in Kabul lediglich zu dem Zweck, um die Ausrüstung dieser Gesandtschaft abzuwarten, da sie gegenwärtig noch nicht bereit ist und zur Ausrüstung überhaupt einer gewissen Zeit bedarf. Um diese Gesandtschaft zu empfangen, werde ich aus Taschkent vermutlich zum Amu-Darja oder nach Tasch-Kurgan kommen. Uebrigens wird das von den Umständen abhängen; vielleicht komme ich auch nicht."

Darauf forderte der General den Oberst Rasgonow auf, sich mit ihm in ein besonderes Zimmer zurückzuziehen. Sie sprachen hier etwa eine halbe Stunde mit einander. Hierauf erschien der Oberst und sagte mir, daß der General mich zu sich rufe.

Ich trat in das Zimmer ein. Der General erkundigte sich anfänglich nach meiner Gesundheit. Ich bedankte mich bei dem General für diese Liebenswürdigkeit und sagte, daß ich momentan anscheinend vollständig vom Fieber befreit sei und daß ich mich durchaus gesund fühle.

Der General fragte hierauf, ob ich imstande wäre, eine

so eilige Reise durchzumachen, wenn er mich nach Taschkent mitnehmen würde.

„Da werden wir schon nicht an Rasttage und Ruhe zu denken haben; wir werden täglich unsere 60—70 Werst zurückzulegen haben," fügte er hinzu.

Ich entgegnete, daß ich mich natürlich nicht dafür verbürgen könne, daß ich während der Reise nicht erkranken werde, wenngleich ich mich gegenwärtig auch völlig gesund fühle.

„Würden Sie aber mit mir nach Taschkent gehen wollen?" fragte er.

Ich antwortete, daß ich nichts dagegen hätte, nach Taschkent zu reisen.

Der General sprach nun hierauf nochmals seine Befürchtung aus, daß ich auf dem Wege erkranken könnte, hieß mich aber doch, zur Abreise bereit zu sein. Er glaubte, daß wir noch am selbigen Tage, am Abend Kabul verlassen könnten. Mit uns sollten 10 Kosaken und einige Dschigiten ziehen. Das übrige Personal der Gesandtschaft blieb in Kabul. Der General hatte mir anbefohlen, keinerlei Gepäck und überhaupt keinerlei Lasten mitzunehmen. Ich hinterließ darum all' mein bewegliches Gut in Kabul und nahm auf den Weg bloß einige wenige Wäsche und die notwendigsten Kleidungsstücke mit. Mit meinen Sachen ließ ich in Kabul auch meinen „Denschtschik" (Offiziersbursche) zurück.

Im Laufe des Tages kam der Wesir mehrmals zum General mit Aufträgen vom Emir und kehrte dann wiederum zurück.

Bis zum Abend gelang es uns noch nicht, aus der Stadt zu kommen. Aber schon der frühe Morgen des folgenden Tages fand uns außerhalb der Mauern der Bala-Hissar. Uns begleiteten nach Taschkent: der Kemnab Mahomed-Hassan-Chan, zwei afghanische „Cernels", der Adjutant des Emirs Gulam-Haider-Chan und noch einige andere Afghanen. Fast bis zur Hälfte des Wegs von Kabul bis Kalja-i-Kasy begleitete uns der Kriegsminister Dowtscha-Chan und der Wesir. Weiterhin bis zum Amu hatte uns der ewige und unermüdliche Mossin-Chan zu begleiten.

Und nun — sind wir wiederum auf der Reise; wiederum haben wir vor uns eine eilige, schwierige Reise; hinter uns liegt Kabul, diese ersehnte Stadt für uns Russen, diese Stadt, in

welcher vor der Ankunft der russischen Gesandtschaft kaum ein paar Russen während der ganzen Zeit ihres Bestehens gewesen waren. Werfen wir nun einen kurzen Blick auf das historische Bild, das uns diese Stadt darbietet.

Die Stadt Kabul ist eine sehr alte Stadt. In bezug auf ihr Alter kann sie sich gewiß mit Balch und Bamjan messen, ja vielleicht auch mit Babylon, Ninive und anderen Städten der alten Welt, die bereits schon lange vom Antlitz der Erde verschwunden sind.

An den Namen dieser Stadt knüpfen sich Legenden und Mythen des alten Persiens und Seistans (Sedschestan). So stand Kabul der Ueberlieferung zu folge nebst vielen anderen Städten unter der Herrschaft des Rustem, und die Mutter des legendarischen Helden, die schöne Rudabe, war die Tochter des Kabuler Königs Migrah-Schah, eines Tadschiken aus dem Stamme Sochaks.[1]) Hier in Kabul fand Rustem auch sein trauriges Ende durch die Treulosigkeit des hiesigen Herrschers.

Auch die griechische Mythologie hatte diese Stadt nicht unbeachtet gelassen. Die Stadt Nicäa war dadurch berühmt, daß Bacchus hier einen Doppelsieg davongetragen, über die Nymphe Astakia und die Indier. Aus diesem Grunde wurde die Stadt auch Astakia im ersten Fall und Indophonos im zweiten Fall genannt[2]).

Auch in den parsischen und indischen Legenden findet sich diese Stadt erwähnt. So heißt es in der Zend-Avesta, daß das siebente Land, das Ormusd erschaffen, Vaehkereta (Vaekeretem, Anketil: Veekereante) war[3]), dieses Land aber wird mit dem heutigen Kabulistan[4]) identifiziert; das Wort „Dujak", Sitz der Dujaken, wird auf das Land des Sochaks, d. h. auf Kabul bezogen[5]). In den Vedas wird der Fluß Kubha, d. h. der Kophene des Sian-Tsjan, der heutige Kabul-Fluß erwähnt[6]).

Die Geschichte des Landes bis zur Zeit der Feldzüge

---

[1]) Grigorjew, „Kabulistan und Kaffiristan", S. 726.

[2]) Cunningham. The ancient geography of India, p. 36.

[3]) Zend-Avesta trad. p. Anketil du Perron, vol. I, p. 267.

[4]) Grigorjew, a. a. O., S. 726. Cunningham l. c., p. 36.

[5]) Grigorjew, a. a. O., Cunningham, l. c., p. 38.

[6]) Cunningham, p. 37.

Alexanders des Großen ist dunkel. Aber auch bei den Historikern des Alexander finden wir kaum etwas hierüber. Der Name „Kabul" kommt jedenfalls bei ihnen nicht vor. Man kann bloß vermuten, daß ihr Nicäa dem heutigen Kabul entspricht [1]).

Die griechischen Geographen des ersten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung nennen Kabul bald Kabura, wie z. B. Ptolomäus, bald Ortospana, wie z. B. Strabo „... der andere Weg aber führt gerade durch das Land der Baktrianer nach Ortospana, das im Lande der Paropamisaden liegt, dort wo sich die drei aus Baktriana kommenden Straßen vereinen...." [2])

Nachdem sich die Monarchie Alexanders des Großen aufgelöst hatte, mag wohl Kabul unter den griechischen Reichen, die sich nun in Central-Asien bildeten, nicht die letzte Rolle gespielt haben. Außer Zweifel steht es, daß Kabul eine Zeit lang in Abhängigkeit von dem sog. griechisch-baktrischen Reiche stand. Es läßt sich kaum voraussetzen, daß die baktrischen Herrscher bei ihren Feldzügen nach Indien diesen „Kreuzweg" (bei Strabo wird Kabul τρίοδος genannt) nicht berührt und nicht den Wunsch gehabt hätten, den „tausend Städten", die sie den Indiern abgewonnen hatten, auch Kabul beizufügen. Eine gewisse Zeit [3]) aber genoß Kabul auch eine völlige Selbständigkeit. Als letzter griechischer König in Kabul gilt Hermeias. Gegen 105 v. Chr. bemächtigte sich seines Reiches der Scythen-König Kadphyses (Mokadphyses) [4]). Von nun an wurde Kabul zur Hauptstadt des indo-scythischen Reiches.

Schon lange vor dieser Umwälzung war nach Kabulistan die Lehre des Buddha gedrungen. Aber der eifrigste Kämpfer für die Verbreitung dieser religiösen Lehre war der berühmteste und mächtigste unter den scythischen Königen von Kabul, Kanischka, der zu Beginn des ersten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung lebte [5]). Die chinesischen buddhistischen Pilger, der Fa-Sjan und Sian-Tsjan (v. Richthofen: Shĭ-Fa-Hsiën und Hsüën-Tsang)

---

[1]) Cunningham, l. c., p. 36.

[2]) Strabo, Geographie, Buch XV, Kap. 2.

[3]) a. a. O., Buch XV, Kap. 1.

[4]) Grigorjew, a. a. O., S. 776.

[5]) a. a. O., S. 788.

können nicht genug Worte finden, wenn sie den Eifer des Königs für den Buddhismus rühmen.

Im ersten Jahrhundert nach Christi wird Kabul in chinesischen Quellen unter dem Namen Gao-fu (Kaofu) erwähnt[1]. Zur Hälfte des VII. Jahrhunderts wurde Kabulistan und die Stadt Kabul von Sian-Tsjan besucht. Zu seinen Zeiten zerfiel Kabulistan in eine Menge kleiner selbständiger Reiche. Das Land war überfüllt von buddhistischen Klöstern und Topes, den Grabdenkmälern der buddhistischen Heiligen, namentlich aber des Buddha selber. Von dieser Epoche an galt das Land als ein unter der Herrschaft der Chinesen stehendes; jedoch war das bloß eine nominelle Abhängigkeit.

Zu Ende des VII. Jahrhunderts drangen die Araber bei ihrem Eroberungszuge nach Osten auch in Kabulistan ein. Abdurrachman Ben-Ssamrah gelangte bis Kabul und bemächtigte sich dieser Stadt nach einer einen Monat währenden Belagerung. Der Kabuler König rief Unterstützung aus Indien herbei und warf die Muselmänner zurück. Vor einer neuen arabischen Armee konnte er aber nicht bestehen und mußte Frieden schließen unter der Verpflichtung eines jährlichen Tributs von einer Million Diremen[2].

Im Jahre 699 drangen die Araber von neuem in Kabulistan ein unter der Anführung des Abdullah-Ben-Abu-Bekr. Aber dieser Feldzug blieb erfolglos. Die Truppen des Kabuler Königs Rentel umringten die Araber, bezwangen sie durch Hunger und entließen sie unter der Bedingung, daß sie die Summe von 700 000 Diremen als Kriegskontribution entrichteten[3].

Aber schon im nächsten Jahre, 700, zwang Abdurrachman-Ben-Aschefs (Al-Aschats) den Kabuler Radscha von neuem dazu, daß er den Arabern Tribut zahlte. Die entgültige Eroberung von Kabul wird dem Chorossaner Statthalter Jakub-Ben-Leith zugeschrieben. Es geschah das im Jahre 871 n. Chr.[4] Von

[1]) Grigorjew, S. 783.
[2]) Reinaud, Mémoire sur l'Inde p. 178.
[3]) Ayeen Akbery, vol. II, p. 184.
[4]) Reinaud, l. c., p. 209.

dieser Zeit an verlegten die Kabuler Fürsten ihre Hauptstadt östlich vom Indus [1]).

Nach Albiruni erlosch die Türkdynastie, Dynastie der Kabuler Könige im X. Jahrhundert. Der letzte Herrscher aus dieser Dynastie, Laktuseman, wurde durch seinen Wesir Kallar vom Throne gestürzt. Dieser Wesir eröffnete nun eine neue Dynastie der Kabuler Radscha, die aber nicht türkischen, sondern indischen Ursprungs waren. Die Türkkönige von Kabul bekannten sich zum Buddhismus, die neue Dynastie hingegen begann die Brahmalehre im Lande einzuführen [2]). Der letzte König von Kabul aus dieser Dynastie war Dschaja-Pala, der den Thron bis 977 inne hatte, d. h. bis zu dem Zeitpunkt, wo das Reich der Gasni unter Ssebuktegin (Sebektekin) bereits zu gewaltiger Entwickelung gelangte.

Die arabischen Geographen des X. Jahrhunderts sprechen einstimmig davon, daß Kabul zu dieser Zeit sich in blühendem Zustande befand und großen Einfluß auf die benachbarten Gebiete besaß. Die Herrschaft der Araber war mehr nominell, als wirklich vorhanden. Die Menge des Volkes verblieb noch in „Ungläubigkeit". Istachri erzählt, daß „die Stadt von Muselmännern eingenommen war, die Vorstädte aber durch ungläubige Indier" [3]). Uebrigens war die Stadt nicht mal ganz von Muhamedanern eingenommen, sondern nur die Citadelle. So sagt Inb-Haukal: „das Schloß befindet sich in Händen der Muselmänner, die Stadt hingegen gehört den ungläubigen Indiern" [4]).

„Die Eingeborenen glauben," fährt er fort, „daß ihr König nicht früher der eigentlichen Macht teilhaftig werden könne, als bis er in Kabul anerkannt wird. Da nun die Hauptstadt sich fern von dieser Stadt befindet, so müssen die Könige bei jedem Thronwechsel nach Kabul kommen, um in dieser Würde anerkannt zu werden; es wird dies nach einem schon von alten Zeiten her beobachteten Brauch geübt." [5])

---

[1]) Reinaud, Mémoire sur l'Inde, p. 244—247.

[2]) Ibid., p. 210—211.

[3]) Al-Estakry, Liber climatum. Ueb. v. Mordtman, S. 120.

[4]) Ebn Haukal, Oriental geography, transl. by Ouseley, p. 226.

[5]) „Mémoire sur l'Inde", p. 244—245.

Nach den Angaben des gleichen Verfassers war Kabul zu dieser Epoche ein großer Sammelplatz für die indischen Kaufleute. „Es ist das ein Kreuzweg", auf dem Wege aus Pendschab nach Chorossan nämlich [1]). „Wenn den Kaufleuten Glauben zu schenken ist," heißt es weiter, „so wird hier jährlich für 2 Millionen Denaren Indigo verkauft, abgesehen von dem, was Alp-Tegin, der sich grade jetzt in Gasna zur Macht aufgeschwungen hat, für sich zurückbehält. Nach dem aber, was ich mit eigenen Augen gesehen, ist der Handel nicht so großartig und zwar infolge der Unruhen, die hier der Einfall des Alp-Tegin mit sich brachte, sowie auch infolge des mißtrauischen Verhältnisses, das zwischen ihm und den benachbarten Herrschern sich ausgebildet hat." [2])

Im Jahre 979 wurde Kabul dem Reiche der Gasneviden einverleibt. Die Gasnevidensultane herrschten hier bis zur Hälfte des XII. Jahrhunderts, bis Gasna von den Gouriden endgültig niedergedrückt wurde, übrigens war es schon seit lange durch die häufigen Einfälle der Seldschuken-Türken entkräftet.

Aber noch immer hatte Kabul etwas von seiner Bedeutung als alte Hauptstadt beibehalten. Die moralische Bedeutung der Stadt Kabul für die nächstliegenden Länder wird auch von Edrisi, dem arabischen Schriftsteller der Hälfte des XII. Jahrhunderts, bestätigt:

„Kabul ist eine der großen Städte von Indien," sagt Edrisi, „sie ist von Mauern umgeben, besitzt im Inneren eine feste Citadelle, von außen verschiedene Vorstädte. Die Könige treten nur dann in ihre volle Macht, wenn sie von Kabul anerkannt werden. Wenn sie in einer anderen Stadt wohnen, so sind sie durchaus verpflichtet, nach Kabul zu kommen, um mit der königlichen Macht bekleidet zu werden." [3]) Das gleiche wird auch an anderen Stellen des Buches wiederholt. [4])

Von den Góura-Fürsten (Gura) ging Kabul zu den Herrschern Charesmiens (Chiwas) über, von den letzterem zu den Mongolen. Tschingis-Chan fand sich hier um 1221 ein, als er

---

[1]) Bemerkenswert ist es, daß der arabische Autor fast buchstäblich die Worte des Strabo über Kabul wiederholt (τρίοδος).

[2]) „Mémoire sur l'Inde" l. c., p. 244—45.

[3]) Edrisi, Géographie, Vol. II, p. 459.

[4]) Ibid., p. 182.

den tapferen, aber unglücklichen Sultan Dschelal-ed-Din verfolgte.

Von nun aber sank Kabul zu einem gewöhnlichen Dörfchen herab. Ibn-Batuta, vielleicht der berühmteste unter den arabischen Reisenden, war hier in der Hälfte des XIV. Jahrhunderts und berichtet über Kabul folgendes:

„Wir begaben uns nun (aus Gasni) nach Kabul; es war das früher eine hochberühmte Stadt; gegenwärtig ist's nicht vielmehr als ein Dorf, das von einem Volksstamm, persischer Abkunft, Afghanen genannt, bewohnt wird. [1])

In den 80er Jahren des XIV. Jahrhunderts berührte ein anderer mongolischer Bezwinger Asiens, Tamerlan, Kabul auf dem Wege nach Indien. Jetzt lächelte Kabul die Möglichkeit eines Auferstehens aus den Trümmern. Der Timuride Ulug-Mirsa, dem Kabul zugeteilt wurde, war stark um das Wohl desselben besorgt. Der Sultan Baber erwähnt in seinen Memoiren mehrerer Bauten, mit denen sein Onkel die Stadt geschmückt hatte.

Baber Mirsa selber aber widmete sich zweifellos noch mehr dem Gedeihen der Stadt; er bemächtigte sich ihrer um 1504. Baber, der in die Stadt verliebt war, der sie in Versen und Prosa besungen und das Klima derselben vor allen anderen ihm damals bekannten Ländern rühmt, lebte mehrere Jahre lang in Kabul. Hier nun erholte er sich von den Regierungssorgen, indem er sich schönen Künsten und intimen Gelagen im Schah-Kabuler Schloß hingab. Obgleich ein echter Mohamedaner, wußte er doch den Wert des guten Kabuler Weines würdig zu schätzen. Aus seiner Feder stammt gewiß auch der bekannte Spruch:

„Trink Wein im Schloß von Kabul und laß den Becher ohne Aufhören herumwandern.
Denn es ist zugleich: ein Berg und ein See, eine Stadt und eine weite Wiesenflur.“ [2])

Er selber schreibt allerdings, gewiß aus Bescheidenheit, diese Verse dem Mullah Mahomed-Mu-Ammaï zu. Wie dem auch

---

[1]) „Voyages d'Ibn Batoutah“ trad. p. Defrémery et Sanguinetti. Vol. III, p. 89.

[2]) Baber-Mirza, „Mémoires“ trad. p. Pavet de Courteille. Paris 1871. Vol. I, p. 280.

sei, wenngleich „das Klima von Kabul auch lieblich ist und kein anderes Land auf der Welt sich mit ihm in dieser Hinsicht messen kann", [1]) so mußte Baber die Stadt doch verlassen, um nach neuem Siegeslorbeer nach Indien zu ziehen. Am 10. Mai 1526 proklamierte er sich als Kaiser von Indien und begründete die Dynastie der Groß-Mogolen. Wie bekannt, hat diese Dynastie bis 1857 existiert.

Hierauf nun gehörte Kabul der Monarchie der Mogolen an. Im Jahre 1670 machte es den Versuch, von dem Reiche der Mogolen abzufallen und selbständig zu werden, aber seine Kräfte genügten nicht, um den Kampf mit dem mächtigen Kaiser Aurengseb zu bestehen; im Jahre 1675 wurde Kabul wiederum der indischen Monarchie einverleibt.

Im Jahre 1738 wurde Kabul durch Nadir-Schah zerstört, der mit Recht ein Großsohn des Tschingis-Chan genannt werden kann, in bezug auf sein Handwerk und den Beruf — mit Feuer und Schwert alles, was ihm in den Weg kam, zu vernichten.

Aber es nahte sich die Zeit, wo Kabul aus Schutt und Trümmern erstehen sollte. Nach dem Tode des Nadir-Schah im Jahre 1747 erschien Achmed-Schah, der Häuptling des bedeutendsten Stammes unter den Afghanen, der Ssadosaer, als „Sammler" des afghanischen Reiches, in der Art der moskowitischen Fürsten, die diesen Namen infolge ihrer Politik in bezug auf die übrigen russischen Fürstentümer erlangten. Die von ihm begründete Monarchie der Durani umfaßte nahezu die gleichen Länder, die früher dem Reich des Mahmud von Gasni angehört hatten. Sein Reich erstreckte sich von Mesched bis Dschehanabad und Multan, und von Merw und Balch bis Kelat. [2])

Sein Sohn Timur-Schah erbte vom Vater die sämtlichen Länder. Unter ihm wurde Kabul zur Hauptstadt des Reiches gemacht und mit einer Menge schöner öffentlicher Bauten geschmückt.

Aber das vereinigte Reich der Afghanen war nicht von langem Bestand. Schon zu Beginn des XIX. Jahrhunderts

---

[1]) Baber-Mirza, „Mémoires" trad. p. Pavet de Courteille. Paris 1871. Vol. I, p. 283.

[2]) Mir. Abdoul Kerim Boukhari, „Hist. de l'Asie Centrale", trad., publ. et annotée p. Schefer, 1876, pp. 16—17.

zerfiel es in verschiedene Teile. Immerhin hatte Kabul nicht an Bedeutung verloren. Im Gegenteil — wer sich seiner zuerst bemächtigte, der galt auch als Herrscher von ganz Afghanistan.

Im Jahre 1826 geriet Kabul in die Hände des Dost-Mahomed, es gelang ihm späterhin, die Teile, in welche das afghanische Reich zerfallen war, von neuem zu vereinen. Die östlichen Provinzen verblieben aber doch unter der Herrschaft der Sikhs und gerieten dann in die Hände der Engländer. Im Jahre 1863 starb Dost-Mahomed, der sich den neuen Titel eines Emirs beigelegt hatte. Fünf Jahre lang dauerte nun der Kampf zwischen den um die Macht ringenden Parteien, wobei Kabul aus einer in die andere Hand wanderte. Drei Brüder und ein Neffe kämpften um den Thron. Affal-Chan und Asim-Chan, als die älteren Brüder des Schir-Ali-Chan, wollten sich letzterem nicht unterordnen. Sie wurden von dem talentvollen Sohne des Affal-Chan, Abdurrachman-Chan (der gegenwärtige Emir) unterstützt.

Im Jahre 1868 geriet Kabul endgültig unter die Herrschaft des Schir-Ali-Chan.

Wenn wir uns nun der Geschichte der europäischen Reisenden zuwenden, welche Kabul in verschiedenen Zeiten besucht haben, so sehen wir, daß die Stadt bis zum gegenwärtigen Jahrhundert von nur sehr wenigen Europäern besucht worden ist. Die ersten Europäer, durch welche die Stadt besucht wurde, waren vielleicht die Mitglieder der von dem Zaren Alexej Michailowitsch im Jahre 1675 nach Buchara entsandten russischen Gesandtschaft. Der Chef der Gesandtschaft Wassilij Daudow kehrte aus Buchara nach Moskau zurück. Aber der Dolmetscher der Gesandtschaft Mahmed Jussup Kassimow und der Schreiber („Podjatschij") Iwan Schapkin hatten den Auftrag mit einem Schriftstück und mit Geschenken an den Hof des indischen Schah zu gelangen. Kassimow meldete über seine Reise und den Aufenthalt in der Stadt Kabul folgendes:

„Im Jahre 183 traf er, Mahmed, in der indischen Stadt Kabyl ein. Der „Woewoda" dieser Stadt, der Statthalter, Mekremet-Chan, schrieb in der Stadt Ana-Bat (Dschehanabad oder Delhi) an den Statthalter, Asej-Chan, über seine, des Mahmed, Ankunft, und daß er, Asej-Chan, der Hoheit des Schah über ihn Mahmet schreiben und ihm die Erlaubnis zur Weiterreise

bewirken möge. Und Asej-Chan schrieb nun an ihn, den Mekremet-Chan, daß die Hoheit des Schah mit dem großen „Gossudarj“ (Herrscher von Rußland) keine Freundschaft pflegen und keine freundschaftliche Gesandtschaften zu wechseln wünsche und nicht gewillt sei, ihn Mahmet-Issup, zu sich zu lassen, und zwar, weil von alters her es keine Gesandten und Boten vom russischen Reich an die Hoheit des Schah gegeben und er wünsche nicht, daß solche jetzt sein sollten; er, Mahmet Issup, möge sich aus dieser Stadt hinaus und seines Weges zurück begeben.“

„Und Mahmet Issup hat dem „Woewoda“ der Stadt Kabyl vielfach, wie ihm angesagt worden, wiederholt, daß er vom großen Gossudarj an den indischen Schah mit einem Schreiben des Gossudaren abgesandt sei, über ihre beiderseitigen Staatsangelegenheiten und mit freundschaftlichen Geschenken, und daß er, der „Woewoda“, ihn zu dem Schah weiterziehen lassen möge. Und er, Mahmet Issup, bestand darauf und beredete ihn, so wie ihm das angesagt worden war. Und der Woewoda Makremet sagte dem Mahmet Issup: der Schah habe nicht erlaubt, ihn weiterziehen zu lassen und habe das Schreiben seines Herrschers nicht annehmen und nicht weitergehen lassen wollen, weil bei ihm, dem Schah, weder von seinem Vorfahren Temir-Aksakan an, noch auf mehrere hundert Jahre vor der gegenwärtigen Zeit zurück keinerlei Boten und Gesandten vom russischen Reich ins indische Reich gewesen wären, denn das russische Reich befindet sich in weiter Entfernung von dem indischen und es gab zwischen ihnen früher keinerlei Streitigkeiten und giebt auch gegenwärtig keine; und es ist bekannt, daß der große Gossudarj zu dem indischen Schah seine Boten nach Reichtümern sendet, nicht aber irgend welcher anderer Sachen wegen. Auch ist der Glauben der Russen ein anderer, als der ihrige und ihnen, den „Bassurmanen“ (Heiden), gezieme es ja auch nicht, mit den Christen Freundschaft zu pflegen, in einem vorigen Jahre aber, 167, da kam in das indische Reich ein russischer Gesandter, Ssenjka genannt, ein Jude seiner Geburt nach; und er kam in die indische Stadt Kabyl, und flehte den Schah an, daß er ihn in den Dienst nehmen und ihn zum Hauptmann machen möge. Und der Schah war ihm gnädig, nahm ihn in seinen Dienst auf und machte ihn zum Hauptmann über 500 Mann und verlieh ihm ein großes Gehalt. Und

wolle nun auch er, Mahmet Issup, in den Dienst des Schah treten, so wird der Schah auch ihn gnädig aufnehmen; aber wenn er gemeldet hat, daß bei ihm freundschaftliche Geschenke von dem großen Gossudarj an den Schah vorhanden seien, so wird der Schah diese Geschenke von Handelsleuten, die in Persida und in der Russij (Rußland) verkehren, schätzen lassen und nach ihrem Preise sie ihm, Mahmet Issup, mit Geld bezahlen. Einen anderen Befehl aber wird er nicht erhalten."

„Und Mahmet Issup sagte, daß er ein getreuer Unterthan seines Gossudaren sei und zu dem Schah in den für beide Staaten wichtigen Angelegenheiten gesandt worden sei, dem Schah werde er aber nicht dienen. Der Ssenjka aber, der Jude, sei ein Schelm, er habe die Furcht vor Gott und seines großen Gossudaren Güte vergessen, er habe an ihm, dem großen Gossudarj, Verrat ausgeübt, er habe sich Gesandter genannt, er, Ssenjka, sei aber eines Schemachiner Handelsmannes Gärtner, ein gekaufter Leibeigner, er sei aus Astrachan in Handelsangelegenheiten mit Handelsleuten nach Bucharen gekommen, aus Bucharen aber nach Indien, und habe sich als Gesandter ausgegeben, darin aber sei er ein Schelm, er habe ihn, den großen Gossudarj mit dem indischen Schah entzweit, und darum wähnt der Schah, daß er, Mahmet Issup, ebenfalls lügt, er aber sei wirklich vom großen Gossudarj entsandt worden, er lüge nicht."

„Und wie er, Mahmet, nun in Kabyl war, so hatte der kabyler Woewoda während seines ganzen Aufenthaltes hier des Gossudaren Schatz und seine Waren in den Palast verschlossen gehalten, und hieraus erwuchs dem Schatz des großen Gossudaren viel Verlust und es war ein Verbot, daß niemand von diesem Schatz und den Waren kaufen dürfe. Als nun die Siegel abgenommen wurden, da schätzte der Vorsteher des Zollamtes und seine Gehülfen den genannten Schatz nach geringem Preis, nahmen ihn zu sich und schickten ihm nach der Schätzung das Geld, und von diesem Gelde nahm er Zoll, aber ihn, den Mahmet Issup, schalt er, und er sagte, daß er dem Schah wenig Geschenke gebracht habe und auch dabei nur das Gewöhnlichste; bei ihnen da tragen nicht mal die Diener so schlechte Zobel, denn die Handelsleute bringen jährlich zu ihnen gute Zobel und Juchtenleder, aber auch Tuch und Leder bringen sie ihnen vom Lande der Deutschen (Westeuropäer bei

den Russen, Njemez) von guter Art und verkaufen sie zu billigem Preis. Dann sei er auch aus einem zu weit entfernten Reich mit zu wenig Begleitung gekommen. Und er, Mahmet Issup, wurde nun aus jenem Kabyl ausgewiesen, ohne beim Schah gewesen zu sein" [1]).

Im Januar 1677 war Kassimow bereits in Moskau.

Es war das aber nicht die erste russische Gesandtschaft gewesen, die man in das ferne „Indeja" gesandt hatte. Zu Zeiten desselben Zaren Alexej Michailowitsch, 28 Jahre vor der Reise Kassimows nach Kabul, wurde eine Gesandtschaft nach Indien ausgerüstet.

„Die russischen Gossudaren," lesen wir bei Malgin [2]), „hatten infolge der großen Entfernung keinen Gesandtschaftswechsel, aber im Jahre 1648 beliebte der Zar Alexej Michailowitsch, dem indischen Schah, um sein Reich und dessen Handel kennen zu lernen, eine Gesandtschaft zuzusenden, aber die Gesandtschaft mußte zu dieser Zeit unterbleiben, weil zwischen dem indischen Zaren Schagador (Schah-Dschehan) und dem Kisylbascher oder persischen Schah Abbas (II) um die Stadt Kakschagar (Kandahar) ein Krieg ausgebrochen war" [3]).

Somit war Rußland weit früher mit Kabul in Verkehr getreten, als die westeuropäischen Staaten. Zu einer Zeit, wo man in Europa Kabul nur vom Hörensagen kannte, waren in dieser Stadt bereits Männer aus Rußland, eine russische Gesandtschaft gewesen.

Im Jahre 1763 bereiste der erste Westeuropäer G. Forster das Kabuler Thal.

Daraufhin fand sich im Jahre 1809 in Kabul eine englische Gesandtschaft unter Elphinstone ein.

Im Jahre 1823 verbrachte Moorkroft einige unruhige Tage ein Kabul. Im Jahre 1832 traf hier der bekannte Reisende Burnes ein

---

[1]) Minajew J, „Nachrichten über die Gebiete am Oberlauf des Amu-Darja" (russisch).

[2]) Malgin T. „Ritual (Tschinownik) der russischen Gossudaren" S. 223 bis 225, 2. Aufl. 1792 (russisch).

[3]) Das an den indischen Schah gerichtete Schreiben führte, „nach Ansprechung Gottes, nach vollem Namen und Titel des Zaren" folgende Aufschrift: „Unserem Bruder, dem großen Gossudarj der hochthronenden Majestät Schadschehans, dem Herrscher über Indien und das ganze östliche Land." Die Schrift war russisch verfaßt. Der Name des Schah in Gold ausgeführt.

als Agent der ostindischen Regierung; er überbrachte dem Emir Dost-Mohomed Geschenke und genoß einige Tage lang die Gastfreundschaft desselben. Von hier aus unternahm er seine Reise nach Buchara und durch Turkmenien, die Reise, die ihn nicht minder berühmt unter den Europäern als seine spätere politische und administrative Thätigkeit ihn verhaßt unter den Afghanen gemacht hatte.

In dem darauffolgenden Jahrzent von 1832—42 wurde Kabul von recht vielen Europäern, hauptsächlich von Engländern, besucht.

Die Jahre 41 und 42 waren für Kabul ganz besonders denkwürdig infolge der zwei Katastrophen: der englischen und der afghanischen. Die Ursache der ersten Katastrophe, bei welcher eine englische Armee von 20 000 Mann zu Grunde ging, lag in dem Nationalgefühl der Afghanen, in der Freiheitsliebe; es war das ein Protest der Eingeborenen gegen den „roten Rock," der alles zu verschlingen drohte. Die Schlucht Churd-Kabul hat für die Afghanen die gleiche Bedeutung wie Salamis für die alten Griechen, wie Moskau von 1812 für uns Russen.

Die zweite Katastrophe hingegen, welcher die Stadt Kabul zum Opfer fiel, war ein wilder Racheakt, welcher den hochtönenden Namen „Rehabilitation" „quasi" der Volksehre führte. Bei dieser Rehabilitation verfuhren die Engländer wie die Wilden, die sich in ihren Handlungen lediglich nur durch ihre zügellosen Instinkte bestimmen lassen. Wer waren nun aber diejenigen, an denen die Züchtigung vollzogen wurde? Etwa die Krieger, von welchen sie ein Jahr zuvor in der Schlucht Churd-Kabul geschlagen wurden? Nein, es wurde das wehr- und widerstandslose Volk gezüchtet! Nein, die Rache wurde an den leeren Gebäuden und den Bazars vollzogen! Die Stadt wurde zerstört, und die Sieger, stolz darauf, daß sie so gelungen die militärische Ehre Englands rehabilitirt hatten, beeilten sich nun, sich wieder hinter den Indus zurückzuziehen[1]). Das Werk, das eines Tschingis-

[1]) Die Ereignisse von 1879—80, die sich in demselben Kabul abspielten, erinnern so sehr an die Jahre 1841—42, daß man sich nicht genug darüber wundern kann: der gleiche Ausbruch des Volkshasses gegen die Engländer und die gleiche wilde Rache, die die englischen Truppen an der wehrlosen friedlichen Bevölkerung von Kabul nahmen.

Chans würdig gewesen wäre, bringt jetzt seine Früchte. Der Engländer, der so sehr mit seiner Kultur prahlt, wird hier in Afghanistan tief verachtet. Es ist schon oben erwähnt worden, daß das Wort „Inglis,“ Engländer, hier ein Schimpfwort ist.

In den Jahren 1837—38 hielt sich hier ein Russe, der Lieutenant Witkewitsch, auf.

Von 1842 an bis zur Ankunft der russischen Gesandtschaft in Kabul war in Kabul nicht nur kein einziger Russe, sondern auch kein einziger Europäer gewesen.

Nach einem Marsch von 20 Werst machten wir in der Niederlassung Kaffir-Kala halt, um zu frühstücken. Die Abreise aus Kabul war so urplötzlich vor sich gegangen, daß es selbst dem Kemnab, der doch durch seine Rührigkeit die Achtung der Gesandtschaft gewonnen hatte, nicht gelungen war, alles, was für eine ordentliche Rast erforderlich war, vorzubereiten. Immerhin verschaffte er uns rasch einen kleinen Imbiß und Teppiche und wir ruhten uns nun unter offenem Himmel, im Schatten der Pappeln und von grünem Rasen umgeben, ganz vorzüglich aus. Bis Abend gelangten wir zum Dorf Kati-Aschru, woselbst wir übernachteten. Hier standen uns schon Zelte und Nahrungsmittel in genügender Quantität zur Verfügung. Der Kemnab hatte bereits alles in Ordnung gebracht. Eine genügende Eskorte zu unserer Begleitung hatte er übrigens nicht auftreiben können. Der General ordnete darum zwei Kosakenposten für die Nacht an. Der Gefreite, ein einziger auf die 10 Mann Kosaken, die mit uns waren, sollte die ganze Nacht nicht schlafen. Als der General diese Anordnung traf, fragte er den Gefreiten, ob er nicht etwa der einzige Gefreite für die ganze Eskorte sei? Auf die bejahende Antwort sagte er: „ja, Du sollst aber doch nicht schlafen.“

Bis zum Eintritt der Nacht konnten die Kosaken sich an dem Schatten ihrer Zelte erfreuen. Als aber das nächtliche Dunkel die Erde bedeckt hatte, da ließ der General die Kosaken ihre Zelte abschlagen und sich um dasjenige Zelt herumlagern, in welchem er sich befand; mit ihm schlief auch ich in dem Zelt. Ich glaube nicht, daß das nächtliche Dunkel sich in der Prosa des Lebens ebenso gut ausmacht, wie in der ungebundenen Poesie. Im vorliegenden Fall mußten die Fittige der Nacht den Kosaken

die Zelte ersetzen. Die Nacht war außerordentlich kühl und die Resultate dieser Anordnung ließen nicht lange auf sich warten: am folgenden Tage waren zwei Kosaken an Rheumatismus erkrankt.

Am 12. August legten wir die Strecke zwischen Koti-Aschru und Jurt zurück. In Sser-Tscheschmeh gab es ein Frühstück. In Jurt, oder vielmehr in der Nähe von Jurt, übernachteten wir. Nachts wurden den Kosaken wiederum ihre Zelte genommen. Ich machte allerdings dem General den Vorschlag, die Kosaken mit Koschmas zu versehen, welche sie sich als Lager unterbreiten könnten, denn es war feucht und kalt, auch daß man ihnen für die Nacht die Zelte lassen sollte. Dieser Rat aber wurde von dem General als Protest aufgefaßt, als Disziplinarvergehen von meiner Seite — und ich erhielt von ihm einen außerordentlich harten Verweis dafür.

Als ich am andern Tage aus dem Zelt heraustrat, sah ich die Kosaken auf nacktem Boden liegen, sie hatten sich die Sättel unter den Kopf geschoben und sich in ihre unersetzlichen grauen Soldatenmäntel gehüllt. Sie waren mit Reif bedeckt. Das Dorf Jurt liegt nach Haug auf 10 618 Fuß über Meeresspiegel.

Am 13. legten wir die Strecke von Jurt bis zum Irak-Thal zurück, folglich ca. 70 Werst auf Gebirgswegen.

Am 14. waren wir in Bamjan. Wir trafen hier recht früh ein, gingen aber nicht weiter, trotzdem wir an diesem Tage nur 30 Werst zurückgelegt hatten.

Der General erhielt hier eine Postsendung aus Taschkent. Der Inhalt derselben blieb mir unbekannt.

Mit der Korrespondenz war auch eine Sendung Chinin aus dem Ssamarkander Hospitaldepot eingetroffen. Die Post hatte ein Ssarmakander Dschigit gebracht. Es war aus Ssamarkand bis hieher in zwei Wochen gekommen.

Am nächsten Tage legten wir die Strecke von Bamjan bis Ssaigan zurück. Es erkrankten uns noch zwei Kosaken und wiederum an Rheumatismus; der eine konnte gar nicht mehr den Hals bewegen.

In Ssaigan erkrankte auch der General selber am Fieber. Uebrigens war das nur ein schwacher Anfall.

Am folgenden Tage erkrankten in Kagmard wiederum zwei Kosaken und ein Dschigit. Nicht mal die eiserne Gesundheit des Wachtmeisters hielt jetzt Stand vor der Gesamtmenge der un-

günstigen Verhältnisse, unter welchen sich die Kosaken befanden. Diese Verhältnisse waren künstlicher und natürlicher Art:

Bis jetzt ritten wir immer noch dieselben Pferde, mit welchen wir Kabul verlassen hatten. Der General hatte uns übrigens Reservepferde versprochen, aber nicht vor Duab. Bis zu diesem Punkt mußten wir uns immer mit den gleichen Pferden behelfen. Wenn ich aber „wir" sage, so meine ich eben nur mich und die Kosaken, da die „Renner" von Mossin-Chan dem Generale stets zur Verfügung standen und er sie auch nach Belieben benutzte.

Was mich persönlich betrifft, so hatte ich bisher noch keinerlei Unbequemlichkeit zu erleiden. Mein unansehlicher „Tschiraktschiner" hatte stählerne Beine, er war unermüdlich im Rennen und hatte einen raschen Gang. Ich konnte mich mit der gleichen Schnelligkeit fortbewegen wie der General. Die Kosaken hingegen waren wahrhaft bedauernswert. Um nicht hinter dem General zurückzubleiben, mußten sie stets im Halbtrab reiten. Dies unerträgliche Rütteln tagtäglich bei Tagereisen von 50—70 Werst konnte eben nur die eiserne Natur eines Steppensohnes, eines uralischen Kosaken, ertragen. Zu dieser Unbequemlichkeit kam aber noch eine andere, nicht geringere hinzu.

Jede Nacht hatten zwei Kosaken Wache zu stehen. Wenngleich wir nun auch 10 Kosaken hatten, so hatten doch nur 6 den Wachtdienst zu versehen. Die zwei Kosaken, die den General bedienten, waren von dem Wachtdienst befreit. Auch der Wachtmeister hatte den Wachtdienst nicht zu versehen. Hingegen war der Gefreite, da er die Wachen aufzuführen hatte, verpflichtet, keine einzige Nacht zu schlafen!

Den 6 Kosaken, denen der Wachtdienst zugefallen war, bot sich aber auch sonst nur wenig Zeit zum Schlafen. Man braucht sich ja nur zu vergegenwärtigen, daß auf drei Ablösungen im Laufe der Nacht bei zwei Wachtposten nur 6 Mann kamen, um zu ersehen, wie viel Zeit zum Schlafen für jeden einzelnen Kosaken übrig blieb. Am Tage bot sich auch keine Gelegenheit zum Schlafen; früh morgens, sogar ohne zu frühstücken, schwangen wir uns in den Sattel und gelangten oft nur unmittelbar vor Eintritt der Nacht auf eine Station. Allerdings machten wir stets auf der Mitte des Weges eine Rast von 1½—2 Stunden, um zu frühstücken.

Ungeachtet der epidemischen Erkrankung der Kosaken wurden ihnen doch ihre Zelte für die Nacht genommen. Ich weiß es nicht und kann es mir auch nicht mal vorstellen, wie nur die armen, kranken Kosaken den Wachtdienst versehen konnten! . . .

Als wir am 17. August den Kara-Koteler Paß bestiegen und den Gipfel des Passes erreicht hatten, stürzten die kranken Kosaken erschöpft zu Boden. Der Wachtmeister stöhnte leise und äußerte inmitten seines Fiberdeliriums den Wunsch, „ganz hier zu bleiben, auf dem Gipfel des Passes, wo es so angenehm kühl sei.“ In der Achselhöhle hatte er eine Temperatur von 41° C.

Am gleichen Tage trafen wir zur Nacht in Duab ein. Hier verabschiedete sich von uns das „Zwickelbärtchen“, Lal-Mahomed-Chan, der Gouverneur von Bamjan. Der General beschenkte ihn mit einer goldenen Uhr und noch einer anderen Kleinigkeit.

Reservepferde gab uns der General hier nicht. Es erkrankten noch zwei Kosaken.

Am 18. August übernachteten wir in Karem. In etwa 5 Werst vor dem Nachtlager stießen wir wiederum auf einen Dschigiten, der eine Post aus Taschkent brachte. Es fanden sich Briefe von den HH. Kaufmann und Iwanow. Mit dem Briefe waren auch Zeitungen eingetroffen.

In Heibek kaufte der General mehrere Pferde für die Kosaken ein.

Als am Abend dieses Tages des Neumond goldne Sichel sich auf dem arzurblauen Himmel zeigte, nahm der Kemnab, der den Neumond zum ersten Mal erblickte, sofort den Säbel aus den Händen eines Kosaken, der unfern von ihm stand, und sagte das von dem Koran vorgeschriebene Gebet her. Er sprach über dies Ereignis späterhin als über ein gutes Zeichen. „Während des Gebetes,“ sagte der Kemnab, „ist es gut, das Schwert eines Freundes in Händen zu halten. Es ist das ein gutes Zeichen.“

Am 20. August übernachteten wir in Tasch-Kurgan.

An diesem Tag gab es eine Art Rast für uns. Der General kaufte Pferde ein. Für einige von denselben wurde ein recht bedeutendes Geld gezahlt. So wurde ein Hengst, grau mit runden Flecken, für 1200 Rupien gekauft; ein weißes Pferd für 700 Rupien u. dgl. m. Für all' diese Pferde zahlte der General

mit den Rupien, welche die Gesandtschaft vom Emir in Kabul zum Geschenk erhalten hatte.

Sämtliche Pferde, oder wenigstens die Mehrzahl derselben, waren von dem General zu irgend welchen anderen Zwecken, nicht aber etwa dazu bestimmt, um uns mit frischen Tieren zu versehen; sie wurden alle uns nachgeführt. Da mein „Tschiraktschiner stark ermüdet war und sich vor Schwäche kaum auf den Beinen hielt, ich aber, weil mir das Geld fehlte, kein anderes Pferd kaufen konnte, so verlieh mir hier der General eine Schindmähre mit kranken Beinen.

Am 22. August trafen wir in Masari-Scherif ein und fanden in dem gleichen Hause Unterkunft, wo wir im Juni-Monat gewohnt hatten. Der neue Lojnab Chosch-Dil-Chan empfing uns mit einem Teil seiner Truppen vor der Stadt. Salutschüsse wurden diesmal nicht abgegeben.

Am gleichen Tage verließen wir die Stadt und begaben uns zum Amu-Darja. Vor der Abreise schenkte der General dem Lojnab eine goldene Uhr, einen Revolver und noch irgend eine Kleinigkeit.

Für dieses Mal schlugen wir die Richtung nicht nach Tschuschka-Gjusar, sondern nach Patta-Gjusar (Hissar) ein. Es ist dieser Weg ein wenig kürzer als der erstgenannte, dafür aber ist er wüster. Auf der ganzen Strecke von 80 Werst findet sich hier kein Dorf, kein Stück bebauten Landes. Fast auf der Hälfte des Weges von Masari-Scherif bis zum Amu, aber näher zu dem ersteren, liegen die umfangreichen Ruinen irgend einer alten Stadt. Diese Ruinen führen den Namen S s i a g y r d.

Wir verließen Masari-Scherif um 5 Uhr nachmittags und passierten jetzt die Stadt durch die Hauptstraßen, die auch die belebtesten waren. An einigen Stellen führte der Weg unter den gedeckten Arkaden des Bazars hin. Linker Hand ließen wir die smaragden-grünen Kuppeln des Masars, rechter Hand die Befestigungen, die die Stadt von Osten aus verteidigen.

Kaum daß wir die Stadt und den schmalen Streif der Felder, von welchen sie umgeben wird, hinter uns hatten, befanden wir uns schon in der trostlosen, nackten Steppe, die sich hier des ganzen Gebietes bemächtigt hat. Je weiter wir nach Norden vorrückten, desto mehr gewann der Sand überhand.

Stundenlang ritten wir durch eine derartige Gegend. Die blutrote Scheibe der Sonne, völlig strahlenlos, wie beschnitten an den Rändern, war schon längst vom Horizont verschwunden, wir aber setzten unsere einförmige Reise noch immer weiter fort. Hier wird es rasch dunkel. Schon wenige Minuten nach Sonnenuntergang befanden wir uns darum schon in völlige Dunkelheit gehüllt. Die undeutlichen Umrisse des mageren Saxaulgesträuchs wuchsen in dem Abenddunkel gigantisch an; das spärliche Gras der „Koljutschka" schien zu einem Walde geworden zu sein .... Ein jeder Laut schallte tönend in der unbeweglichen Nachtluft und gewann eine der Steppe eigentümliche Schärfe.

Der General ritt die ganze Zeit über schweigend. Mossin-Chan begleitete uns nicht; er war aus irgend welchen Gründen in der Stadt, in Masari, zurückgeblieben.

Plötzlich ließen sich vor uns einige Stimmen vernehmen — ein paar Reiter traten aus der Dunkelheit und aus den von den Pferden aufgewirbelten Staubwolken hervor.

„Ei, adam!" rief ihnen der General zu, „ta Ssiagyrd in rach est?" (Hei, Mann, ist das der Weg nach Ssiagyrd?)

„Heh!" lautete die Antwort.

„Ta-he! Men schuma purssan mikunem; tschera guft eh!" (Warum redet Ihr so; ich frage Euch ordentlich.)

„In rach est!" (das ist der Weg), ließ es sich aus dem Dunkel vernehmen.

„Tschend Kuruch est esindscha ta Ssiagyrd?" (wie viel Kuruch giebt's von hier bis nach Ssiagyrd?) fragte der General wieder weiter.

„Nehsdik est!" ('s ist nahe) klangen die Stimmen schon aus sehr bedeutender Ferne.

„Nehsdik est!?" unterbrach sie der General, „ta men purssan mikunem. Tschend Kuruch? ekj Kuruch nehsdik est, pandsch Kuruch nehsdik est. Rast guftid!" (nahe! ich frage Euch aber — wie viel Kuruch? ein Kuruch ist ja auch nahe und auch fünf Kuruch sind nahe. Antwortet doch recht!)

Hierauf aber ließ sich schon keinerlei Antwort mehr vernehmen. Ich weiß nicht, wie das passierte, aber der Kemnab hatte sich mit seinen Begleitern von uns getrennt und war voraus geritten. Radschab-Ali, unser Karawanen-Baschi, war mit dem

Gepäck zurückgeblieben und befand sich auch nicht mit uns. Wir ritten jetzt allein, der Weg war uns unbekannt. Wir gingen auf gut Glück immer weiter vorwärts.

Bald aber traten aus dem Dunkel die Feuerzungen der Scheiterhaufen unseres Nachtlagers hervor. Einige Minuten noch und wir hatten unsere Zelte erreicht.

Am Morgen des folgenden Tages wurde ich durch eine monotone und recht ärgerliche Stimme erweckt. Ich öffnete die Augen und bemerkte Mossin-Chan, der zusammengekauert am Bette des Generals saß. Der General hatte sich in seinem Bette sitzend aufgerichtet, er trug einen warmen Chalat, ein seidenes Käppchen und Pantoffel. Er sprach mit Mossin-Chan in strengem Ton. Der letztere schien einen schwachen Versuch zu machen, sich rechtfertigen zu wollen. Der kleine Wörterschatz der mir zu Gebote stehenden persischen Redensarten und Worte gestattete mir darüber klar zu werden, daß Mossin-Chan vom General der Fahrlässigkeit im Dienst beschuldet wurde, indem er gestern „aus Faulheit" in der Stadt zurückgeblieben sein sollte und uns nicht begleitet hatte, wodurch wir in Gefahr geraten waren, uns zu verirren.

„Der Emir-Saib hat Dir den Auftrag gegeben, mich zu begleiten," sprach der General, „Du aber! — also so besorgst Du Dein Amt und die Aufträge des Emirs! Wegen des Harems hast Du den Dienst vernachlässigt. Und bist Du doch ein Mann und ein Offizier! Ich kann darüber nach Kabul schreiben und dann wird es Dir schlecht gehen!" Derart waren die Vorwürfe, die der General dem Mossin-Chan machte.

„General-Saib!" versuchte sich Mossin-Chan zu verteidigen. „Mein Dienst ist Ihnen bekannt. Sie wissen es ja auch, daß ich nahezu unausgesetzt mich zwei Monate lang bei Ihnen befunden habe. Zwei Monate lang habe ich weder mein Haus, noch meine Familie gesehen. Da konnten sich nun aber doch gewiß mancherlei Angelegenheiten ansammeln, bei welchen mein persönliches Eingreifen vonnöten war? Nun, eben dieser notwendigen Angelegenheiten wegen blieb ich zu Hause zurück und nicht meinen Frauen zu Lieb.

„Mir hast Du's zu verdanken, daß Du ein bedeutender Mann geworden bist," fuhr der General fort, „mir hast Du's zu verdanken, daß der Emir Dich kennen gelernt und Dir den

wichtigen Auftrag gegeben hat, mich zu begleiten, Du aber, Du kommst in dieser Weise Deinen Pflichten nach!“

„Was haben Sie denn Besonderes für mich gethan,“ entgegnete Mossin-Chan, „was bin ich denn für ein bedeutender Mann geworden? Ich war ein Ditten (Hauptmann), bevor ich Sie gesehen hatte, und jetzt bin ich noch immer der gleiche Ditten. Nichts außer Plackereien haben Sie mir gebracht. Natürlich, wenn Sie nach Kabul über meine angebliche Fahrlässigkeit schreiben wollten, so würde ich darunter zu leiden haben. Dabei aber werden Sie nicht recht handeln.“

Der Ton, in welchem der General weiter redete, wurde allmählich immer weicher; das Gespräch nahm einen relativ freundschaftlichen Ausgang.

Am Morgen, an dem gleichen Tage, hatten wir wiederum eine Post erhalten. Mehrere Briefe waren an die Mitglieder der Gesandtschaft, die in Kabul zurückgeblieben waren, adressiert. Es waren auch Zeitungen eingelaufen. Alle diese Sachen wurden noch an demselben Tage nach Kabul abgesandt. In einem Schreiben an den Chef der Gesandtschaft machte der General die Mitteilung, daß die Truppen, die in Dscham konzentriert gewesen waren, gegenwärtig schon längst ihre ständigen Quartiere bezogen hatten.

Gegen 12 Uhr Mittags zogen wir weiter. Dort, wo sich unser Nachtlager befand, waren einige verlassene, eingefallene Karawanserais verstreut; es waren das elende Ueberreste einer alten, umfangreichen Stadt. Ein schmaler Kanal, der hierher von dem auf mehrere Werst entfernten Balchstrom aus hergeführt worden war, durchschnitt die Menge von Ruinen und verlassenen Häusern. An einer Stelle hatten sich am Ufer des Kanals ein paar karge Obstbäume zusammengedrängt; ihr Laub war verstaubt, gerade wie mit Grind bedeckt. Als wir die Ruinen durchritten, schauten aus einem kuppelförmigen Gebäude ein paar sonnverbrannte, rauhe Usbegenphysiognomieen hervor und musterten ängstlich die afghanische Eskorte.

Allerorts lagen große Haufen von gebrannten Ziegelsteinen umher; sie bedeckten den Boden auf die Strecke von einigen Deßjatinen Land. Stellenweise wird der Ziegelstein von den Eingeborenen gewonnen, sie bringen ihn von hier nach Masari-

Scherif, woselbst er bei Bauten verwendet wird. Inmitten dieser Haufen von Ziegelstein, Schutt und Gestein erheben sich die Ueberreste von Lehmgebäuden. Einige von ihnen haben sich noch recht gut erhalten; selbst die Stuckatur hat sich vor der Zerstörung bewahrt. In den Mauern befinden sich Nischen. Ein paar schlecht aufgeführte Kuppeln erheben sich über den Ruinen von anscheinend bedeutenden Gebäuden. Uebrigens habe ich hier nirgends weder einen Kachelziegel noch eine Inschrift bemerken können. Die Ueberreste der Lehmgebäude gehören vermutlich einer späteren Periode an, als die Ruinen aus gebranntem Ziegel.

In üblicher Weise wandte ich mich an den Kemnab mit verschiedenen Fragen in bezug auf die Ruinen. Ich erhielt übrigens zur Antwort bloß das, daß der Ort Ssiagyrd heiße und daß „hier früher, vor sehr langer Zeit, Kaffirs gelebt hätten."

„Uebrigens," fügte er noch hinzu, „wird erzählt, daß Ssiagyrd in früheren Jahren eine der Vorstädte des großen Balch gewesen sein soll." [1])

Nachdem wir die Ruinen hinter uns gelassen hatten, verloren wir uns wiederum in eine Sandwüste. Die ersten fünf Werst war der Boden übrigens noch recht fest, die Pferde konnten sich relativ leicht fortbewegen. Bald darauf kamen wir zu einer „Muluschka", zu einem der Gebäude, welche die Nomaden über den Gräbern aufführen; es war in üblicher Weise mit einer schlecht ausgeführten Kuppel bedeckt. Die untere Partie des Gebäudes war mit Sand zugeschüttet. In ca. zwei Werst von dieser Muluschka zeigte sich eine Reihe kleiner Sandhügel (die Barchanen). Je weiter wir vorrückten, desto höher und höher wurden die Barchanen. Der Weg führte uns durch tiefen Sand, in welchem die Pferde bis über die Knöchel einsanken. Mitunter traten die Reihen der Barchanen auseinander, sie bildeten dann einen Kessel mit festem Boden, der mit einem weißen Anflug von Salz bedeckt war. Die Sonnenhitze war während dieser Tagesreise außerordentlich intensiv. Wir atmeten nur dann leichter auf, als schließlich vom Norden her ein kalter Luftzug zu uns

---

[1]) Die ersten Nachrichten über diesen Flecken bringt vielleicht Ibn-Haukal (X. Jahrhundert n. Chr.) in seiner „Oriental Geography", p. 223.

drang: nun war der Amu uns nahe. Immerhin hatten wir etwa noch eine Stunde durch die sandigen Wellen des „Wüsten-Ozeans“ zu waten; erst dann erblickten wir am nördlichen Horizont den dunkelblauen Streif des Amu-Darja.

Die Sonne ging bereits unter, als wir uns dem von einem Streif von Pflanzenwuchs begleiteten Ufer näherten. Hier erstreckt sich dem Ufer des Flusses entlang ein ordentlicher Wald von niedrigen, verkrüppelten Pappeln (Lokalbezeichnung: Pattá) und Weiden. Die Baumgruppen werden mitunter durch hohe Schilfgründe abgelöst, diese wiederum durch Wiesen. In die Kleider der Reiter hakte sich hier stellenweise die „Koljutschka“ mit ihren spitzen Stacheln ein, oder es schlugen ihnen die Wipfel des Schilfsrohrs in die Augen.

Inzwischen wurde es immer dunkler und dunkler. Und wiederum passierte es, daß wir ohne Führer ritten. Der Kemnab kannte nicht den Weg zur Fähre über den Amu. Radschab-Ali war mit dem Gepäck vorausgeritten. Wir ritten wiederum auf geradewohl auf einem Pfad, der sich bald durch Wäldchen, bald durch Wiesen schlängelte. Ein unangenehmer, sauerer, miasmatischer Geruch belästigte uns im höchsten Grade. Millionen von Mücken und kleinen Insekten schwirrten auf den Wiesen umher und erfüllten die Luft mit monotonem Gesumm.

Wir ritten nun über eine schwache kleine Brücke, die über einen Bewässerungskanal führte und deren Balken unter den Beinen der Pferde tanzten; wir passierten durch die Furt ein paar kleine Sümpfe und traten auf das Ufer des Flusses hinaus. Hier gab's aber keine Fähre. Der Fluß floß hier still, aber rasch und war nicht über 100 Ssaschenj breit; es war klar, daß wir nicht den Hauptfluß, sondern irgend einen Nebenarm vor uns hatten. Das Ufer, das uns gegenüberlag, gehörte offenbar einer der Inseln an, an denen der Flußlauf des Amu so reich ist.

Wir ritten nun dem Ufer entlang stromabwärts; wir ritten ca. eine halbe Stunde. Bald darauf aber war der Pfad völlig verschwunden. Wohin sollten wir nun weiter? Wo war der Weg zur Fähre?

„Radschab-Ali!“ rief der General.

„Ali-li-li..“ antwortete das Echo vom Ufer.

„Kemnab-Saib, kudscha miressem?" fragte der General den Kemnab (Wohin sollen wir reiten?).

„Neh midanem (ich weiß es nicht) Dscheneral-Saib," lautete die Antwort des Kemnabs.

„Radschab-Ali!!!" riefen ein paar Afghanen mit der ganzen Kraft ihrer Lungen.

„A-a-ab!-li-li-li!" antwortete wiederum das Echo.

Offenbar konnten wir auf diese Weise zu nichts Vernünftigem gelangen. Wir beschlossen zurückzukehren und zwar zu dem Platz, wo der Weg aus dem Sande in das Gebiet der Ufervegetation tritt.

Hier auf einem freien Platz im Pappelhain ließen wir uns auf den nackten Boden nieder und begannen zu warten. Mehrere Afghanen wurden an's Ufer abgesandt, um den Radschab-Ali und die Fähre ausfindig zu machen. Die Dunkelheit nahm inzwischen immer mehr zu. Wir machten einige Feuer an. In der Nähe erhoben sich ein paar Bäume mit trockenen Aesten. Die Afghanen legten an ihnen Feuer an und brachten so eine ordentliche Illumination zu stande.

Plötzlich erschienen im Bereich des von dem Feuer beleuchteten Raumes zwei Reiter. Es waren das Usbegen.

Der General begann sie sofort auszufragen, ob sie nicht „juklar, barchana ba Radschab-Ali" (das Gepäck mit Radschab-Ali) gesehen hätten. Die Usbegen, die plötzlich inmitten einer so großen Gruppe von bewaffneten Männern hineingeraten und von dem Licht der Feuer geblendet waren, schienen einen tüchtigen Schreck bekommen zu haben. Sie standen da, machten große Augen und vermochten kein Wort hervorzubringen.

Der General wiederholte seine Frage, diesmal schon in ärgerlichem Ton.

Die Usbegen erschraken noch mehr und beteuerten hastig, daß sie nichts wissen, weder vom „juklar", noch vom Radschab-Ali, sie haben ihn nie gesehen und wissen überhaupt nicht, ob ein solcher Mensch auf der Welt vorhanden sei, ja sie haben auch von ihren Bekannten und Nachbarn nie etwas über ihn gehört.

Der General begann angesichts dieses Unsinns seine Geduld zu verlieren.

„Was schwatzt Ihr da für ein Zeug!“ rief er und zwar in seinem Zorn russisch, wobei der Kosak Ssolodownikow seine Worte für die Usbegen ins Tatarische übersetzte, „ich frage Euch, ob Ihr nicht bei der Fähre die Lasttiere und den Radschab-Ali gesehen habt, Ihr aber sagt, daß Ihr nie diesen Menschen gesehen und nicht mal etwas von ihm gehört habt. Wo ist der Weg zur Fähre?“

Die Usbegen schienen vor Schreck ganz toll geworden zu sein. Sie stotterten verwirrt heraus, daß sie keinerlei Fähre kennen und nichts von ihr gehört haben!...

„Ihr wollt Euch wohl über mich lustig machen,“ rief der General mit immer lauterer Stimme, „ich werde Euch lehren. Kosaken! ergreift sie, bindet sie, man lasse sie nicht fort, bis sie nicht sagen, wo die Fähre und das Gepäck ist....“

Die Usbegen wurden ergriffen und gebunden.

Zu ihrem Glück kehrte gerade jetzt einer der Afghanen von der Fähre zurück mit der Meldung, daß der Weg aufgefunden sei und daß Radschab-Ali mit den Lasttieren uns schon längst am Ufer des Amu erwarte.

Die Usbegen wurden von ihren Fesseln befreit und freigelassen.

Als wir an das Ufer kamen, war alles für uns schon bereit: die Jurten, die Betten, der Thee und das Nachtessen. — Radschab-Ali schickte sich bereits mit strahlendem Gesicht an, dem General zu melden, daß alles in Ordnung und aufs beste eingerichtet sei, wurde aber durch einen drohenden Blick des Generals empfangen und erhielt statt des Lobes einen strengen Verweis....

Der breite Strom lag in stillem Schlummer befangen. Seine glatte Spiegelfläche, einer aufgeschmolzenen Glasmasse ähnlich, zeigte keine Spur von Bewegung. Kein Windzug ließ sich in der Luft verspüren; ein halb durchsichtiges Nebeltuch umspannte den gesamten mächtigen Strom und die von Schilfgründen umwachsenen Buchten, und unser kleines Lager, das sich nach der mühsamen Tagereise bereits zum Schlaf rüstete. Das Himmelsgewölbe schaute auf die stillen und raschen Gewässer des Flusses hinab, aber es sah wohl nichts darin. Nur die hellen Sterne, die in ihrem südlichen, strahlenreichen Licht glänzten, durchbrachen

noch den Nebel und spiegelten sich schwach in dem Wasser wieder.

Es war hier sehr feucht. Die Jurten und die Zelte waren mit Tau bedeckt, gerade so wie nach einem Regen. Es machte sich eine recht bedeutende Kälte bemerkbar.

Am anderen Tage, am 24. August, setzten wir auf das bucharische Ufer über. Die gastfreundlichen Bucharen empfingen uns mit üblicher Liebenswürdigkeit und Freundlichkeit. Vor unseren Jurten erschienen sofort ganze Haufen von verschiedenem Obst und Gemüse. Ich wandte recht viel Aufmerksamkeit den Schirabader Melonen zu: sie waren vorzüglich und unvergleichlich besser, als diejenigen, die wir in Afghanistan zu essen bekommen hatten.

Am anderen Tage langten wir in Schirabad an. Der Schirabader Beg war diesmal nicht in der Stadt, was mich bis zu einem gewissen Grade erfreute. Er war folglich so weit hergestellt, daß er bereits schon mehr oder weniger bedeutende Exkursionen unternehmen konnte. Seine Söhne, die uns empfingen, erzählten uns, daß ihr Vater gegenwärtig völlig hergestellt sei. Kurz vor unserer Ankunft hatte er sich in die Karatager Berge begeben, um einen Aufstand, der dort ausgebrochen war, zu dämpfen.

Wir verließen an diesem Tage Schirabad und übernachteten in Leilechan.

Am 27. August übernachteten wir in Kara-Chowal. Dieser Ort liegt bereits auf dem Wege nach Schaar. Es zweigt sich dieser Weg von der Route Schirabad-Karschi ein wenig nördlicher von dem „Eisernen Thor“ ab, einige Werst vor dem Paß Ak-Rabbat.

Von Sser-Ab bis Kara-Chowal sind es etwa 50 Werst. Der Weg führt die ganze Zeit über von einer Hügelkette zur anderen. Wir hatten 2 bis 3 geringe Päſſe zu passieren. Die ganze Strecke, durch welche wir jetzt zogen, ist trostlos nackt, tot; es ist das eine steinige, gehügelte Wüste. Bloß ein einziges Mal auf der ganzen Strecke der Tagereise stießen wir auf einige Bäume, die Gebirgsartscha. Das Dorf Kara-Chowal liegt in einem tiefen Thal, das von Nord und Süd von Kalkfelsen eingerahmt wird. Ein seichter Bach durchströmt das Thal und

versorgt die Bevölkerung mit einem von Kalksalzen gesättigten Wasser. Der Bach wird Kitschi-Urn-Darja genannt. Die Pfirsiche waren hier gegenwärtig noch unreif.

Am folgenden Tage zogen wir immer noch durch das gleiche, wüste, aufgehügelte Gebiet; wir legten etwa 60 Werst zurück und übernachteten in dem Kastell Jar-Tjube.

In Jar-Tjube empfingen uns die Boten des bucharischen Emirs, der sich gegenwärtig in Schaar befand. General Stolettow erhielt hier auch einen Brief von dem Ssmarkander Gouverneur, dem General Iwanow. Der General teilte uns unter anderem mit, daß in Ssamarkand für die afghanische Gesandtschaft ein festlicher Empfang vorbereitet und daß man uns bis Dscham Equipagen voraussenden werde. General Iwanow ersuchte darum den General Stolettow, den Tag vorauszubestimmen, an welchem die afghanische Gesandtschaft in Ssamarkand einzutreffen gedenke.

Da wir nun gegenwärtig die Richtung Schaar-Ssamarkand eingeschlagen hatten, so blieb Dscham für uns völlig abseits vom Wege. General Stolettow ließ darum den Gouverneur von Ssamarkand wissen, daß die afghanische Gesandtschaft ihren Weg nicht über Dscham, sondern über den Kara-Tjubinschen-Paß nehmen werde. Ueber den Tag der Ankunft versprach er zeitig Nachricht zu geben.

Jar-Tjube liegt bereits im Steppengebiet. Die Berge befinden sich in 5 bis 8 Werst im Osten von ihm. Der Ort ist schwach bewässert, hat aber doch eine recht reiche Vegetation. In dem Garten, in welchem wir unser Nachtlager aufgeschlagen hatten, wuchsen prachtvolle Karagatschen.

Die Gehänge der benachbarten Hügel und das Steppengebiet in der Umgegend des Kastells Jar-Tjube waren von Kornfeldern, hauptsächlich Weizenfeldern, eingenommen. Das Korn wuchs hier teilweise ohne künstliche Bewässerung. Wir kamen gerade zur Erntezeit, die Haufen der zusammengelegten Garben brachten eine bunte Abwechselung in die einförmige, ebene Fläche der Steppe. Ich bemerkte hier zum ersten Mal, daß die Eingeborenen das Getreide in Garben binden. In Afghanistan und auch in dem russischen Turkestan wird das Getreide nicht in Garben gebunden; auf den abgeernteten Stellen wird nämlich sofort eine „Tenne“ eingerichtet und das Getreide hier ausgedroschen.

Am 29. August trafen wir in Schaar ein. Die Bucharen hatten uns hier einen nicht minder prachtvollen Empfang bereitet, wie im Juni-Monat. Von den mir bekannten Bucharen erkannte ich den Mirachur Rachmet-Ullah, den Udaitschi und einige andere Personen.

Schaar ist nicht gerade die richtige Benennung für die Stadt. Die Eingeborenen nennen die Stadt Schechr-Ssebs (Schachrisebs), d. h. aber nicht nur einfach Stadt (Schaar), sondern noch „grüne Stadt“. Die Stadt verschwindet geradezu in ihren dichten Gärten. Diese Gärten erstrecken sich noch weit außerhalb der Stadt selber, in den verschiedensten Richtungen hin. Es ist hier ein großer Ueberfluß an Wasser, das durch die Flüsse Kaschka-Darja und Ak-Darja geliefert wird, welche sich hier in eine Menge von Nebenflüssen und Bächen zerteilen.

Mehrere Werst lang mußten wir durch die Vorstädte reiten. Daraufhin kamen wir durch ein Thor, das uns durch eine sehr dicke Lehmmauer führte, in die Stadt selber hinein.

Das Gebäude, das uns die Bucharen zur Verfügung gestellt hatten, war diesmal nicht ohne ein wenig Komfort und sogar gewissermaßen poetisch eingerichtet. Ein kleiner Blumengarten mit einfachen, aber recht wohlriechenden Blumen war von zwei Verandas umgeben. Neben dem Blumengarten befand sich ein reiner, mit Sand bestreueter kleiner Hof. Er war von einer Seite mit Pfirsich-, Aprikosen- und Maulbeerbäumen bepflanzt, die mit ihren langen, schwankenden Zweigen bis zur Veranda reichten. Inmitten der nördlich gelegenen Veranda strömte ein Arick von ca. 2 Arschin Breite und 3/4 Arschin Tiefe. Das Gebäude atmete angenehme Ruhe und Kühle.

Man servierte uns auf der Veranda ein Frühstück; mehrere Tische waren mit zahlreichen Speisen, mit Imbissen und Zubissen bedeckt. Eine Menge verschiedentlicher Früchte reizte in angenehmer Weise den durch die Reise von 40 Werst erweckten Appetit. Auf den Tischen standen zwischen den Früchten auch einige Blumentöpfe, unter denen sich ganz besonders die Fuchsien mit ihren rosa- und purpurfarbigen Blumen hervorthaten.

Unter den Früchten fanden sich unter anderem merkwürdig große Weinbeeren. Ich übertreibe keineswegs, wenn ich sage, daß die Beeren walnußgroß waren. Die Zeit der Aprikosen war

hier schon längst vorüber', immerhin aber standen auf dem Tisch schöne, saftige und zarte Exemplare dieser Frucht, mattgelb mit einem rötlichen Anfluge. Appetiterregend schauten Pfirsiche mit ihren Purpurbacken unter den grünen Blättern, zwischen denen sie lagen, hervor.

Kaum daß wir den Staub der Reise von uns abgeschüttelt hatten, als bereits der Beg von Schaar, Alim-Beg-Perwanatschi, in unsere Wohnung eintrat. Mit ihm kam auch der Mirachur. Etwa eine Stunde lang hatten wir den phrasenhaften, ununterbrochenen Redeschwall des letzteren anzuhören. Er sprach lange und empfindungsvoll von der Krankheit und dem Tode des Herrn Weinberg, der kurz vordem in Taschkent am Typhus gestorben war.

„Weinberg-Tjura! ah-ah! uljdy! (gestorben). Was war das für ein guter Mann! Ach, wie schade um ihn! Wie gesund war er doch — und plötzlich ist er tot!“ so schwatzte der Mirachur in seinem tatarisch-persisch-russischen Dialekt.

Man könnte geradezu glauben, daß er den Tod des Herrn Weinberg aufrichtig betrauerte. Die Sache war die, daß Herr Weinberg lange Zeit das diplomatische Ressort im Turkestaner General-Gouvernement verwaltet hatte; er war vielmals in Buchara gewesen, hatte oft mit hiesigen administrativen Persönlichkeiten korrespondiert und war mit dem Mirachur Rachmed-Ullah gut bekannt gewesen. Es ist übrigens zu bemerken, daß Herr Weinberg sich eines sehr guten Rufes bei den Eingeborenen des russischen Turkestans und auch in den unabhängigen Chanaten erfreut hatte. Seine politische Thätigkeit in diesen Gebieten war in hohem Grade achtungswert.

„Hat der Doktor Tjura das Tadschikische erlernt?“ fragte mich der gesprächige Mirachur.

Ich antwortete: „Tadschiki neh midanem, ama farsi kemkem miguehm.“ (Tadschikisch verstehe ich nicht, aber persisch, das ist mir schon ein wenig bekannt.) Der Mirachur lachte.

„Tadschiki verstehst Du nicht, persisch aber verstehst Du,“ unterbrach er mich in russischer Sprache und sein ganzes breites Gesicht verzog sich in ein Lächeln.

Ich begriff damals dies Lächeln nicht; späterhin aber erfuhr

ich, daß der Mirachur völlig im Recht war, wenn er mich auslachte.

Die Tadschiken sind nämlich die Abkömmlinge der alten Perser, der ursprünglichen Bevölkerung dieses Landes; die Tadschikensprache ist die persische Sprache, nur daß sie bis zu gewissem Grade durch verschiedene hinzugekommene Wörter türkischen Ursprungs korrumpiert ist. Es war somit mindestens ein Unsinn von mir, wenn ich behauptete, daß ich persisch verstehe, aber tadschikisch nicht verstehe; das war es eben, was den Mirachur in seine spöttische Laune versetzt hatte.

Der Beg von Schaar, ein Vollblut-Usbeg, hielt sich mit vieler Würde, er redete wenig und leise. Das Würdevolle sprach sich in jeder Falte seines Brokatchalats, in jeder Windung seines kolossalen, weißen, mit goldenem Flitter geschmückten Turbans aus.

Die bucharischen Würdenträger verließen uns erst am Abend.

Am selben Abend kroch aus dem Wassergraben, der sich inmitten der Veranda befand, eine Schlange hervor und verschwand in dem Blumengarten. Sie wurde sofort aufgesucht und getötet. Es war das übrigens nur eine unschuldige gemeine Natter.

Als es völlig dunkel wurde, erschienen, in hohem Styl gesprochen, die Künstler vom Hoftheater des Emirs von Buchara, genau genommen waren das einfache Tänzer, Knaben, die mitunter während des Tages in Frauenkleidern erscheinen. Sie werden hier „Batscha" genannt. Um seine besondere Zuneigung für uns kund zu geben, hatte der Emir uns diese Tänzer zu unserer Belustigung zugesandt. Es waren das drei Knaben. Der älteste war 13 Jahre alt, der jüngste 10.

Auf dem Hofe wurden sofort Teppiche ausgebreitet und nun begannen die Künstler unter der Begleitung von Flöten und Tambourins ihren Tanz. Während des Tanzes sangen sie auch. Aber weder in ihrem Tanz, noch in ihrem Gesang lag etwas Besonderes: sie hüpften, statt zu tanzen, sie suchten die höchsten Töne herauszuschreien, statt zu singen. Der Gegenstand der Lieder blieb mir unbekannt. Die effektvolle Wirkung, die die Tänzer hervorbringen konnten, wurde bedeutend erhöht durch die gewissermaßen phantastische Umgebung der Bühne. Der Hof und die Verandas wurden durch buntfarbige Laternen beleuchtet, die an

den Zweigen der Bäume hingen. Zu dieser Beleuchtung kamen noch die hellen Sterne des dunklen unergründlichen Himmelsgewölbes. Dutzende von Köpfen der neugierigen Eingeborenen waren auf den Dächern der benachbarten Gebäude zu bemerken; sie schauten dem bei ihnen so beliebten Spiel zu.

Daraufhin erschien auf der Bühne ein Puppentheater mit dem unvermeidlichen „Petruschka" (der Polichinel der Russen) an der Spitze; es war das der gleiche „Petruschka", der bei uns in Rußland ein notwendiges Zubehör für alle Messen in Stadt und Dorf bildet.

Währenddem die Tänze aufgeführt wurden, näherte ich mich den afghanischen Gesandten und fragte sie, was sie zu den Künstlern und Tänzen sagen.

„Wir haben keine Männer als Tänzer!" antwortete mir der Kemnab." Es ist das nichts für einen Mann — bei uns tanzen die „Mardschi" — madame," fügte er in gebrochenem französisch-englischen Dialekt hinzu. „Diese Tänzer sind nichts im Vergleich mit unseren Tänzerinnen, „fuhr er fort, und schnalzte, um den Wert der Tänzerinnen so recht hervorzuheben, mit der Zunge, zwinkerte mit den Augen und machte einen ausdrucksvollen Gestus mit der Hand.

Ich konnte kaum das Ende der Puppenkomödie erwarten. Der Schlaf zog mich mächtig zu einem der breiten hiesigen Betten hin, die, reichlich mit wattierten Matratzen versehen, an den Wänden der Veranda standen. Ich legte mich ins Bett, ohne mich auszukleiden.

Es waren heute gerade 18 Tage, seitdem ich meine Kleider, ja sogar den Ueberrock nicht mehr abgelegt hatte. Gerade wie ich mich in Kabul gekleidet hatte, als ich die Stadt verließ, so reiste ich die ganze Zeit über weiter, schlief und aß in den gleichen Kleidern. Ich hatte den Entschluß gefaßt, mich auf der ganzen Reise von Kabul bis Ssamarkand nicht zu entkleiden, um mich nicht einer Erkältung auszusetzen, was sonst leicht passieren könnte. Man brauchte ja bloß nach der ermüdenden Tagereise von 70 Werst den Mantel abzulegen, um sich bei erhitzter, feuchter Haut und ermüdetem Organismus in dem Zugwind einen Rheumatismus oder das Fieber zu holen. Gegenwärtig aber hatte ich mich, indem ich das erwähnte Regime befolgte, allein unter allen den-

jenigen Personen, die aus Kabul zurückkehrten, vor den unangenehmen Gästen bewahrt, dem Fieber und Rheumatismus. Dafür aber begann mir die Haut stark zu jucken und zu prickeln: ich sehnte mich außerordentlich nach einem russischen Bad. Ich suchte mich über diese unangenehme Empfindung dadurch hinwegzusetzen, daß ich mir ausmalte, wie prächtig ich mich nach meiner Ankunft in Ssamarkand auf russische Weise baden werde. Vorläufig mußte ich mich gedulden.

Am Morgen, den 30. August, hatte der General eine Audienz bei dem Emir. Er ging allein zum Emir hin. Die afghanischen Gesandten statteten dem Emir ebenfalls einen Besuch ab, sie gingen jedoch ein wenig später als der General und gesondert von ihm.

Gegen 2 Uhr selbigen Tages verließen wir Schaar und wandten uns dem Kara-Tjubinschen-Paß zu.

Gegen 4 Uhr nachmittags kamen wir in das Dorf Koinar, woselbst eine kleine Rast gehalten wurde.

Die langen Schatten der benachbarten Piks hatten bereits die Schluchten und Thäler in den Bergen in Dunkel gehüllt, die schrägen Strahlen der untergehenden Sonne vergoldeten die Gärten und Felder des Dorfes und spielten in rosigen Farben auf den Schneefeldern der Gebirgskolosse des Hasret-Sultans, als unsre Kavalkade den Kischlak, der in einer Schlucht versteckt lag, verließ.

Der Weg führte uns längs dem Ufer eines Baches, der stellenweise mit Blöcken von verschiedenfarbigem Marmor verlagert war. Ein paar Biegungen nach rechts, noch einige nach links und wir standen am Fuße des steilen Kara-Tjubinschen-Passes. Ueber uns, in unerreichbarer Höhe, da glänzten noch die Piks des Gebirges in den strahlenden Flammen der bereits untergehenden Sonne, unter uns verdichtete sich das Dunkel immer mehr und mehr. Schon war der fröhliche Bach verschwunden, der sich rasch zwischen den Blöcken durchwand, die sein Flußbett verlagerten; nur das Geräusch der Wasserfälle und Kaskaden sprach noch für seine Nähe.

Der Weg beginnt hier im Zickzack den Berg zu ersteigen; er erhebt sich hier sozusagen in Stockwerken; ein Stockwerk türmt sich über dem anderen auf. Rechts und links zu den Seiten treten im Wechsel senkrechte Felsen und steile, in der Dunkelheit

als bodenlose, klaffende Abgründe erscheinende Böschungen auf. Dann zog sich der Weg weiter auf einem Fußpfad hin, der künstlich in den Seiten eines felsigen Hügels ausgehauen war.

Der General stieg hier vom Pferde und ging zu Fuß weiter, wobei er sich auf zwei Kosaken stützte.

Wir sind auf dem Gipfel des Passes. Hier befindet sich, wie erzählt wird, ein ungeheuerer Stein, den der mehrfach erwähnte Held, der Liebling und die Hauptperson der central-asiatischen Sagen und Legenden, der Ali hierher aus dem Thale hinaufgebracht haben soll. Man erzählt, daß auf dem Steine der Abdruck seiner 5 Finger zu sehen ist. Vielleicht aber habe ich gerade der dunklen Nacht wegen nichts davon sehen können. Bald darauf erschien übrigens der Vollmond über dem zackigen Rücken der Berge; mit seinem milden Licht beleuchtete er nun Berg und Thal, aber in den tiefen Schluchten herrschte nach wie vor die Dunkelheit.

„Radschab-Ali! kommt das Dorf Kara-Tjube bald!“ ertönte die Stimme des Generals, als wir, nachdem wir den Paß niedergestiegen, nun schon eine halbe Stunde in einem Gebirgsthal ritten.

„Jes indscha ta Kara-tepe nim-ssaat rach est, General-Saib (von hier aus bis zum Dorf ist's ein halbstündiger Ritt),“ antwortete der unermüdliche Karawan-Baschi.

Wir reiten eine halbe Stunde, ja eine ganze Stunde, von dem Dorf zeigt sich noch immer keine Spur.

„Radschab-Ali! wir reiten ja schon nun nach meiner Berechnung eine ganze Stunde,“ bemerkt der General ärgerlich. „Kommt das Dorf bald?“

„Im-ssaat, General-Saib“ (gleich).

Und noch eine gute Stunde hatten wir zu reiten, bis schließich die Feuer des Dorfes uns aus der Ferne entgegenblinkten.

Nun kam endlich das Nachtlager. In einem umfangreichen dichten Garten mit hundertjährigen Karagatschen waren einige Zelte und Jurten aufgeschlagen. Auf den Tischen war ein Imbiß serviert. Das Dessert war diesmal durch ein paar Flaschen Wein vervollständigt. Seit unserer Abreise von Kabul war kein Wein auf unserem Tisch erschienen.

Der General schenkte den Wein in die Gläser ein und

brachte einen Toast auf den Kaiser auf, denn heute, den 30. August, war sein Namensfest.

Inzwischen war der Kemnab plötzlich erkrankt. Interessant war es, daß die Krankheit, gerade so plötzlich, wie sie erschienen war, auch verschwand.

Als wir in unserem Nachtlager angelangt waren, begann er über Leibschmerzen und allgemeine Schwäche zu klagen. Ich untersuchte ihn, fand aber nichts Unnormales. Der General war jedoch scharfsinniger als ich. Er rief den Kemnab zu sich ins Zelt und riet ihm, ein wenig Wein zu trinken. Der Kemnab lehnte anfänglich den Wein ab, indem er sich auf die Vorschriften des Korans berief; er protestierte jedoch in einem solchen Ton, daß der General nur um so mehr auf seinem Vorschlag bestand. Nachdem der Kemnab einige Gläser Wein getrunken hatte, vernahm ich von ihm keine Klage mehr über seine Krankheit.

Am 31. August trafen wir in Ssamarkand ein.

Der afghanischen Gesandtschaft wurde ein prachtvoller Empfang zu teil. Die Gesandtschaft passierte die Straßen, auf denen sich die berühmtesten Denkmäler der ruhmvollen Ssmarkander Vergangenheit befinden, die Denkmäler aus der Epoche der Timuriden. Als die Gesandtschaft den russischen Stadtteil betrat, wurden von der Artillerie der Garnison 30 Kanonenschüsse abgegeben. Die Truppen, die in Bataillonen auf dem schönen „Abramowschen Boulevard“ aufgestellt waren, beantworteten den Gruß des Generals Stolettow mit einem mächtigen Hurrah. Die Gesandtschaft blieb darauf vor dem Hause des Generals Iwanow stehen und ließ die Truppen vorbeidefilieren. Nach dem Frühstück, das der Gesandtschaft im Hause des Generals Iwanow vorgesetzt wurde, fand dieselbe Unterkunft in dem schönen Garten des Ssmarkander Gouverneurs. Nach einigen Tagen reiste die Gesandtschaft von Ssamarkand nach Taschkent ab.

Am 6. September wurde die afghanische Gesandtschaft von dem turkestaner General-Gouverneur, dem General-Adjutant v. Kaufmann empfangen. Die Audienz fiel glänzend aus.

Am 10. September verließ General Stolettow Taschkent, um in Livadija der Regierung Bericht in Angelegenheiten der Gesandtschaft abzustatten.

Der Teil der Gesandtschaft, der in Kabul zurückgeblieben war, erhielt den Allerhöchsten Befehl, bis auf weitere Anordnung, nach wie vor in Kabul zu verweilen.

Auf unsere afghanischen Gäste hatte Taschkent einen recht bedeutenden Eindruck gemacht. Ganz besonders gefielen ihnen unsere Truppen und ihre Bewaffnung. Unsere Kanonen, Schnellfeuergeschütze aus Bronze-9-Pfünder, befriedigten sie übrigens nur wenig.

Speziell für sie wurden Manöver der Taschkenter Garnison arrangiert, wobei die Truppen auf Alarm zusammengerufen wurden.

Werfen wir jetzt noch einen Blick zurück auf die von uns soeben zurückgelegte Bamjaner-Route, die sogen. „königliche Route" über den Hindukusch.

Vor allem muß ich bemerken, daß die erwähnte Bezeichnung „die Bamjaner Route über den Hindukusch" nicht ganz richtig ist.

Die Bamjaner-Route führt nicht über die Hauptkette des Hindukusch, sondern über seine Abzweigungen. Wenn man jedoch behaupten will, wie das z. B. Cunningham thut, daß die Bamjaner-Route nicht nur den Hindukusch nicht kreuzt, sondern ihn gar umgeht,[1]) so verliert man sich dabei in entschiedene Einseitigkeiten. Im Westen von dem Paß Chawak zerfällt die wohlgeformte typische Bergkette des Hindukusch plötzlich in einige nahezu parallele Rücken, die hauptsächlich nach Norden streichen. Diese Rücken werden systematisch von Thälern unterbrochen, sie erniedrigen sich immer mehr und mehr, vom Centrum aus, von dem Hauptrücken sozusagen für das ganze System, dem Hindukusch, zur Peripherie. In der Partie, durch welche die Bamjaner-Route führt; ist der Wechsel von Rücken und Thälern ein terrassenförmiger. So sehen wir, daß Tasch-Kurgan, am Anfang des Bamjaner Weges, an der äußersten nördlichen Barrière des Hindukusch, bloß 1180 Fuß über dem Meeresspiegel liegt (die Höhenangaben sind nach der Karte von Kostenko's „Turkestaner Gebiet" 1870 [russisch] bezeichnet). Heibek, auf 66 Werst südlich von Tasch-Kurgan, liegt bereits 4000 Fuß hoch. Zwischen

[1]) Cunningham, „The ancient geography of India", p. 25.

Hurem und der Ebene Ruï befindet sich der erste Paß auf dem Wege nach Bamjan, der ca. 7000 Fuß hoch liegt. Daraufhin beginnt das Gebiet zu steigen und hinter Duab haben wir den ersten recht bedeutenden Paß Kisil (Kisyl) Kotel. Von hier aus wird das terrassenartige Anwachsen des erwähnten Gebirgssystems ganz besonders auffallend. Dem Paß (ca. 9000 Fuß) folgt ein Thal ca. 7000 Fuß hoch gelegen, dann folgt wiederum ein Paß, der Kara-Kotel, von 10 500 Fuß. Das Thal Kagmard (ca. 6000 Fuß) wird durch den Paß Deschti-Haschak (9000 Fuß Burslem) abgelöst. Das folgende Thal Ssaigan hat eine absolute Höhenlage von ca. 7000 Fuß, der Ak-Rabbater Paß, der dieses Thal von dem Bamjaner-Thal scheidet, hat eine Höhe von 11 000 Fuß. Das Bamjaner-Thal und seine Nebenzweige, das Thal von Kalu und Irak am Fuße der Schneekette Kuch-i-Baba gelegen, haben eine Höhenlage von 8000 bis 10 000 Fuß. Diesen Thälern folgen die höchsten Pässe auf dieser Route.

Es sind das drei Gruppen von Pässen (vielleicht auch mehr?): die östlichste hat nur einen Paß, den Schibertu, aufzuweisen, welchen vor $3^1/_2$ Jahrhunderten der Sultan Baber mit seinen Truppen passierte, als er von seinem Winterfeldzug gegen die Hesaren zurückkehrte [1]. Die zweite Gruppe und gleichzeitig die mittlere, die Irak-Gruppe, enthält zwei Pässe: den Kleinen und Großen Irak-Paß (der erste 9000 Fuß hoch, der zweite 13 000 Fuß). Die dritte Gruppe, die Kalugruppe, enthält auch zwei Pässe: den Paß Kalu (13 000 Fuß) und Hadschichak (12 400 Fuß). Die beiden letzten Gruppen der Pässe führen in das Thal des Flusses Hilmend, das bei Gerden-Divar nicht weniger als 9000 Fuß hoch liegt. Alle drei Gruppen befinden sich in dem Bergknoten, der die typische Kette des Hindukusch mit seiner nicht minder typischen Fortsetzung, dem Kuch-i-Baba verbindet.

Aus dem Thal des Hilmend gelangen wir auf den Paß Unai' auf eine Höhe von über 11 000 Fuß. Das Thal des Kabul-Flusses, in welches wir von dem letzterwähnten Paß hinab-

---

[1]) Mémoires de Baber, l. c. p. 441 u. ff.

steigen und woselbst wir uns bei Jalris auf einer Höhe von 7000 Fuß befinden, führt uns zum Paß Ssefid-Chak, von 8000 Fuß Höhe. Es ist das der letzte Paß auf dem Wege nach Kabul.

Ich glaube, daß die vorgeführten Angaben genügt haben, um den Leser völlig von dem terrassenartigen Charakter des Hindu-Kusch-Systems in der angegebenen Richtung zu überzeugen.

Wir sehen somit, daß sich auf dem Wege nach Kabul über Bamjan 10 Pässe befinden und nicht 6, wie das Burnes und andere englische Reisende behaupten.

Trotz der bedeutenden Höhe der Pässe Irak, Kalu und Hadschichak tragen sie doch nicht ewigen Schnee. Nur im Dezember, Januar, Februar und dann und wann auch im März sind sie völlig mit Schnee bedeckt. Jedoch ist das nicht immer der Fall, wie das der Leser aus dem 2. Bande meiner Memoiren ersehen wird.

Bei dieser Musterung der Pässe auf der Bamjaner-Route wirft sich von selber eine Frage von außerordentlicher Wichtigkeit auf — ihre Passierbarkeit.

Was nun die Pässe auf dieser Route betrifft, so bietet die Mehrzahl von ihnen keinerlei Schwierigkeiten in dieser Beziehung. Aber einige von ihnen sind höchst unbequem. Der Leser hat aus dem Texte dieses Werkes an entsprechenden Stellen ersehen können, worin diese Unbequemlichkeiten bestehen [1]). Zu den unbequemsten Pässen gehören der Deschti-Haschak (d. h. eigentlich der Dendan-Schikener Aufstieg zu ihm) und der Kara-Kotel (eigentlich der Niederstieg zum Thal Mader).

Das Gebirge ist an den Stellen, wo der Bamjaner Weg durchgeht, völlig waldlos: nirgends giebt es ein Bäumchen, nirgends einen Strauch, der auf natürlichem Wege aufgewachsen wäre. Die Gehänge der Berge sind bloß mit mageren Weiden

[1]) Mit Staunen lese ich bei Kostenko, in dessen Werk „das Turkestaner Gebiet" (russisch) Band II, S. 189, folgende Angaben in bezug auf die Passierbarkeit der Pässe auf der Bamjaner Route: „Nach den Mitteilungen des Chefs der zurückgekehrten Gesandtschaft, des Generals Rasgonow, bietet überhaupt die gesamte Bamjaner Route, von Tasch-Kurgan an bis Kabul, keinerlei ernstliche Schwierigkeiten für den Verkehr und zwar nicht nur mit Lasttieren, sondern auch mit Rädergefährten." Ich persönlich habe während der Reise der Gesandtschaft in Afghanistan den General Rasgonow ganz anders über den Grad der Passierbarkeit der Pässe urteilen gehört.

bedeckt, aber auch diese sind in den Monaten Juli und August bereits völlig versengt.

In den Gebirgsthälern findet der Reisende im Gegensatz eine üppige Vegetation. Aber diese Vegetation ist ausschließlich durch die Kunst des Menschen erzeugt und aufgezogen. Uebrigens hält sich die üppige Vegetation hier doch nur in einem bestimmten, sehr beschränkten Rahmen. Ueber 7000 Fuß hoch findet man hauptsächlich Gramineeen. Es sind hier nur sehr wenig Bäume. Im Bamjaner Thal z. B. wird der Baumwuchs nur durch die Silberweide, die Pappel und den wilden Apfelbaum vertreten Dafür aber sehen wir, daß die Gerste noch auf einer Höhe von 11 000 Fuß gedeiht.

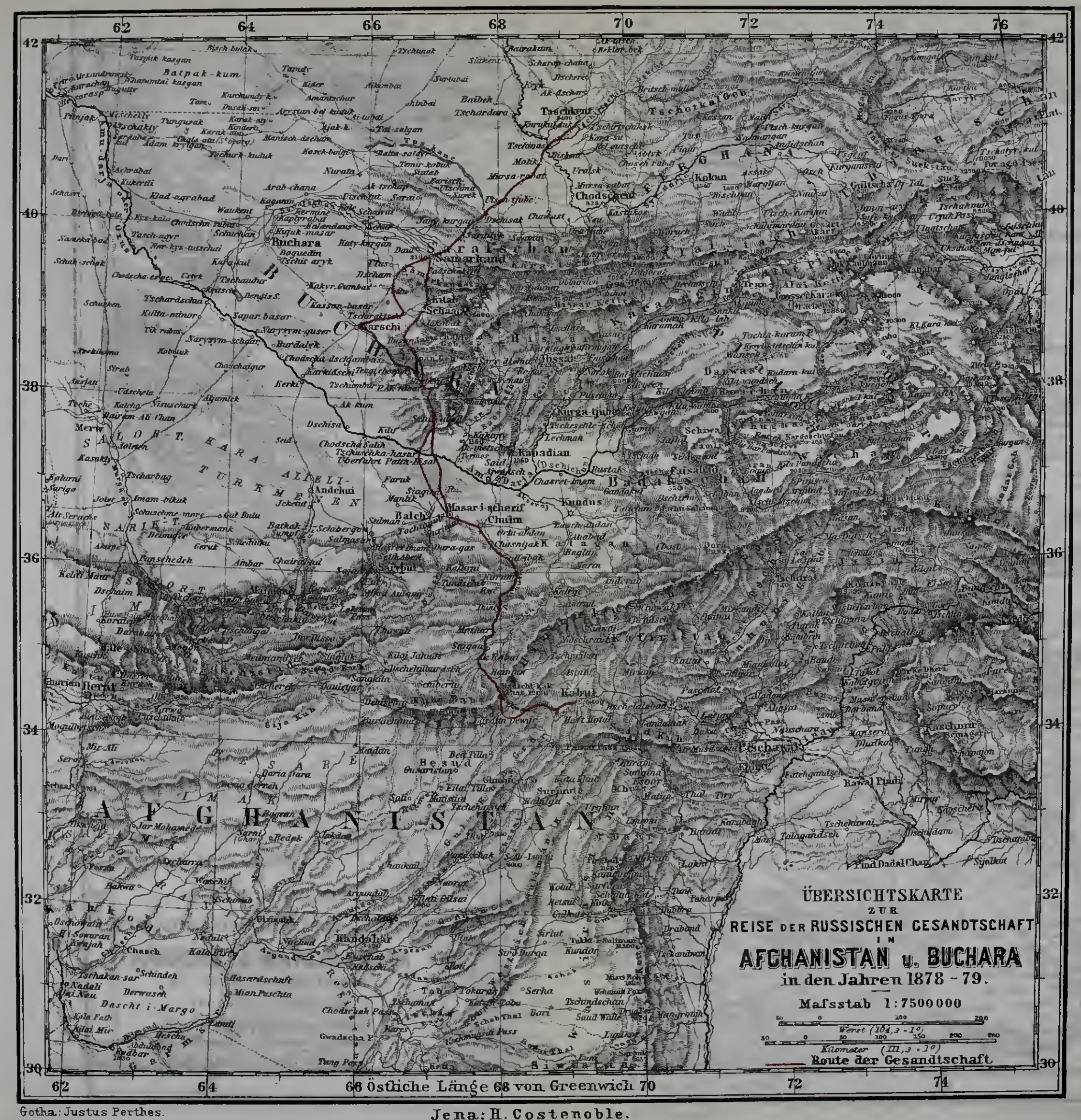
Zum Schluß bringe ich noch die Namen der Stationen in ihrer Reihenfolge vom Amu-Darja bis Kabul, mit Bezeichnung der Distanzen in Werst. Als Ausgangspunkt betrachte ich die Ortschaft Patta-Gjusar, als den zur Ueberfahrt über den Amu am meisten geeigneten Punkt in dem von mir besprochenem Gebiet:

	Werst
Patta-Gjusar (Hissar), eine kleine Niederlassung auf dem rechten Ufer des Amu, bewohnt von Turkmenen.	
Ssiagyrd, mehrere Karawanserais, umfangreiche Ruinen; es wohnen hier einige Usbegen-Familien. Wasser wenig, Fourage nicht vorhanden. Rund herum eine nackte Wüste	50
Masari-Scherif, eine Stadt, ca. 20 000 Einwohner, die Residenz des Lojnabs des Vilajets-Tschaar	30
Huri-Mar, ein Flecken mit einer befestigten Kaserne, von afghanischen Truppen eingenommen. Wasser ungenügend. Lebensmittel wenig [1]	16
Naïb-Abad, umfangreiche Niederlassung; Vegetation schwach; Bevölkerung Usbegen. Wasser genügend, aber schlechter Qualität. Fourage wenig	21
Tasch-Kurgan, eine Stadt, ca. 30 000 Einwohner — Usbegen und Tadschiken. Die Festung ist von einigen Bataillonen afghanischer Truppen besetzt	25
	142

[1]) Von Masari-Scherif bis Kabul sind die Distanzen zwischen den Stationen nach der Marschroute des Herrn Benderskij angegeben.

	Werst
Uebertrag	142
Ssajad, eine Niederlassung im Gebirge, hauptsächlich von Tadschiken bewohnt. Fourage vorhanden. Der Fluß Chulum	15
Badeßjab, eine Niederlassung, Fourage genügend; ein breiter Bewässerungskanal	26
Heibek, eine umfangreiche Niederlassung mit usbegisch-tadschikischer Bevölkerung. Fourage in Ueberfluß. Der Fluß Chulum	25
Ssar-Bag, eine große Niederlassung; viele Gärten und verlassene Häuser. Fourage genügend. Der Fluß Chulum	30
Hurem, von Tadschiken und Usbegen bewohnt. Alles genügend. Der Fluß Chulum	13
Ruï, Ort, ein Gebirgsthal, Weideplatz; verschiedene Felder vorhanden; in einigen Werst zwei Dörfer. Der Fluß Chulum	25
Duab, kleine Niederlassung; die Einwohner Tadschiken. Fourage wenig. Die Quellen des Flusses Chulum .	27
Mader, kleine Niederlassung. Fourage vorhanden. Der Bach Mader	26
Schisch-Burtsch, ein schönes Thal mit vielen befestigten Dörfern. Fourage in Ueberfluß. Der Fluß Kagmard . . .	26
Ssaigan, umfangreiche Niederlassung, in einem fruchtbaren Thal; Bevölkerung Usbegen, es sind aber auch Tadschiken vorhanden; das Flüßchen Ssaigan	24
Rigi-Nón, Ort; nur wenige Niederlassungen in der Nähe. Wasser vorhanden (Bäche), aber keine Fourage . . .	22
Bamjan, unser Rastpunkt — ein kleiner Pappelhain. Im Thal sind viele befestigte Dörfer verstreut; eine Menge von Höhlen. Fourage genügend. Der Fluß Bamjan	34
Mahomed-Toptschi, befestigtes Dorf (Schloß). Fourage vorhanden. Fluß Bamjan	18
Das Thal Irak, viele befestigte Dörfer im Thale. Fourage vorhanden. Das Flüßchen Irak	16
Kala-Charsar-Befestigung. Fourage sehr spärlich; der Bach Abi-Charsar	35
	504

	Werst
Uebertrag	504
Gerden-Divar, Befestigung. Fourage wenig; der Fluß Hilmend	21
Sser-Tscheschmeh, Niederlassung; Bevölkerung teilweise Hesaren, teilweise Afghanen. Fourage genügend. Quellen des Kabulflusses	36
Koti-Aschru, große Niederlassung, im weiten Thale Maidan gelegen. Alles genügend	30
Kalja-i-Kasy, kleine befestigte Niederlassung. Alles genügend. Arick	26
Kabul, Hauptstadt von Afghanistan, gegen 60 000 Einwohner; am gleichnamigen Fluß. Im Norden ein großer See	15
Somit von Patta-Gjusar am Amu-Darja bis Kabul	632



ÜBERSICHTSKARTE
ZUR
REISE DER RUSSISCHEN GESANDTSCHAFT
IN
AFGHANISTAN u. BUCHARA
in den Jahren 1878 - 79.
Maſsstab 1:7500000
Werst (104,3 = 1°)
Kilometer (111,3 = 1°)
Route der Gesandtschaft
Östliche Länge von Greenwich
AFGHANISTAN
BUCHARA
Taschkent
Samarkand
Buchara
Karschi
Kokan
Chodschend
Merw
Andchui
Balch
Masar i scherif
Kundus
Badakschan
Kabul
Herat
Kandahar
Pischawer
Gotha: Justus Perthes.
Jena: H. Costenoble.


UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 12 01 07 03 020 8